Inhalt.

Seite

I. Geschichte der epischen Dichtkunst der Griechen 9

Erstes Kapitel.

Von den Orgien und Mysterien der orphischen Vorzeit, und den verschiedenen Meinungen der Alten darüber - - - - - - - 12

Zweites Kapitel.

Historische Andeutungen von dem frühesten Bildungszustande und der ältesten Dichtart der Hellenen - - - - - - - - - - - 27

Ueber die Natur des alten Hymnus - - - 39

Drittes Kapitel.

Von dem epischen Gesange in der vorhomerischen und in der homerischen Zeit - - - - - - - - - - - - - - - - - - 43

Viertes Kapitel.

Ansichten und Urtheile der Alten von den homerischen Gedichten - 67

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der aristotelischen Grundsätze über die epische Dichtart - - - - - - - - - - - - - - - - - - 83

Sechstes Kapitel.

Kunsturtheil der spätern Kritiker von den homerischen Werken - - 109

Siebentes Kapitel.

Ansichten der Neuern von der Naturpoesie - - - - - - - - - 121

Achtes Kapitel.

Von der Aechtheit und Diaskeuase der homerischen Gedichte - - - 132

Neuntes Kapitel.

Von der hesiodischen Periode des epischen Zeitalters und von der Schule der Homeriden - - - - - - - - - - - - - - 153

Ueber die hesiodischen Weltalter und die homerische Heldenzeit - - - - - - - - - 158

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos - - - - - - - - - - - - - - - 170

II. Bruchstücke zur Geschichte der lyrischen Dichtkunst - - - - - - - - - - - - 183

1. Ionischer Styl der lyrischen Kunst - - - - - - - - - 185
(Bis hieher geht die alte Ausgabe von 1798.)

2. Vorarbeiten zur Geschichte der verschiedenen Schulen und Epochen der lyrischen Dichtkunst bei den Hellenen. 1795.
   1. Zur Geschichte und Charakteristik der ionischen Schule. - 201
   2. Charakter der aeolischen Schule - - - - - - - 211
   3. Von der dorischen Schule und dem dorischen Styl in der Dichtkunst - - - - - - - - - - - - - - 225

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

Fried. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Vierter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Friedr. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Vierter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang
1846.
Gedruckt bei [illegible]

Studien

des

classischen Alterthums.

Zweiter Theil.

Vorrede.

Was von dem größeren Werke über die Geschichte der Griechischen Poesie vollendet war, ist in dem vorigen Bande geliefert worden. Mehrere dazu gehörende einzelne Abhandlungen und frühere Vorarbeiten, so wie der erste Entwurf des Ganzen, sind in diesem Bande enthalten; noch einige andere Stücke und fertig gearbeitete Ausführungen von verwandtem Inhalt und aus derselben Zeit, werden vielleicht noch in einem der folgenden Bände ihre Stelle finden. Der bei weitem größere Theil gegenwärtigen Bandes betrifft aber nicht mehr die Poesie und Kunst der Griechen allein, sondern vornehmlich die innre Sittengeschichte, die politischen Gebräuche, und die welthistorische Entwicklung der beiden classischen Völker des Alterthums.

Für die Idee des Schönen, welche als das göttlich Positive, das herrschende Princip und die ewige Grundlage in der Kunst und den Sitten, wie überhaupt in der gesammten Bildung der Griechen war, erweitert sich nun die

Aussicht und der Gesichtspunkt, indem hier an einzelnen, in einer oder der andern Beziehung besonders merkwürdigen Beispielen entwickelt wird, wie jene Idee des Schönen auch in das Leben eingriff und einwirkte, und es so ganz eigenthümlich gestaltete. Es bilden diese Versuche insofern den Uebergang von einer bloß auf das Einzelne gerichteten kritischen Forschung über den Text der classischen Werke oder der historischen Thatsachen, zu einer allgemeinen und mehr philosophischen Uebersicht und Betrachtung, worin das Ganze der alten Kunstbildung und Weltgeschichte wissenschaftlich umfaßt würde, und wodurch die gesammte Alterthums-Kunde nach Einer großen Idee, fest begründet und klar geordnet, in zureichender Vollständigkeit auftreten und dargelegt werden könnte. Dieses war der Gedanke, welcher der ganzen Unternehmung in allen diesen jugendlichen Vorarbeiten zum Grunde lag.

Für die Römer aber und den Charakter ihrer Bildung und Geschichte, weil auf diese die Kunst und Idee des Schönen nicht mehr anwendbar oder doch nicht zureichend zur Erklärung befunden wird, ist hier die Idee des Großen zum Grunde gelegt, nachdem die Römer selbst in der Kunst, wo sie dieselbe eigenthümlich aufgefaßt haben, mehr nach dem Großen als nach dem Schönen streben. Dieses Große, welches die Römer in allen ihren Hervorbringungen wie im Leben, in den einzelnen Charakteren wie im Ganzen auszeichnet, beruht aber nicht immer auf einer eigentlich sittlichen Gesinnung, wenigstens nach unsern Begriffen von einer solchen; sondern vielmehr auf einer freien und vollständigen Entfaltung der großen Naturkraft, wie dieser Unterschied an einem glänzenden Beispiele in der Charakterschilderung des Caesar

besonders deutlich hervorgehoben und bemerklich gemacht worden ist. Aus solcher freien Entfaltung glücklicher Naturanlage war bei den Griechen die schöne Kunst, in jener ihnen eigenthümlichen Vollkommenheit hervorgegangen, wie bei den Römern ihre Thatengröße; weshalb beides noch auf verwandtem Grunde und dem gleichen Boden ruht, das Schöne in der Kunst der Griechen und das Große in dem Leben der Römer, und sich daher auch nach demselben Charakter freier Naturbildung des Menschengeistes historisch an einander reiht.

Die Beurtheilung und Erklärung sittlicher Gegenstände und Charaktere aber, nach jenen beiden Kunst- und Natur-Ideen des Schönen und des Großen, hat für unsere Denkart immer etwas Paradoxes und kann leicht anstößig erscheinen. Ich hoffe jedoch, indem ich bemüht war, das Alterthum nach seiner eignen Idee ganz so aufzufassen, wie es wirklich gewesen ist, nirgends der Wahrheit unserer reineren sittlichen Ideen zu nahe getreten zu sein oder etwas vergeben zu haben; indem diese, wenn nur die gebührende Unterscheidung der Gesichtspunkte beobachtet wird, mit der Anerkennung und Bewunderung der großen Kraft in den alten Sitten und Charakteren sehr wohl zusammenbestehen kann. Die sämmtlichen in diesem Bande enthaltenen Aufsätze sind in den ersten Jahren meiner literarischen Laufbahn, von 1794 — 1796 und dann bis 1798 abgefaßt, gegenwärtig aber im Einzelnen sehr erneuert und beinahe völlig umgearbeitet worden; indem ich jedoch zugleich bemüht war, sie im Ganzen und Wesentlichen, was nähmlich die darin herrschende und zum Grunde liegende Idee und kritische oder geschichtliche Auffassung betrifft, durchaus unverändert zu lassen. Von dieser eigenthümlichen Behandlungsweise und Art der

Umgestaltung werden sich diejenigen leicht überzeugen können, welche die frühere Gestalt dieser Versuche mit der jetzigen vergleichen wollen. Mich hat dabei der Gedanke geleitet, daß alles, was in der Alterthumswissenschaft einigen Werth haben soll, diesen vor allen auch durch eine große Sorgfalt im eignen Ausdruck, wie durch ein Gepräge von Styl und Kunst in der ganzen Behandlungsweise, bewähren muß.

1.

Von den Schulen der griechischen Poesie. 1794 *).

Der erste Blick des Forschers auf alle noch vorhandnen ganzen Werke und Bruchstücke der griechischen Poesie verliert sich in ihre unübersehliche Menge und Verschiedenheit, und erregt fast Zweifel an der Möglichkeit, in ihnen ein Ganzes finden zu können. Ohne die Einsicht in dieses aber wird seine Kenntniß immer dürftig und unsicher bleiben müssen; und dennoch darf er es nicht wagen, durch willkührliche Eintheilungen der Wahrheit Gewalt anzuthun, um einen künstlichen Zusammenhang zu erzwingen. Aber es bedarf auch dieser willkührlichen Eintheilungen nicht. Die Natur selbst, welche die griechische Poesie als ein Ganzes erzeugte, theilte auch dieses Ganze in wenige große Massen, und verknüpfte sie mit leichter Ordnung in Eins. Diese Unterschiede

*) In wiefern die hier gegebne Eintheilung und anordnende Uebersicht des Ganzen der Kunstgeschichte der griechischen Poesie, in diesem ersten Umriß noch viel zu beschränkt vorgezeichnet worden, und in einem ungleich größeren Maaßstabe aufgefaßt werden muß; das wird aus den ausführlichen, späteren Ausarbeitungen über denselben Gegenstand hinreichend hervorgehen. Weil aber die Idee des Ganzen hier zuerst aufgestellt worden, so habe ich diesen Aufsatz, mit welchem meine literarische Laufbahn 1794 begonnen hat, nicht gänzlich umgestalten, wenigstens einzelne kleine Berichtigungen ausgenommen, nichts darin verändern oder hinzusetzen wollen, wodurch jene Grund-Idee wesentlich berührt würde. Es mag derselbe hier, als Denkmahl zur Erinnerung jener früheren Zeit, seine Stelle finden, und auch noch jetzt für die Freunde kunstgeschichtlicher Forschungen in dieser Beziehung einigen Werth haben.

und Verknüpfungen aufzusuchen, die natürlichen Gattungen und Stufen der griechischen Poesie, den Zusammenhang derselben, ihren Charakter, ihre Gränzen und Gründe genau zu bestimmen; das ist der Gegenstand dieses Versuchs.

Es sei zu diesem Behufe erlaubt, den Ausdruck „Schule" von der bildenden Kunst zu entlehnen. Dieser Ausdruck bezeichnet hier wie dort, eine regelmäßige Gleichartigkeit des Styls, durch welche eine Gattung oder Reihenfolge von Künstlern sich von den übrigen absondert, und ein künstlerisches Ganzes bildet. Diese Gleichartigkeit des Styls braucht aber nicht immer so, wie bei der bildenden Kunst, durch Unterricht fortgepflanzt zu sein; obwohl bei den griechischen Dichtern selbst eine Art von Unterricht in der Kunst Statt gefunden haben muß, indem wir bei vielen der berühmtesten, neben ihren Lehrern in andern Künsten, oft auch ihre Lehrer in der Poesie genannt finden. Nur zufällig darf sie nicht sein, sondern sie muß aus einem natürlichen innern Grunde entspringen, und also naturgemäß und unter gewissen Voraussetzungen nothwendig sein. Der Zusammenhang nach Zeit und Ort führt uns auf die Regelmäßigkeit der Uebereinstimmung; und diese giebt uns den Leitfaden an die Hand, ihre innere Nothwendigkeit zu entdecken.

Die Bestimmung der Schulen und ihrer Gränzen, die Kriterien dessen, was einer jeden Schule angehört, und die Aufzählung der Werke, welche sie umfaßt, ihre Charakteristik, die Entwicklung der Idee, welche sie beherrschte und lenkte, der wesentlichen Eigenschaften und innern Gründe, aus welchen ihr Charakter und ihr Ton entsprang; dieses ist das erste und nothwendigste Erforderniß zu einer gründlichen Kenntniß der griechischen Poesie. Durch das Zusammennehmen alles Gleichartigen, wird das Einzelne verständlicher; viele von den Dunkelheiten, welche auch bei dem anhaltendsten Studium des Einzelnen über dessen Charakter übrig bleiben, werden aufgehellt. Die gefundne Regelmäßigkeit hilft die Gründe, die wesentliche Beschaffenheit und naturgemäße innre Nothwendigkeit einer jeden Kunstform und Art entdecken, und giebt uns einen festen Standpunkt, aus welchem wir es wagen dürfen, aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu

schließen. Wir dürfen selbst verlornen Theilen des Ganzen ihre künstlerische Bedeutung und Geltung nach dem geschichtlichen Zusammenhang in diesem bestimmen; und gelangen endlich, welches nur auf diesem Wege möglich ist, zur Erkenntniß des großen Ganzen der gesammten alten Kunstentwicklung. Bis zur vollständigen Ausführung einer vollendeten Geschichte der griechischen Poesie, möge der nachfolgende erste Umriß diese Idee der Prüfung der Kenner empfehlen.

Die Charakteristik einer Schule der griechischen Poesie beurtheilt und charakterisirt erstlich die Darstellung; entweder an und für sich, ihre Vollkommenheit und Richtigkeit, und strenge, naturgemäße Allgemeinheit; oder ihre Organe. Diese sind Formen, die Dichtarten; oder sie sind materiell, und deren sind drei: Sage und Mythus, Dichtersprache und Metrum. Ferner bestimmt sie, ob und inwiefern der darstellende Kunstgeist das Dargestellte empfangen oder erzeugt hat; sie bestimmt das Natürliche und das Ideale oder Erdichtete in der Darstellung. Es giebt zwei Elemente der Kunst; Darstellung und Schönheit. Nächst der Kunst, wird also die Schönheit charakterisirt und beurtheilt, ihre Theile, ihr Inhalt oder Sinn, die Erscheinung desselben, und die Verhältnisse beider. Zu der vollständigen Kenntniß einer Dichter-Schule gehört aber, außer der Kenntniß ihres Charakters, auch noch die Kenntniß der Gründe, aus welchen dieser entsprang, fortdauerte und unterging, und die des historischen Zusammenhanges im Ganzen.

Es giebt in der griechischen Poesie vier Hauptschulen: die Jonische, die Dorische, die Atheniſche und die Alexandrinische. Es giebt noch außer diesen Künstler, welche durch Gleichartigkeit des Styls wohl eine Classe bilden, die aber künstlerisch nicht wichtig genug ist, um den Nahmen einer Schule zu verdienen. Es giebt einzelne Künstler, welche sich nicht leicht unter irgend eine Schule ordnen lassen; es giebt eine Periode, wo es gar keinen Styl, also auch keine Schule, mehr gab; es giebt endlich Perioden, über welche sich mit Sicherheit fast gar nichts festsetzen läßt. Dieß gilt vorzüglich von der vorhomerischen Zeit, die deshalb hier mit Stillschweigen übergangen wird.

Die homerischen Werke, Hesiodus, und einige Fragmente, nebst den römischen oder alexandrinischen Nachbildungen verlorner epischer Dichter dieser Zeit und Gattung, sind, was wir noch von der jonischen Schule besitzen. Die Darstellung in den Werken derselben ist noch nicht reine, schöne Kunst; Poesie, Geschichte und Philosophie waren noch nicht getrennt. Es gab, statt dieser, nur Eines: den Mythus oder die Sage, als den Keim, aus welchem sich später alle drei allmählich entwickelten. Der Mythus war nicht bloß Stoff der Poesie, sondern selbst Zweck; sein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Prosa, war das Metrum, ursprünglich nichts als ein natürliches Medium des Gedächtnisses und Träger der gemeinsamen Erinnerung aller Sage bei den alten Völkern. Man kannte nur eines, den Hexameter, welcher dem Sinne am leichtesten und dem Gedächtnisse am faßlichsten ist. Es gab nur zwei Formen, das Epos und den Hymnus; oder eigentlich nur eine, denn auch der Hymnus war episch; den ältern orphischen Hymnus würde ich nicht zu dieser Schule rechnen. Diese Form war die einfachste und leichteste, die Erzählung; die epische Erzählung aber war früher Medium und Träger des Mythus und der Sage, als reines Medium der Schönheit und der Darstellung, was doch Formen der Poesie sein sollten. Die Organe der Poesie waren unter den Griechen früher vorhanden, als die letztere selbst; aber in den Hervorbringungen der jonischen Schule, war doch Poesie schon bei weitem das Ueberwiegende, wenn man sie auch zu Zeiten noch nicht als Werke der Kunst betrachten kann und sie bloß als mythische Erzeugnisse und Bruchstücke der Sage ansehen und auffassen muß. Der Mythus oder der Stoff der Sage ist in diesen alten Gedichten im hohen Maaße poetisirt, das Metrum erhebt sich oft zur musikalischen Schönheit oder zum pathetischen Ausdrucke, die Sprache ist höchst anschaulich und leicht. Die Darstellung ist durchaus naturgemäß, und daher allgemeingültig, richtig und unübertrefflich wahr. Die gegenseitige Beziehung der Theile, der innre Zusammenhang des Ganzen im Epos, verkündigt die künftige künstlerische Selbstständigkeit des Drama. Vergebens bemüht man sich aus innern Gründen die Ordnung der Iliade für neuer und unächt zu erklä-

ren, wenn man es nicht aus äußern darthut; denn in der einzelnen Rhapsodie ist schon dieselbe schöne Einheit, harmonische Fortgleitung und Zusammenstimmung, oder wohlbemessne und künstlerisch empfundene klare Ordnung der Darstellung, wie in dem Ganzen. Das Ideale im Stoff ist überhaupt viel später, als das in der Form; und doch findet sich auch das erste im Homer, in der Naturvollkommenheit seiner heroischen Charaktere. Jeder Held ist bei ihm der höchste in seiner Art, und dieß ist nicht Natur, sondern Ideal; allein im Ganzen war freilich das Ueberwiegende in der Darstellung, Natur vor dem Ideal; eben so überwog, in dem hervorbringenden Dichtergeiste, wie in dem vernehmenden Kunstsinn, die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit; und in dem Schönen, die Erscheinung den Inhalt. Daher ist in den Erzeugnissen dieser Schule so viel Reichthum und Wechsel und Fülle der reizenden sinnlichen Erscheinung; so viel natürliche Anmuth und Leichtigkeit, kurz so viel schönes Leben; das höhere Geistige aber durchschimmert nur noch sanft jene Hülle, wie das sittliche Gefühl eines seelenvollen Knaben. Die äußern Verhältnisse des Künstlers, die günstigen Anlagen der Natur, welche in dieser Periode den Trieb des Schönen erzeugten und nährten, sind zur Genüge bekannt.

Die Kennzeichen, nach welchen man die Gränzen der jonischen Schule leicht bestimmen kann, sind Zeit und Charakter, die epische Form, und das Jonische im Dialekt, den Sitten und im Styl. Nur abwärts sind diese Gränzen nicht so leicht zu bestimmen; denn zwischen der jonischen und der darauf folgenden Schule fällt ein bedeutender Zwischenraum, welcher wohl viel Merkwürdiges, aber auch viel Unbekanntes und manches Dunkle enthält. Der Charakter der jonischen und der dorischen Schule müssen die beiden festen Punkte sein, von denen man bei der Untersuchung ausgeht; aber kaum läßt sich hoffen, alle Schwierigkeiten zu lösen, und alle Kunstwerke auf eine befriedigende Art zu ordnen. In diese Zwischenzeit fallen zwei Classen von Dichtern, von denen sich vermuthen läßt, daß ihr Styl gleichartig war, die mir aber den Nahmen Schule, nicht zu verdienen scheinen. Die ersten sind die Gnomiker Theognis, Phocylides, u. s. w. meistens Jonier; die andern, die

sogenannten Physiologen Empedokles, Xenophanes, Parmenides. Sie dichteten jonisch, und Empedokles vorzüglich homerisch. Vielleicht besitzen wir im Lucretius eine Nachbildung von dem Style des Zuletztgenannten.

Ganz verschieden von dem jonischen Geiste war der dorische. Diese Verschiedenheit äußerte sich in Gebräuchen, Sitten, Gesetzen, in dem Charakter der Sagen und Mythen, im Dialekt, der Musikart, und auch in der Poesie. Die Eigenthümlichkeiten und der Umfang dieser letztern sind so bedeutend, ihre Unterschiede von der übrigen griechischen Poesie so ausgezeichnet und zusammenhängend, sie entspringen so ganz aus dem dorischen Stammcharakter und der besondern dorischen Sittenbildung, daß wir genöthigt sind, eine eigne dorische Schule in der griechischen Poesie anzunehmen. Die Dorier waren der ältere, reinere, vorzüglich hellenische Stamm; und die beiden eigenthümlichen Produkte des griechischen Geistes, Gymnastik und Musik, sind größtentheils ein Werk der Dorier. Es ist nicht von der ersten Erfindung die Rede; aber die Dorier vorzüglich gaben diesen beiden wesentlichen Formen und Bestandtheilen der hellenischen Erziehung, Gestalt, Bildung und Vollendung. Sie entfalteten sich am vollständigsten und blühten am schönsten vorzüglich unter den Doriern, welche ihre Thätigkeit mehr auf sie einschränkten, nicht so zerstreuten, wie die Jonier. Gymnastik und Musik machten die ganze ursprüngliche griechische Erziehung und Bildung aus, die von Anfang mehr nur eine Sitten- und Gefühlsbildung, als eine eigentliche Geistesbildung war; und der dorische Geist ging nie weit über diese Gränzen hinaus. Unter Musik im alten Sinne des Wortes, war auch lyrische Poesie begriffen; dieser poetische Theil der Musik erhielt ganz dorische Bildung und dorischen Ton, und diese gesammte dorische Lyrik macht eben die dorische Schule aus. Die Elegie, das Epigramm und das Idyll gehört aber nicht zu dieser Lyrik, sondern nur das gesungene Lied, oder Melos. Daß dieses ein dorisches Produkt sei, beweisen die vorhandenen Werke und Fragmente selbst; die bestimmtesten Nachrichten, daß die meisten lyrischen Dichter dorisch geschrieben haben, unter andern aber auch die Thatsache, daß selbst

der Chor der athenischen Dramen sich in Form und Mundart noch zum Dorischen hinneigt.

Die Kriterien, um die Gränzen dieser Schule zu bestimmen, sind erstlich die Dichtart, nähmlich eigentliche Lyrik im alten Sinne des Worts; und dann das dorische im Dialekt und im Charakter. Doch wird man eigentliche lyrische Werke aus der Zeit in welcher dorische Kunst blühte, wenn jene auch Aeolisch, wie die des Alcäus und der Sappho, oder selbst Jonisch, wie die des Anakreon, geschrieben sind, vielleicht am besten zu dieser Schule rechnen können; denn sie gehören zur eigentlichen Lyrik, und diese ist im Ganzen ein dorisches Gebilde. Die Zeit ist wohl ein Kennzeichen, um von dieser Schule auszuschließen, wie den Leonidas und Theokrit, welche beide aber, ungeachtet des Dialektes, auch deshalb nicht dazu gerechnet werden könnten, weil ihre Werke nicht zur eigentlichen lyrischen Gattung gehören; aber sie ist kein gültiges Kennzeichen, um ein Werk dazu zu rechnen. Denn es giebt zu gleicher Zeit Poesien und Poeten, welche man weder zur jonischen, noch zur dorischen, noch zur athenischen Schule rechnen kann, sondern die mehr allein stehen, wie die jonischen Jambendichter und Meister der älteren Elegie eine besondere Abtheilung der jonischen Dichtkunst bilden, und noch mehr Epicharmus und die dorischen Anfänger des Drama, welche sich nicht in jene Ordnung der vier Hauptschulen und Kunststufen einreihen lassen. Da die übrigen und größten dorischen Dichter sich aber fast ausschließlich der lyrischen Kunst gewidmet und dieser ihre eigenthümliche Gestalt und kunstreiche Form gegeben und sie vollendet haben, so gebühret nur ihr der Nahme einer dorischen Kunst; im Epos und Drama müssen sie den Joniern oder den Athenern den Preis überlassen. Die ältesten Elegiker sind Jonier, vermuthlich also die Elegie selbst eine jonische Erfindung, besonders da das Metrum nur ein veränderter Hexameter ist. Bei der Betrachtung der lyrischen Kunst der Hellenen ist aber vorzüglich nur von dem Melos, dem gesungenen strophischen Liede, und dem Chor, als dem gemeinsamen größeren Melos die Rede; und diese sind ein Erzeugniß der dorischen Schule. Der Anfang derselben ist sehr in Dunkel verhüllt. Das Ende der dorischen Lyrik und Musik aber fällt, allem Vermuthen nach,

zusammen mit dem Verderben ihrer Sitten und Staaten, einer Folge des Ehrgeizes beider feindlich gegen einander stehenden Griechen-Stämme. Während ihrer Blüthe scheint die dorische Kunst sich selbst gleich gewesen zu sein, es ist keine beträchtliche Verschiedenheit getrennter Kunstepochen und wesentlicher Hauptveränderungen im Styl, sondern nur ein steter regelmäßiger und stufenweiser Fortgang der harmonischen Ausbildung in ihr sichtbar. Außer dem Pindar besitzen wir von den Werken dieser Schule noch eine sehr beträchtliche Anzahl Bruchstücke und römische Nachbildungen. Berühmte Dichter derselben waren: Bakchylides, Ibykus, Korinna, u. s. w.

Der beste Commentar zum Studium dieser Schule ist der Charakter der Dorier selbst während ihrer schönsten Zeit, welchen man aus dem Thucydides und auch aus dem Pindar kennen lernt. Der Styl ihrer Sitten war Größe, Einfalt und Ruhe; friedlich und doch heldenmüthig, lebten sie in einer edlen Freude. Eben dieser Geist der Größe, Einfalt und Ruhe, beseelte auch ihre Verfassungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eunomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine schöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre Bildung, ihre Tugend selbst war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Hang zur Verschwendung und Ausschweifung, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die dorischen Verfassungen und Sitten verderbte, so verschwand auch ihre Tugend, und mit dieser ihre Kunst, welche nur der Abdruck ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menschliche Geschlecht durch ihre Philosophie umgestaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr werth; mit einem Streich fiel Alles dahin.

Eben diesen Charakter der Größe, Einfalt und Ruhe, finden wir in der Schönheit der dorischen Dichtkunst ganz wieder. Die dorische Schönheit ist nicht die höchste innere Selbstständigkeit des erfindenden und dichtenden Geistes, sondern ein freies Erzeugniß einer edlen und gebildeten Natur. Dieses freie Entstehen aus bloßer Entfaltung der Natur, ohne Absicht und Zwang, aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile, und dadurch den Schein der Vollendung. In dem dorischen Geiste

ist Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit im Gleichgewicht. Das Wesen der Darstellung steht hier in der Mitte zwischen Natur und Ideal, es ist Auswahl edler Natur; daher sind die Gränzen der dichterischen Welt und Sphäre enger beschränkt, als in der vorigen und in der folgenden Schule. Die Darstellung des Sinnlichen ist weniger anschaulich als in der jonischen Schule, und die Darstellung des Geistigen weniger klar als in der atheniſchen; der Grund liegt in der sittlichen Richtung und in der anschauenden Ruhe des sinnigen Kunstgeistes. Zur Reinheit hat die Poesie große Fortschritte gemacht, und nur selten darf ein poetisches Werk bloß als mythisches Erzeugniß angesehen werden. Die einzig vorherrschende Form ist Lyrik, so wie das Epos eine ausschließlich jonische Form, und als Drama die Athenische ist; und man darf nie vergessen, daß diese Lyrik selbst nichts anders ist, als der poetische Theil der Musik. Die dorische Lyrik ist eine veranlaßte Poesie, oder eine Kunst des Angenehmen, welche ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie ist der Mund des Ruhmes, und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik eine bloß angenehme Kunst ist, ist Metrum und Sprache nicht bloß Mittel in ihr, sondern muß an und für sich schön sein; das Metrum ist musikalische Schönheit, sein Ton, wie der Ton der Sprache, ist sanfte Pracht. Der dorische Mythus und Sagenstyl ist edler, der jonische reicher. Die Bildung der Edlen und die väterliche Sitte beherrschten und lenkten die Kunst; nur innerhalb dem Raume, welchen diese der Kunst anwiesen, ward das Schöne erkannt und begünstigt. Um diese Gränzen zu überschreiten, hätte die Kunst eher Widerstand als Begünstigung erwarten dürfen.

Im Epischen und Lyrischen blieb den spätern Künstlern wenig mehr übrig, als den Joniern und Doriern zu folgen; aber die vollkommenste Form der Poesie, das Drama, war noch so gut als gar nicht vorhanden. Es ist das eigenthümliche Werk und Erzeugniß der athenischen Schule. Sollten auch die Athener die ersten Anfänge des Drama nicht erfunden haben, so waren sie es doch, die ihm Gestalt, Bildung und Vollendung gaben. Vornehmlich nur dramatische Werke können zur athenischen Schule gerechnet werden; denn es ist sehr unwahrscheinlich

daß sie im Epischen oder selbst im Lyrischen, die einzige dithyrambische Gattung vielleicht ausgenommen, bedeutend oder eigenthümlich genug gewesen sein sollten, um eine eigne Schule darin zu bilden; sie werden darin mehr den Joniern und Doriern gefolgt sein. Die Gränzen dieser Schule bestimmen sich daher von selbst, und haben nicht die Schwierigkeit wie die Gränzen der vorigen Schulen. Die Werke, die wir noch besitzen, sind die tragischen Gebilde des Aeschylus, Sophokles, Euripides, dann Aristophanes, die Fragmente andrer komischer und tragischer Dichter, und die römischen Uebersetzungen und Nachbildungen im Plautus und Terenz, von ganzen Werken der neuern Komiker, des Menander, Apollodor, Philemon, Demophilus, Diphilus.

In Athen ward die Poesie zu einer reinen Kunst des Schönen; die Darstellung war ganz ideal, und der Stoff und alles Aeußerliche der Kunst nichts als Organ, und als solches zur höchsten Vollkommenheit in der Form und nach dem Ideal aufstrebend. Die metrische Kunst der dramatischen Sylbenmaaße, sowohl in dem mehrentheils jambischen, dialogischen, als in dem strophisch gesungenen und chorischen Bestandtheil, ward nun ein Mittel und Werkzeug des höchsten leidenschaftlichen, so wie des höchsten sittlichen Ausdrucks für Charakterhoheit und Würde. Eben so die Diction, welche bei der höchsten sittlichen und gesellschaftlichen Regsamkeit und Ausbildung des Menschen die feinsten und verborgensten Aeußerungen seiner Natur bezeichnen lernte. Wenn sie im Anfang weniger schön war, so vereinigte sie in ihrer Vollendung, mit der Hoheit und dem Adel der Dorischen, noch jene scharfe Bestimmtheit und den umfassenden Reichthum, welche dieser fehlten. Außer dem Mythus im tragischen Sagenkreise, gehörte nun auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben, für die Komödie und das spätere Drama zur Sphäre der Poesie. Und dadurch erhielt jede erhabene, schöne und hinreißende Leidenschaft, oder auch erhabener und schöner Charakter, was die Alten Ethos und Pathos nennen, als der eigentliche Gegenstand der Poesie, bei den Athenern seinen weitesten Spielraum; von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung,

die sein Kunstgesetz ist. Die Athener sind die Erfinder des Tragischen und Komischen in der Dichtkunst; sie gaben den tragischen und komischen Darstellungen die Form, welche allein den vollständigsten Umfang mit der höchsten künstlerischen Selbstständigkeit vereinigt; sie sind die Erfinder des Drama's. Der belebende Trieb und die beseelende Kraft der Kunst war hier der Charakter der Athener selbst, die freieste Regsamkeit und höchste Entfaltung der ganzen menschlichen Natur, die äußerste sittliche und geistige Schnellkraft, ihrem eigenen Gange ganz ungehemmt überlassen. Das lenkende oder vielmehr herrschende Princip vom Anfange der athenischen Schule bis zu Ende derselben war der öffentliche Geschmack und Kunstsinn, und dieser war nichts als eine reine Aeußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren treuer Abdruck auf jeder Stufe der Kunstsinn war. Aber er bestimmte weiter nichts als das Ideal des Schönen, und gab über nichts Zufälliges willkührliche Gesetze. Unter den Athenern allein, wie sonst bei keinem Volke in der alten und neuen Geschichte, genoß die Poesie während einer kurzen Zeit, ihr ursprüngliches und vollgültiges Recht an unbegränzte äußere Freiheit und unbeschränkte Autonomie. Besonders die poetische Darstellung des öffentlichen Lebens, die alte Komödie, ist davon ein merkwürdiges Beispiel. Das herrschende Princip der Kunst war ein für die besondere Form einer jeden Gattung näher bestimmtes Ideal des Schönen; und der öffentliche Geschmack, welcher dieses bestimmte, war eine reine und getreue Aeußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren Abbild uns selbst in der Geschichte zum Maaßstab für die Steigerung oder den Verfall der letzteren dienen kann. Der Gang der Poesie und der Sitten war sich also vollkommen gleich und regelmäßig, weil beide ungehemmt der Entwicklung der eignen Natur überlassen waren. So erhält auch die Geschichte der athenischen Dichtkunst von der andern Seite durch die Geschichte der athenischen Sitten reichhaltige Bestätigungen und Erläuterungen. Der Gang der Kunst indeß erscheint einfacher und ist viel leichter zu fassen und zu beobachten, als der Gang der Sitten; denn es ist äußerst schwer, oft unmöglich, aus der öffentlichen Geschichte, nach Absonderung alles Fremdartigen, mit Sicherheit die reine öffentliche Sittlichkeit herauszuziehen.

Der beste Leitfaden dazu ist der Gang der Kunst und des in ihren Darstellungen herrschenden verschiedenen Styls. Man findet die vier vorzüglichsten Perioden desselben in der politischen und sittlichen Geschichte wieder, und beide erläutern sich gegenseitig. Es giebt vier Stufen des athenischen Geschmacks. Der Charakter der ersten Stufe ist harte Größe, ein gewaltsames Streben nach dem Höchsten, welches nicht ganz befriedigt wird. Der Erhabenheit des Aeschylus fehlt es an schöner Anmuth, seiner Darstellung an Leichtigkeit, seinem Drama an innerer Vollständigkeit; das Tragische hat das Uebergewicht über das Schöne. Das höchste Streben des Kunstgeistes seiner natürlichen Entfaltung erreichte in der zweiten Periode sein äußerstes Ziel, das höchste Schöne. In den Werken des Sophokles verschwindet die vollendete Kunst, und seine Schönheit ist der Gipfel der griechischen Poesie. Nur die Absicht kann die Werke des Triebes verewigen, für sich erzeugt der natürliche Trieb nichts Beharrliches. Der griechische Geist wie der Kunstsinn verlor die Harmonie und versank in der dritten Periode in eine kraftvolle, aber gesetzlose Schwelgerei. Nicht bloß der Mensch, auch die Kunst vergaß ihre Gesetze, und erlaubte der Rhetorik und Philosophie einen schädlichen Einfluß auf die Tragödie, wie persönlichen Absichten auf die Komödie. Die Komödie mißbrauchte ihre Freiheit, und da raubte man der Kunst ihr angebornes Götter-Recht, niemand zu gehorchen als sich selbst. Die gesetzlose Schönheit des Euripides und Aristophanes ist hinreißend, verführerisch, glänzend; aber bald folgte auf Schwelgerei in der vierten Periode Ermattung, welche sich nicht mehr über das Feine und Liebenswürdige erheben konnte; nur aus Schwäche ist sie mäßiger und scheint sie sittlicher als die vorige Periode. Die poetische Anmuth und geistreiche Feinheit der neuern Komiker ist die letzte Stufe der Schönheit.

Nachdem die Schönheit aufhörte, das Ziel der Kunst zu sein, bildete sich ein ganz neuer Styl der Poesie, die alexandrinische Schule. Denn Alexandrien ward nun der Sitz der Gelehrsamkeit und der Gelehrten überhaupt, und auch vorzüglich der Sitz dieser neuen Poesie. Da indeß in allen poetischen Werken dieses Zeitalters im Ganzen derselbe Styl herrscht, so begreife ich alle diese

unter jenem Nahmen. Die Eigenthümlichkeit der eigentlichen Alexandriner wie Apollonius, Kallimachus, Lykophron, scheint Schwerfälligkeit und überladne Gelehrsamkeit in noch höherem Maaße, als sie auch bei allen andern Dichtern derselben Zeit allgemein herrschend war. Die Leichtigkeit des Aratus erklärt sich am besten aus seinem Aufenthalte zu Athen; und die Natürlichkeit des Theokrit scheint mehr ein ländliches Leben in Sicilien als alexandrinische Bildung vorauszusetzen. Die entscheidenden Merkmahle oder Gränzen dieser Schule sind erstlich das Zeitalter; dieses Kennzeichen ist indeß nicht ganz sicher, weil der Anfang und das Ende desselben sich nicht völlig bestimmt angeben lassen. Desto sicherer aber ist das andere Kennzeichen, der Styl; weil er sich so bestimmt und entschieden von dem vorhergehenden und nachfolgenden auszeichnet. Außer den schon genannten Dichtern, einigen andern weniger bedeutenden, den Fragmenten von andern, besitzen wir auch eine beträchtliche Menge römischer Nachbildungen alexandrinischer Vorbilder, welche aber nicht immer leicht aus dem übrigen herauszufinden sind; der Styl des Ovid, noch mehr der des Properz, stellenweise und in einzelnen Beziehungen auch der des Virgil hat einen alexandrinischen Anstrich.

Die in gewisser Rücksicht so unnatürliche Trennung der Kunst und des Schönen, auf welche sich anwenden läßt, was Sokrates von der Trennung des Guten und Nützlichen lehrte, ist auch das ganz natürliche Ende der Kunst, wie alle Formen ihren Geist überleben. Dieß war auch das Schicksal der griechischen Kunst. Der überladne Geschmack der Gelehrten und die Eitelkeit eines unsicher herumschweifenden Geistes einzelner Wort- und Gedicht-Virtuosen oder Poesiegaukler beherrschte die Kunst. Kunst ward der Zweck der Kunst; an die Stelle der Schönheit trat die Künstlichkeit, man suchte seine Geschicklichkeit in der Ueberwindung großer Schwierigkeiten zu zeigen; daher die Wahl solcher todten Stoffe, wie in Nikanders medicinischem Gedicht. Eben daher absichtliche Dunkelheit, gesuchte Gelehrsamkeit, und künstliche Spielereien. Außer dem Schwierigen, war alsdann Ziel der Kunst das Auffallende oder, was irgend dem stumpfen Sinn noch Aufmerksamkeit abnöthigen kann. Dergleichen ist das Seltne, Alte und Ueberla-

dene in den ernsthaften Werken, Schlüpfrigkeit der lyrischen Gedichte, oder auch sogar das Rohe einer ungebildeten Natur. Es ist der Verderbtheit ganz natürlich in dieses zurückzufallen, und Theokrit ist eine sehr begreifliche Erscheinung dieser Schule. Seine Einfalt ist nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit, denn sie ist ohne Gefühl für das Sittliche; sondern sie ist der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. Es ist zwar in den alexandrinischen Werken ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber dieser ist doch eigentlich nichts Erfundnes, sondern nur Nachahmung und eine neue Mischung des schon Vorhandnen. Man brauchte die Formen, die Metra und die Sprachmanier aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der ältesten, nach Gutdünken durch einander. Die Werke der Alexandriner sind zwar trocken, schwerfällig, todt, ohne innres Leben, Schwung und Größe; so wie mit der Freiheit die öffentliche Sittlichkeit verschwand, so gab es auch in der Poesie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr. Diese wurden nun auch eben so trocken behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künstler am liebsten zu wählen schienen; doch findet in dieser Rücksicht vielleicht eine geringe Abstufung nach Maßgabe der Zeit Statt. Allein obgleich von Schönheit hier gar nicht mehr die Rede sein kann, so haben sie doch einen sehr bedeutenden künstlerischen Werth; die Darstellung ist mit festem Sinn und Fleiß vollkommen ausgearbeitet und durchgebildet, und in so fern für alle Zeiten ein bleibendes und gewissermaßen vollendetes Beispiel solcher Art oder Abart, wie die griechische Kunst überhaupt in jedem Fache und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung.

In den alexandrinischen Werken gab es doch noch einen Styl; der Charakter und der Ton derselben ist gleichartig und regelmäßig; er läßt sich auf allgemeine Eigenschaften, feste Kunstmaximen und einen bestimmten Charakter zurückführen. Jetzt folgt eine Zeit ohne Styl, ohne Regelmäßigkeit; ihr Charakter ist Charakterlosigkeit, ihr Nahme Barbarei. Daß alexandrinische Gelehrsamkeit und Künstelei sich ein andres Feld wählte, konnte sehr zufällige Ursachen haben, welche uns nichts angehen, denn innre Gründe aus der Natur der Kunst waren es nicht. Im alexandrinischen Styl hätte die Kunst ewig fort bestehen mögen, wenn die Geduld des Publi=

kums eben so unermüdlich gewesen wäre, oder wenn nicht der Kunstsinn der Zeit von einer andern Seite her eine neue und bessere Richtung bekommen hätte.

Der Zeitpunkt, wo die alexandrinische Poesie aufhörte, scheint mit dem Anfange der alexandrinischen Philosophie und mit dem Ende des griechischen Reichs in Aegypten zusammenzufallen. Sie ward alsdann noch eine Zeitlang in Rom fortgesetzt. Unter den griechischen Poeten aber gab es nun keinen Styl mehr; also auch keine Schule; jeder ist einzeln, und so ist es begreiflich, daß sich in dieser Zeit ein Oppian findet, der so viel mehr poetischen Werth hat, als die alexandrinischen Lehrdichter. In der lyrischen Poesie erhielt sich noch am längsten einige Manier und angenehme Form; aber sie versank in den spätern Epigrammendichtern der Anthologie größtentheils ganz in das Schlüpfrige und Gemeine einer bloß sinnlich wollüstigen Darstellung.

Der Gang der griechischen Poesie war also im Ganzen folgender. Sie ging von der Natur aus; dieß war die jonische Schule, und gelangte durch Bildung in der dorischen Schule zur Schönheit. Diese stieg in der attischen Kunst von der Erhabenheit zur Vollkommenheit, und sank wieder zur schwelgerischen Fülle und Ausschweifung, und dann zur bloßen Anmuth und zierlichen Feinheit hinab. Nachdem die Schönheit nicht mehr vorhanden war, ward die Kunst bei den Alexandrinern zur Künstelei, und verlor sich endlich in Barbarei.

II.

Vom künstlerischen Werthe der alten griechischen Komödie. 1794 *).

Nichts ist seltner als eine schöne Komödie. Der komische Dichtergeist ist nicht mehr frei, er schämt sich seiner Fröhlichkeit

*) Daß Aristophanes, dessen dithyrambischen Reichthum dichterischer Erfindung Plato so wohl kennt und in verwandter Geistesart mitempfindend oftmahls anerkennt; dessen poetische Kraft auch der heil. Hieronymus, noch in den letzten Zeiten des Alterthums, nach dem ihm eignen classischen Sinn, hoch und werth hielt: als ein Urkünstler der ersten Größe, in andrer und ganz eigenthümlicher Art, neben den erhabensten Meistern der alten tragischen Kunst seine Stelle einnehme und verdiene; das war damahls, als dieser kleine Aufsatz, die Frucht einer langen, einsamen Durchdenkung der Werke jenes Dichters, zuerst erschien, noch durchaus nicht so allgemein anerkannt, als dieses jetzt überall zu vernehmen ist; nachdem uns auch der innige Zusammenhang dieser überschäumenden poetischen Lebensfülle mit den fröhlichen Volksfesten des alten, heidnischen Naturglaubens seither vielfältig, mythisch und geschichtlich, anschaulich und belehrend ist entwickelt worden.

Nur Eines, was sich mehr auf die Philosophie bezieht, finde ich noch zur Einleitung zu erinnern nöthig, über die Idee der Freude und der Freiheit, welche in dieser künstlerischen Betrachtung der alten Komödie und Dionysos-Spiele hier überall zum Grunde liegt. Es beruhet dieses auf dem Gedanken, daß nicht bloß die vollkommne Einheit und vollendete Harmonie als das allein Gute zu ehren, sondern daß auch die unendliche Fülle des Lebens, in ihrer Würde als göttlich zu erkennen und heilig zu achten sei. Und darin weicht diese sonst in der künstlerischen Begeisterung für die Idee und das Ideal zu der Platonischen hinneigende Betrachtungsart noch wesentlich von derselben ab; da nach

und fürchtet durch seine Kraft zu beleidigen. Er erzeugt daher kein vollständiges und reines Werk aus sich selbst, sondern begnügt sich, ernsthafte dramatische Handlungen aus dem häuslichen Leben mit seinen Reizen zu schmücken. Aber damit hört die eigentliche Komödie auf; die komische Kraft wird unvermeidlich durch eine mehr oder minder tragische Wirkung ersetzt; und es entsteht eine neue Gattung, eine Mischung des komischen und des tragischen Drama, welche sich gewöhnlich mit bescheidnem Stolz den ersten Platz über beide anmaßt. Was ihre Ansprüche gelten, ist

der Platonischen Denkweise, welche hierin viel zu sehr zum Parmenides hinüberneigt, nur das Eine und die Einheit als gut und vollkommen aufgestellt und anerkannt, alle Mannichfaltigkeit dagegen als vom Uebel und als ungöttlich bezeichnet wird. Die Idee der göttlichen Fülle aber, als der lebendigen Entfaltung jenes ewigen Einen, in immer anwachsender Schöne, wie diese Idee hier vorausgesetzt, und als das Zweite neben und nach dem Ersten, anerkannt und angenommen wird, beruht an sich auf einem eignen, andern und tieferen Grunde der Erkenntniß. Im Alterthum wird sie besonders in der früheren, noch unverderbten, jonischen Philosophie gefunden; wie sie auch dem Geiste der alten Mythologie überhaupt entspricht, so wie dieser in dem Ganzen derselben sich kund giebt. Denn obwohl es auch in dieser nicht an einzelnen Mythen und Sinnbildern fehlt, in denen ebenfalls die Vielheit selbst als ein Uebel und unglücklicher Zwiespalt oder verderblicher Abfall von der ewigen Einheit bezeichnet wird; so ist doch die gesammte Mythologie schon ihrem Wesen nach, auf die Mannichfaltigkeit des göttlichen Daseins gerichtet, und kann der Sinn des Ganzen nicht anders bestehen als im lebendigen Gefühl von der anerkannten Schönheit der ewigen Fülle.

Sehen wir aber auf die drei verschiedenen Stufen und Sphären oder Reiche der Mythologie, in ihrer Beziehung auf die Kunst der Poesie; so ist einleuchtend, daß die Idee der furchtbaren alten Götter in den Werken der großen tragischen Dichter vorwaltet. Die Macht der neuen, jüngeren Götter, die volle Herrlichkeit der Heldenwelt, in den heroischen Thaten und Schicksalen zahlreicher Göttersöhne, wird in den epischen Gesängen, schon von den homerischen anzufangen, in reichem, dichterischem Glanz entfaltet. Die alte Komödie aber bezieht sich am meisten auf die geheime Feier der fremden und verborgnen Götter, besonders des Dionysos, als des Gottes der unsterblichen Freude, der wunderbaren Fülle und ewigen Befreiung.

eine andre Frage; aber die Natur des Komischen kann man nur in der unvermischten reinen Gattung kennen lernen; und nichts entspricht so ganz dem Ideal des reinen Komischen, als die alte athenische Volks-Komödie. Sie ist eines der wichtigsten Denkmahle für die Theorie der Kunst; denn in der ganzen Geschichte der Kunst sind ihre Schönheiten einzig, und vielleicht eben deswegen allgemein verkannt. Es ist schwer, nicht ungerecht gegen sie zu sein. Sie nur zu verstehen, erfordert eine vollendete Kenntniß der Griechen; und mit unbestechlicher Strenge ihre wirklichen Vergehungen von dem abzusondern, was nur uns beleidigt, erfordert einen Kunstsinn, der über alle fremde Einflüsse erhaben, auf das Schöne allein gerichtet ist.

Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die Lebenskraft; nach ihrem Glauben liebten auch die Götter den Scherz. Ihre Komödie ist ein Rausch der Fröhlichkeit, und zugleich ein Erguß heiliger Begeisterung; ursprünglich nichts anders als eine öffentliche, dem heidnischen Götterdienst gewidmete und geheiligte Darstellung und Handlung, ein Theil von dem Volks-Feste des Dionysos, welcher Gott ein Bild der innern verborgenen Lebenskraft und aller Lebensfreude, für die Eingeweihten aber zugleich die Pforte und der Wegweiser eines höheren und reinen, unsterblichen Daseins, und der allgemeine Befreier von allen trüben, irdischen Banden war. Diese Vermählung des Leichtesten mit dem Höchsten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen, enthält eine große Wahrheit. Die Freude ist an und für sich gut, selbst die sinnliche enthält ursprünglich nur ein unmittelbares Gefühl des gesunden Lebens und organischen Wohlseins. Die geistige Freude aber ist nichts anders als das begeisterte Gefühl und Mitgefühl von der unendlichen Lebensfülle und überströmenden Schöpferkraft der Natur. Von dieser überströmenden Fülle des freiesten Lebens nun, giebt uns die Dionysoskunst der alten Komödie das treueste und eigenthümlichste Bild und Sinnbild. Diese Freude ist der eigenthümliche, natürliche und ursprüngliche Zustand der höhern Natur des Menschen im gesunden geistigen Zustande; der Schmerz erreicht ihn nur durch den geringeren oder kranken und verderbten Theil seines Wesens. Rein-sittlicher Schmerz ist nichts als ent-

behrte Freude, und rein-sinnliche Freude nichts als gestillter Schmerz; denn der Grund des thierischen Daseins ist Schmerz. Aber Beides sind nur Begriffe der Absonderung; in der Wirklichkeit bilden beide ungleichartige Naturen in durchgängiger Gemeinschaft ein Ganzes, den Menschen, verschmelzen in einen Trieb, den menschlichen; der Schmerz wird sittlich, und die Freude wird sinnlich.

Weil reine menschliche Kraft sich in Freude äußert, so ist sie ein Symbol oder die sinnbildliche äußere Erscheinung des Guten, des gesunden Lebens oder des ungestörten vollkommnen Daseins; sie ist das Schöne der Natur. Sie verkündigt nicht bloß Leben, sondern auch Seele. Leben und unbegränzte, reine Freude bedeuten Liebe. Denn alles Leben deutet auf seine Wurzel und auf die Frucht seiner Vollendung; und der höchste Moment der Lebenskraft ist seine Verdopplung, die Vereinigung mit einem gleichartigen Leben. Leben und Geist aber sind im Menschen unzertrennlich, und die Bande des Lebens vereinigen die Geister. Nur der Schmerz trennt und vereinzelt; in der Freude verlieren sich alle Gränzen. Mit der Hoffnung ungehinderter Vereinigung, scheint die letzte Hülle der Thierheit zu verschwinden; der Mensch ahnet den Zustand des völlig befriedigten Daseins, nach welchem er nur streben kann, ohne ihn zu besitzen. Es giebt für jedes empfindende Wesen eine Freude, welche keinen Zusatz zu leiden scheint, weil sie keine Gränzen hat, als die beschränkte Empfänglichkeit des Sinnes. In dem Höchsten, was er fassen kann, erscheint dem Menschen das Unbedingt-Höchste; seine höchste Geistes- und Seelen-Freude ist ihm ein Bild von dem vollkommnen innern Dasein des unendlichen Wesens. Der Schmerz kann ein höchst wirksames Mittel und Element des Schönen sein; aber die Freude ist schon an sich schön. Schöne Freude also ist der höchste Gegenstand der schönen Kunst.

Die Poesie kann diese Freude auf zweierlei Art behandeln. Sie ist entweder Aeußerung eines schönen Zustandes im Subjekte, in der lyrischen Darstellung; oder sie ist eine vollendete selbstständige Nachahmung in der dramatischen Darstellung. Schöne lyrische Freude muß edel und natürlich sein; die Aeußerung einer unedlen Freude würde häßlich, die einer erkünstelten würde unwirksam

sein. Was wäre eine Freude, die nicht von selbst schön wäre, sondern wie einem Gesetze, der Schönheit aus Pflicht gehorcht? Sie darf sich nicht einmahl selbst zwingen; fremder Zwang aber vernichtet sie unvermeidlich. Schöne Freude muß frei sein, unbedingt frei. Auch die kleinste Beschränkung raubt der reinen Freude ihre hohe Bedeutung, und damit ihre Schönheit; Zwang der innern, geistigen Freude ist in der Darstellung immer häßlich, ein Bild der Vernichtung und des Schlechten. Eine bloße Aeußerung des Gefühls, die lyrische Darstellung der Freude, kommt nicht so leicht in Gefahr, ihre äußere Freiheit zu verlieren, desto mehr die dramatische. Sie nimmt den Stoff zu ihren Schöpfungen aus der Wirklichkeit, ihre Bestimmung ist eine öffentliche laute Darstellung des Lächerlichen, und ihre Freiheit ist dem Laster, der Thorheit, dem Vorurtheil und geheiligten Irrthume fürchterlich. Aber eben dadurch wird sie einer neuen hohen Bedeutung, einer neuen Schönheit fähig. Wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freiheit überrascht; so wird sie zugleich das schönste Symbol der bürgerlichen Freiheit, wie sie nach weisen Gesetzen geordnet, in der wahren, auf Recht und Sitten gegründeten Republik waltet; und jederzeit hat eine tiefere Staatskunst, hie und da selbst in monarchischen Staaten, solche festliche Freudenspiele in sinnbildlicher Freiheit, nach altem, gleichsam zum Recht gewordenen Gebrauch, gern bestehen lassen, oder auch selbst zur Erheiterung und Anfrischung des öffentlichen Lebens veranlaßt und befördert.

Ueberhaupt wird Freiheit durch das Hinwegnehmen aller Schranken dargestellt. Eine Person also, die sich bloß durch ihren eigenen Willen bestimmt, und die es offenbar macht, daß sie weder innern noch äußern Schranken unterworfen ist, stellt die vollkommne innre und äußre persönliche Freiheit dar. Dadurch daß sie im frohen Genusse ihrer selbst nur aus reiner Willkühr und Laune handelt, absichtlich ohne Grund oder gegen alle Gründe, wird die innre Freiheit sichtbar; die äußre aber in dem fröhlichen Muthwillen, mit dem sie äußre Schranken verletzt, während das Gesetz großmüthig seinem Rechte entsagt. So stellten sich die Römer in den Saturnalien die Freiheit dar, wo alle Bande auch für die Sklaven gelöst waren, und die sonst Herren waren, ihnen zum

Schein dienten, in dem bedeutsamen sinnbildlichen Lebensspiel dieser festlichen Tage; ein ähnlicher Gedanke liegt noch jetzt bei dem römischen Carnaval zum Grunde, in welchem noch ein Rest jener alten Saturnalien zur Erinnerung aufbehalten ist. Diese festlichen Tage sind gleichsam ein komisches Spiel der Wirklichkeit, ganz im Geist der alten athenischen Volksfeste, aus denen jene eigenthümliche Dionysos-Kunst und Poesie des Witzes hervorging. Daß die Verletzung der Schranken dabei nur scheinbar sei, nichts wirklich Schlechtes und Häßliches enthalte, und dennoch die Freiheit unbedingt erscheine; das ist die eigentliche Aufgabe einer jeden solchen Darstellung, und war es also auch für die alte griechische Komödie.

Eine solche gränzenlose Freiheit genoß sie zu Athen. Schon ihr religiöser Ursprung erzog und bildete die komische Muse zur Freiheit, der Dichter und sein Chor waren heilige Personen; aus ihnen redete der Gott der Freude, und unter diesem Schutze waren sie unverletzlich. Aber bald ward aus einem religiösen Institut auch ein politisches, aus dem Feste eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Priesters eine symbolische Darstellung der bürgerlichen Freiheit. Der Chor besonders deutete auf das athenische Volk, welches in der Schönheit eines Spiels seine eigne, nach alter Verfassung der freiesten Republik geheiligte, Idee und oberste Gewalt erblickte. Unter dem Schutze der Religion und der Politik, erhielt die Kunst des Schönen das, worauf sie eigentlich an und für sich schon ein unverlierbares Recht hat, und was ihr nur der ängstliche, stets an der Oberfläche klebende Scharfsinn der Menschen so oft zu rauben geneigt ist: die Freiheit, sich ihrer Natur gemäß nach ihrem eigenen Gesetz zu bewegen und zu entfalten. Wie die Wahrheit und die Tugend, ist die Schönheit ein ächtes erstgebornes Kind der menschlichen Natur, und hat mit jenen ein gleiches vollgültiges Recht, niemand zu gehorchen als sich selbst. Die Poesie kommt leichter in Gefahr, dieß Recht zu verlieren, als andre Künste; am meisten die komische Muse, welche nur bei einem Volke, und bei diesem einen Volke nur auf eine kurze Zeit, frei war. Wenn irgend etwas in dichterischen Werken, in Hinsicht auf Ursprung und Bedeutung, göttlich genannt werden darf, so ist es die schöne Fröhlichkeit und die erhabene Freiheit in den Werken des Aristo-

phanes; nicht minder als das höchste Schöne der tragischen Kunst. Aber was die Schönheit der alten athenischen Komödie möglich machte, veranlaßte und erzeugte auch ihre Fehler, welche den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Schönheit nach sich zogen.

Daß die Freude frei und in ihrer Natürlichkeit schön sei, setzt eine Bildung des Menschen durch Freiheit und Natur voraus, wo alle seine Kräfte ihrem freien Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlassen sind. Dann wird der Mensch, seine Bildung und seine Geschichte, ein gemeinschaftliches Resultat seiner beiden ungleichartigen Bestandtheile und Naturen; beide sind in unzertrennlicher Gemeinschaft, die Tugend ist mit Anmuth und Reiz umkleidet, und die Sinnlichkeit schön. Aber freie menschliche Bildung findet in sich selbst ihr Ende, weil früher oder später die Sinnlichkeit das Uebergewicht gewinnen muß. Wie alle bloßen Erzeugnisse des freien menschlichen Triebes, kann auch die freie Komödie höchstens nur einen Moment vollkommner Schönheit haben; nachher wird aus der Freude Ausschweifung, aus Freiheit zügelloser Frevel. Allein auch diesen Moment hat die griechische Komödie nicht erreicht; dazu hätten zwei Zeitpunkte zusammen treffen müssen; der wo die Sitten noch nicht verderbt, und der, wo der komische Sinn und die komische Kunst schon völlig gebildet waren. Es ging aber zu Athen gerade umgekehrt; die Sitten waren schon sehr verderbt, und der komische Sinn noch roh. Der Künstler Aristophanes schließt sich an die Geschichte vom Anfange der Kunst, der Mensch Aristophanes findet seinen Platz in der Geschichte vom Verfalle. Dieß ist aus zwei Gründen sehr begreiflich; die komische Kunst bildet sich später als die tragische, und das Publikum der Komödie verdirbt früher. Weil sie mehr die Empfänglichkeit beschäftigt, als die Selbstthätigkeit in Anspruch nimmt, und weil sie in Athen nicht die gebildetere Erziehung voraussetzte wie die Tragödie, so war ihr Publikum schlechter als das tragische, wie die öffentliche Meinung der Alten und die Lehren der Philosophen es ausdrücklich bestätigen. Die Tragödie spannt und erhebt ihr Publikum, und hält schon dadurch das Verderben des Geschmacks so lange als möglich ab. Die Komödie hingegen verführt ihr Publikum, beschleunigt die Ausartung des Kunstsinns. Denn die

Freude ist überhaupt etwas Verführerisches; sie macht leicht die Kraft nachlässig, die Sinnlichkeit berauscht und überwiegend. Die komische Kunst der Griechen ward später gebildet als die tragische; diese fand ihren Stoff in den epischen und lyrischen Dichtern schon höchst gebildet und poetisirt; jene mußte einen ganz rohen Stoff erst zur Poesie erheben, das wirkliche gesellige Leben, welches sich selbst sehr spät ausbildete, nach ihrem Ideal dichterisch gestalten. Ueberhaupt scheint der tragische Dichtergeist früher rege zu werden, als der komische; der erste erfordert nur die großen Hauptmassen und Grundzüge der menschlichen Bildung und des menschlichen Schicksals; zu dem letztern muß der menschliche Geist und das menschliche Leben, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon bis in die kleinsten Einzelnheiten durchgebildet und ausgeführt sein.

Aus der Natur des freien Komischen überhaupt, und aus dem Ursprunge und Charakter der alten griechischen Komödie, erklären sich sehr leicht ihre vorzüglichen Fehler; Rohigkeit, ehe der allgemeine Sinn künstlerisch gebildet, Verderbtheit, nachdem die öffentliche Sittlichkeit schon entartet war. Beides findet sich im Aristophanes; aber es ist weit weniger zu befürchten, daß wir uns an seinen Fehlern, welche unsre Sitten noch weit mehr beleidigen als die Gesetze der Kunst, den Geschmack verderben, als daß wir seine unübertrefflichen, dichterischen Schönheiten über jene verkennen möchten.

Nichts verdient Tadel in einem Kunstwerke als Vergehungen gegen die Schönheit und gegen die Darstellung, das Häßliche und das Fehlerhafte. Was nur angenommenen Begriffen und Forderungen oder Vorurtheilen gewisser Stände, Nationen und Zeitalter widerspricht, ist darum nicht schlechthin verwerflich. Wir insbesondre müssen unsere künstlerischen Vorurtheile in diesem Punkte vergessen; wir müssen uns erinnern, daß die schöne Kunst mehr ist als die Geschicklichkeit, einer verzärtelten Empfindlichkeit zu schmeicheln; wir müssen aufhören, eine Beleidigung eines bloß auf Gewohnheit beruhenden Zartgefühls für strafbarer zu halten, als eine Verletzung der Schönheit und der Kunst. Gewiß ist diese übertriebene und eigensinnige Empfindlichkeit, der Kunst weit nachtheiliger als der kräftige Naturausdruck der Alten. Dieser

erzeugt nur einzelne Fehler, jene macht aller Kunst ein Ende und würdigt sie wie mehrentheils bei den Neuern, zu einem bloßen Spiel der Eitelkeit nach dem Eigensinn der Mode herab. Es ist uns anstößig, daß die griechische Komödie zu dem Volke in seiner Sprache redet; wir verlangen, daß die Kunst vornehm sei. Aber die Freude und die Schönheit ist kein Privilegium der Gelehrten, der Adelichen und der Reichen; sie ist ein heiliges Eigenthum der Menschheit. Die Griechen ehrten das Volk; und es ist nicht die kleinste Vortrefflichkeit der griechischen Muse, daß sie auch dem ungebildeten Verstande, dem gemeinen Manne die höchste Schönheit verständlich zu machen wußte. Freilich übertraf auch der gemeine Mann zu Athen, nicht bloß an natürlichem Geiste und geselliger Bildung, sondern noch weit mehr an Freiheit und Schnellkraft des sittlichen Charakters und Gefühls, alle seines Gleichen. Das beweis't uns unter andern eben der Aristophanes, welcher uns oft so deutlich überführt, daß es auch zu Athen Pöbel gab. Das Komische richtet sich, weit mehr als das Tragische, nach dem Grade der Reizbarkeit und der Fassungskraft seines Publikums, und diese hängen wieder von dem Maaße der geselligen Ausbildung und aller Seelenkräfte ab; daher der Unterschied unter dem niedern und edlen Komischen. Um eine nicht so reizbare Empfänglichkeit zu beleben, werden stärkere Reize, heftigere Erschütterungen erfordert; die Widersprüche und Gegensätze, überhaupt die Verhältnisse, welche der ungebildete Verstand fassen soll, müssen gröber und faßlicher sein. Wie wandelbar überhaupt diese Verhältnisse sind, erläutert das Beispiel der Kinder, der Wilden, des gemeinen Mannes. Der rohere Mensch ist gegen das Widrige, welches das Komische oft enthält, nicht so empfindlich; ihn kann auch wohl das Komische eines leidenden oder schlechten Gegenstandes ergötzen. Es ist die eigentliche Aufgabe der Komödie, das Unvollkommne, welches ihr als Beimischung unentbehrlich ist, um der Freude dramatische Kraft und Wirksamkeit zu verleihen, so viel als möglich zu entfernen, zu vergüten oder zu mildern, ohne jedoch die Wirkung zu vernichten, oder den Mangel der komischen durch tragische Eindrücke zu ersetzen; eine Forderung, die noch nie ganz befriedigt ist. An Kraft fehlt es der komischen Kunst im Anfange

nicht, aber sie ist beleidigend; von dem einen wesentlichen Element des Komischen, dem Unvollkommnen und Unangenehmen, enthält sie weit mehr, als nöthig wäre zur Beimischung und als Träger der heitern Lust und geistigen Freude. Für ihr roheres Publikum muß freilich das Schöne in ihren Werken über das Häßliche das Uebergewicht haben, sonst könnten sie ihm nicht gefallen. Aber wenn der allgemeine Kunstsinn sich bildet, wenn der Verstand und die Reizbarkeit des Publikums sich verfeinern, so wird es die Werke, die es ehedem schön fand, nur beleidigend finden. Diese Rohigkeit aber, welche oft auch in praktischer Beziehung wahrhaft und reell unsittlich ist, muß man sich hüten, mit der künstlerischen Unsittlichkeit zu verwechseln; diese ist nichts als Mangel an Harmonie und gesetzlicher Ordnung im Ganzen, Zügellosigkeit der einzelnen Kräfte, die jenem Ganzen nur dienen sollen, aus Uebergewicht der Sinnlichkeit. *)

Man darf nicht glauben, daß die attische Volks-Komödie dadurch, daß sie, wie ich vorhin erwähnte, ganz die besondre Sprache ihres Publikums redete, ihre objektive Allgemeinheit verloren habe, und zu einer bloßen Darstellungsmanier und besondern Charakteristik herabgesunken sei. Ueberhaupt widersprechen sich vollkommne Allgemeingültigkeit und höchste Individualität der Kunst nicht; sie muß vielmehr beide vereinigen. Als Organ der Natur und der Schönheit, hat sie kein andres Publikum als die Menschheit; mag ihr sichtbares Publikum noch so bestimmt und beschränkt sein, sie hat es in ihm nur mit dem Menschlichen, mit

---

*) So ist zum Beispiel Euripides nach jenem künstlerischen Begriff der Alten von Sittlichkeit ein unsittlicher Dichter; weil er gegen die strenge Harmonie fehlt, als dem höchsten Gesetz erhabener Schönheit, und sich ganz von der Leidenschaft hinreißen läßt; wie jene neuere ausschweifende Musik, deren Emporkommen die Pythagoräer und nach ihnen Plato in so vielen Stellen seiner Schriften als ein Kennzeichen von dem Verfall des Staats und der Sitten bezeichnet. In dem andern Sinne aber, der nur auf die einzelnen praktischen Lehren sieht, ist Euripides keineswegs ein unsittlicher Dichter, da er vielmehr von Moral und Sentenzen, so gut die Alten sie irgend hatten und kannten, reichlich überfließt.

dem Unveränderlichen zu thun. Aber die Materie, die Sprache der Kunst, kann nicht zu individuell sein, weil sie dadurch immer an Verständlichkeit und wirksamer Kraft gewinnt; die komische Muse insbesondre kann ihre Schöpfungen nur in das Einzelne eines wirklichen Lebens hineinbilden; der Grund ihrer Gemählde, der Schauplatz, auf dem ihre Personen handeln sollen, muß die lebendigste Wirklichkeit und höchste Individualität sein.

Noch ein andrer Fehler des Aristophanes, nicht gegen die Schönheit, sondern gegen die Reinheit der Kunst, erklärt sich ganz natürlich aus den bürgerlichen Verhältnissen der attischen Komödie. Entweder müßten die Rechte der Kunst durch die allgemein verbreitete Einsicht in die Würde ihrer Bestimmung anerkannt werden, oder es kann der Komödie die Freiheit nur durch ein Institut gesichert werden. So war es bei den Griechen; aber noch ehe sie sich aus ihrem fremdartigen Ursprunge zu reiner Poesie entwickelte und völlig bildete, entartete sie schon in persönliche und politische Nebenabsichten. Die Satyre des Aristophanes ist sehr oft nicht poetisch, sondern persönlich, und eben so demagogisch als die Art, mit der er den Wünschen und den Meinungen des Volks schmeichelt. Zügellosigkeit hat zur natürlichen Folge Erschlaffung, Mißbrauch der Freiheit, den Verlust derselben. Nach diesem, welcher sehr bald erfolgte, war der griechischen Komödie noch weit weniger möglich, was sie selbst während ihrer schönsten Blüthe und freiesten Regsamkeit nicht erreicht hat, das höchste komische Schöne. Hätte die griechische Kunst es auch erreicht, so hätte sie es nicht bewahren können, hätte es bald verlieren müssen, wie das höchste Schöne im Tragischen, welches sie wirklich erreicht hat. Denn sie war ein Erzeugniß des freien Kunstvermögens; und im freien Laufe der sich selbst überlassenen menschlichen Natur, ist die Vollkommenheit nur ein Moment. Wenn aber nicht die freie Natur in ihrer eignen, vollen Entwicklung, wie bei den Alten, sondern Absicht, ein gedachter Zweck und bestimmter Verstandesbegriff, das eigenthümliche Wesen und der bestimmende Grund der menschlichen Bildung ist, wie unter uns; so wird ganz natürlich der Anfang zuerst damit gemacht, den Menschen zu zerspalten, seine höhere Natur zu vereinzeln. Die Sinnlichkeit ist alsdann im Stande, der Unter-

drückung oder der Empörung; das Natürliche ist ohne Bildung nicht schön, die Freude darf nicht frei sein.

In andern Kunstwerken ist der Geist von seiner äußern Lage unabhängig; seine innere Freiheit kann ihm niemand rauben. Aber die komische Kunst verlangt auch äußre Freiheit, kann ohne diese sich nur bis zur Anmuth und geistreichen Feinheit, nie bis zum höchsten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die vollendete Verstandesbildung wieder zur Anerkenntniß und dem freien Leben der Natur auch im Gebiethe der Kunst zurückkehrt und wieder endigt, wo sie einst angefangen hatte; wenn aus Gesetzmäßigkeit Freiheit wird, wenn die Würde und die Freiheit der Kunst auch ohne den Schutz eines verjährten Vorrechts nach alter Sitte sicher, wenn jede geistige Kraft des Menschen frei und doch der Mißbrauch der Freiheit unmöglich sein wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zusatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komischen nothwendig ist, an sich genug dramatische Wirksamkeit haben; die Komödie würde das vollkommenste aller poetischen Kunstwerke sein, oder vielmehr an die Stelle des Komischen würde das Entzückende *) treten, und wenn es einmahl vorhanden wäre, ewig beharren. Die Poesie kann dieß gemeinschaftliche Ziel nicht für sich allein erreichen, aber sie kann auch ohne fremde Hülfe sich ihrem Ideal nähern. Das Schauspiel muß so viel als möglich mit der dramatischen Vollkommenheit die alte Fröhlichkeit vereinigen, zur Natürlichkeit zurückkehren und sich der Freiheit nähern. Wenn auf einem solchen Wege nur einige Schritte gethan sind, so läßt sich alles hoffen; und auf diesem Wege giebt es keinen bessern Wegweiser, kein vollkommneres Vorbild, als die alte griechische Komödie. Sie ist ein unübertreffliches Muster schöner Fröhlichkeit, erhabener Freiheit, und komischer Kraft, bei allen Fehlern, die sie übrigens haben mag.

Aber noch außer denen, die ich schon entwickelt habe, wirft

*) Hier liegt die Ahnung jener Idee, welche ich in der Darstellung der Literatur, bei Gelegenheit des Calderon, als christliche Verklärung der erleuchteten Fantasie bezeichnet habe, in welcher das eigenthümliche Wesen des romantischen Lustspiels besteht.

man dem Aristophanes vor: seine Stücke seien ohne dramatischen Zusammenhang und Einheit, seine Darstellungen bis zur äußersten Caricatur übertrieben und unwahr, er unterbreche oft die Täuschung. Der letzte Tadel ist nicht ohne allen Grund; nicht bloß in jenem politischen Zwischenspiel der Parekbase, wo der Chor mit dem Volke redete, sondern auch außerdem kommen in häufigen Anspielungen der Dichter und das Publikum zum Vorschein. Der Anlaß liegt in den politischen Verhältnissen der Komödie, aber eine andere Rechtfertigung scheint mir auch in der Natur der komischen Begeisterung zu liegen. Diese Verletzung ist nicht Ungeschicklichkeit, sondern besonnener Muthwille, überschäumende Lebensfülle, und thut oft gar keine üble Wirkung, erhöht sie vielmehr, denn vernichten kann sie die Täuschung doch nicht. Die höchste Regsamkeit des Lebens muß wirken, muß zerstören; findet sie nichts außer sich, so wendet sie sich zurück auf einen geliebten Gegenstand, auf sich selbst, ihr eigen Werk; sie verletzt nur, um mehr zu reizen, ohne wirklich zu zerstören. In der Begeisterung des poetischen Witzes schadet und stört es nicht, wenn die Täuschung scheinbar vernichtet wird; weil das Wesentliche des Eindrucks einer solchen Darstellung, nicht in dem geordneten Zusammenhange dieser und in der Täuschung besteht, sondern in eben jener Begeisterung des Witzes, welche alle Schranken durchbricht. Dieser charakteristische Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch bedeutender, durch die bildliche Beziehung auf die höchste Freiheit, als den eigentlichen Sinn und belebenden Geist dieser dichterischen Dionysosspiele.

Dramatische Vollständigkeit ist in der reinen Komödie, deren Bestimmung öffentliche Darstellung und deren bestimmende Macht und leitendes Gestirn der künstlerische und sittliche Sinn der Menge ist, nicht möglich; wenigstens so lange nicht möglich, bis sich das Verhältniß der Empfänglichkeit zur Selbstthätigkeit im Menschen ganz ändert, bis reine Freude, ohne allen Zusatz von Schmerz, hinreicht, seinen Trieb aufs höchste zu spannen. Bis dahin wird die komische Kunst, um die Kraft und Lebendigkeit zu erreichen, ohne welche alle dramatische Darstellung unnatürlich und unwirksam ist, das Schlechte und den Schmerz zu

Hülfe nehmen müssen; bis dahin bleibt also auch der Erbfehler der komischen Kunst und Wirkung, die unvermeidliche Lust am Schlechten. Die reine Lust ist selten lächerlich, aber das Lächerliche, sehr oft nichts andres als die Lust am Schlechten, ist weit wirksamer und lebendiger. Die eigentliche Aufgabe der Komödie ist, mit dem kleinsten Schmerz das höchste Leben zu bewirken; ihr bestes Mittel dazu ist die Stellung, z. B. in einer überraschenden Plötzlichkeit der Gegensätze. Ohne Nachtheil der lebendigen Kraft und Wirkung, hat sie noch nicht allen Zusatz des Häßlichen entbehren können; wie denn auch, nach der Meinung fast aller Philosophen, Unvollkommenheit ein wesentlicher Bestandtheil des Lächerlichen in der Natur ist, welchem das Komische in der Kunst entspricht. Geistige Freude ist rein und ruhig; eine Freude aber, die so heftig, unruhig, vermischt ist, wie die, welche das Komische bewirkt, ist höchst sinnlich. Sie erzeugt einen Rausch des Lebens, welcher den Geist mit sich fortreißt; und Schönheiten, welche die Selbstthätigkeit zu sehr in Anspruch nehmen, gehen verloren. Eine vollkommen durchgeführte ursachliche Verknüpfung, die innere dramatische Nothwendigkeit und Vollständigkeit, sind viel zu schwerfällig für einen leichten zerstreuenden Rausch; und der Genuß der Harmonie erfordert Besonnenheit, Beisammensein der ganzen Seele. Vollkommne tragische Ganze, oder auch wohl epische und philosophische Ganze im dramatischen Gewande, welche mit allen Reizen des Komischen geschmückt sind, sind gar nicht selten; aber ich zweifle, daß sich ein vollkommnes dramatisches Kunstwerk findet, in welchem die Einheit des Ganzen poetisch, und zwar nicht tragisch, sondern reinkomisch wäre. Diese Aufgabe kann nur dadurch gelöst werden, daß der Knoten zerhauen wird; indem die Poesie des Witzes in der Fülle ihrer Begeisterung alle Schranken durchbricht, wie in den dichterischen Dionysosspielen des Aristophanes, und den Unzusammenhang der kühnsten Fantasie selbst an die Stelle der Einheit des gewöhnlichen Zusammenhanges setzt.

Nachdem die griechische Komödie nicht mehr frei, die komische Kraft und Begeisterung der alten Dionysoskunst erloschen war, die, wenn sie noch vorhanden gewesen wäre, nur den zärtlicheren Sinn beleidigt haben würde, nachdem aus Sittenlosig-

keit Erschlaffung entstanden war, nachdem ferner die dramatische Kunst, die Sprache der Poesie, der Philosophie, und des geselligen Lebens, auch das gesellige Leben selbst die höchste Stufe der Ausbildung erreicht hatte; da entstand die neuere griechische Komödie. Sie hatte die Schönheiten, welche die Komödie ohne Freiheit und ohne komische Kraft noch haben kann; Anmuth im Styl, Liebenswürdigkeit in den Charakteren, eine zierlich gebildete Sprache und Feinheit im Dialog. Der Mangel der komischen Kraft und Wirkung ward, wie es überhaupt unvermeidlich geschieht, mehr oder minder durch tragische Eindrücke ersetzt; die Tragödie selbst war damahls auch schon im Verfall, und die neue Mischung mußte beide ersetzen. Von der Tragödie entlehnte sie die sanfte Wärme der Leidenschaft, welche sich oft dem tragischen Ernst nähert, und den eigenthümlichen Zauber der dramatischen Kunst, den Sinn der Hörer durch die leichte Entwicklung einer schöngeordneten vollständigen Handlung zu spannen. Der Ausbildung und Verschönerung dieser neuen Gattung war vieles sehr günstig; die attische Geistesbildung, der natürlich entwickelte Witz und die eigenthümliche Sprachfeinheit, alles was die Alten mit dem Ausdrucke der Urbanität bezeichnen, dann die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie, und selbst die übergebliebenen Erinnerungen der ehemahligen Freiheit; aber auf der andern Seite setzte der herrschende Sinn, welcher schon sehr verderbt war, der Kunst enge Gränzen. Er war nur noch für Anmuth und zierliche Feinheit empfänglich. Bei einem Volke, wo das Gefühl und Urtheil der Menge noch nicht so erschlafft ist, oder wo es überhaupt die Kunst nicht leitet, kann der dichterische Geist im gemischten Drama sich ohne Zweifel weit höher schwingen. Im Stoff der neuern griechischen Komödie herrscht nicht weniger Einförmigkeit als in ihrem Ideal. Die sittliche Anmuth des Menander war das höchste, was der damahlige Sinn noch zu fassen fähig war. Aber dieser Dichter liebte die Philosophie, und bildete eine Ausnahme; seine Zeitgenossen selbst zogen ihm ja andre Dichter vor, in welchen sie ihre eigne erschlaffte Sinnlichkeit und Weichlichkeit der Sitten im fein gebildeten Ausdruck und einschmeichelnden Gewande wiederfanden.

Die Natur dieser Mischung der Tragödie und der Komödie zu untersuchen, sie mit den Gesetzen der Schönheit und der Kunst zu vergleichen, und die Frage zu entscheiden, ob die Reinheit des Tragischen und des Komischen eine Bedingung ihrer Vollkommenheit ist oder nicht; das ist eine Aufgabe, die auch rein nach der Theorie betrachtet und erörtert werden könnte. Für das Gebieth der classischen Dichtkunst aber hat die Kunstgeschichte der Alten hier schon entschieden, indem alle großen, höchsten und eigenthümlichsten Erscheinungen und Hervorbringungen der Poesie in die Epoche der Trennung beider Gattungen fallen; die Periode der Mischung aber nur einen schwachen, matten Nachhall der alten Dichtergröße im Komischen wie im Tragischen bildet.

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotische Bruchstücke derselben; und über das bukolische Idyll. 1798.

Viele Gattungen der alten Poesie sind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo sie sich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geist hat sich nach den Naturgesetzen der Metempsychose, welche auch im Reiche der Kunst gilt, in andre Gestalten verloren, oder er ist der Erde gen Olymp entflohen, wie einst die himmlischen Gespielen des goldnen Weltalters vor der hereinbrechenden eisernen Zeit. Andern Gebilden der Kunst ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entsproßte dem Stamm, der schon verdorrt schien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächst dem Epos hat sich diese Metamorphose der sich selbst verjüngenden Poesie nirgends schöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildsamkeit dieser vielgestalteten Dichtart, daß sie seit ihrem Entstehen fast nie aufgehört hat zu blühen, und daß sie auch noch, nachdem so viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, den Geist der feinsten und edelsten Bildung athmete, und das Schönste und Reizendste, was das Leben und die Kunst dieses Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Meister und ersten Künstler andrer Dichtarten huldigten ihr nicht selten, und eine Geschichte der griechischen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poesie nicht nennen dürfen.

Ja so allgemein ist ihr Charakter, so weltbürgerlich ihre Gesinnung, daß sie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verschmähte, die härtere Sprache der großen Roma zu reden, ja sogar aus dem südlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieser Kunstart den Griechen näher gekommen zu sein, und sind ihren Vorbildern hier wenigstens treuer geblieben als in vielen andern Werken. Unter den Deutschen der jetzigen Zeit hat man das Metrum derselben nachgebildet, und ein eben so großer und liebenswürdiger Dichter, hat zu seinen frühern schönen Lorbern auch den Nahmen eines Wiederherstellers der alten Elegie gesellt.

Sie ist nun nicht mehr bloß eine schöne Antiquität; sie ist auch hier einheimisch, und lebt unter uns. Wer mag es also noch wohl mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine noch so mannichfaltige und neue Entwicklung sei der Elegie versagt, und sich in Vermuthungen über die verschiedenen Metamorphosen und Bestimmungen verlöre, welche ihr auch die Zukunft wohl bereitet? Wenn aber gleich Ahnungen der Art die Kunstgeschichte umschweben dürfen und müssen, so ist es doch sichrer, sich vorzüglich an diese selbst zu halten, und nur die Gestalt eines jeden Kunstgebildes gleichsam vor unsern Augen werden und wachsen zu sehen. Auch ist es hier dem Gegenstande selbst gemäß; denn die Elegie umfaßt die Gegenwart, aber sie blickt vorzüglich gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunstgeschichte ähnelt bei dieser Dichtart der Stimmung des Künstlers selbst. Man möchte sagen, es sei etwas Elegisches bei den Bruchstücken der alten Poesie mit stiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechselnden Geschlechter der Poesie mit heiterm Ernst zu betrachten, wie sie entstehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabei fühlt oder denkt, zu sagen, sie zu uns und uns zu ihr zu versetzen.

Es ist wohlthätig, nach der großen Aussicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poesie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beschränken, sich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geschichte einzugehen, bald nur zu ge-

nießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen, besonders wenn die Art selbst so mannichfaltig und umfassend ist, wie diese.

Da die Natur der elegischen Dichtart so ganz historisch ist, und ihr Wesen nur in dem Stufengange der Kunstgeschichte künstlerisch richtig aufgefaßt werden kann, so scheint es beinah überflüßig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geschichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch scheint das Wesen der Elegie in klagende Empfindsamkeit zu setzen, welche in dem weiten und mannichfachen Gebieth der alten nur eine sehr kleine Stelle einnimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine schöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verstand man unter dem Nahmen der Elegie oft vorzugsweise Klaggesänge, besonders über verstorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht selbst die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgesänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, sinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur sittlicher und über die sittlichen Verhältnisse natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Die Muse der spätern Elegie aber, welche die sonst das Aeltere gern vorziehenden Griechen am höchsten schätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, ist die befriedigte Sehnsucht, die glückliche Liebe. Sie ist ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenschaft; nachläßig hingegeben und in weiches Gefühl aufgelöst, wie sie ist, liebt sie erotische Tändeleien und verirrt auch wohl in ganz sinnliche Schilderungen.

Die Bruchstücke dieses letzten Zeitalters, in welchem die elegische Kunst nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, verdienen zunächst eine vorzügliche Aufmerksamkeit, weil sie der vollständiger erhaltenen und uns bekanntern römischen Elegie näher liegen, und doch von diesem Standpunkte aus, die Aussicht auf die ältere griechische Elegie nicht mehr so ganz entfernt ist. Auch sind die Bruchstücke glücklicherweise von der Art, daß sie

viel Stoff und Veranlassung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der alten Elegie geben können, die hier schon auf Nebenwege auszuweichen und zu lustwandeln scheint; und doch, wenn erotische Anmuth und Bildung die Seele der spätern griechischen Elegie sind, kann wohl nichts elegischer gefunden werden, als das wunderschöne Bruchstück des Hermesianax.

Wir bemerken zuerst ein **Bruchstück des Phanokles** von der Liebe des Orpheus zum Kalais. Das Werk, zu welchem dieses Fragment gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythische Elegie von den berühmten Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotische Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieser zärtlich begeisterten Freundschaft und Liebe auf das männliche Geschlecht und schöne Jünglinge, wie sie sich auch in den Liedern des Anakreon, in den Oden des Horaz, ja selbst in den Dialogen des Plato und anderer Sokratiker findet, und selbst in die Mythologie der Alten verwebt war, wie in der Sage vom Apollo und dem schönen Jüngling Hyakinthos, muß man nicht immer gleich zum Argen deuten, da bei reineren Sitten oft nur eine untadliche, platonisch begeisterte Freundschaft zwischen Männern darunter verstanden und gemeint ist, und es oft auch nur Poesie und zur Gewohnheit gewordne übliche dichterische Redeform war, ohne daß ein strafbares Verhältniß wirklich und im Ernst vorhanden gewesen wäre. Dieses darf man bei manchen Anspielungen in den Werken der Alten nicht übersehen, um ihre Mythologie und Kunst ungetrübt durch diese Störung aufzufassen; wo indessen die schreckliche Verirrung und Unnatur des sinnlichen Triebes sichtbar, als eine wirkliche hervortritt, da fällt freilich jeder andre Eindruck und jede mildernde poetische Erklärung weg.

Oder wie einst, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmahls saß er nunmehr in den schattigen Hainen, besingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Busen in Ruh.

Sondern im Geiste geheim, schlaflose Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er schaute nur an Kalais blüh'nde Gestalt.
Aber die Bistoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grausame, welche für ihn schneidende Schwerter gewetzt,
Weil er im thrakischen Volke zuerst die männliche Liebe
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und sie hieben sein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die thrakische See hin mit der Laute zugleich,
Fest mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beide zusammen genetzt schwommen von blaulicher Flut.
An die heilige Lesbos nun spülte sie dunkel das Meer an.
Da sich der Leier Getön über die Wellen erhob
An die Inseln und Küsten, die salzbeschäumten, begruben
Männer das hell vordem tönende orphische Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die stummen
Felsen, des Phorkys sogar grause Gewässer besiegt.
Seitdem waltet Gesang und der Saiten gefällige Kunst dort,
Unter den Inseln ist keine so liederbegabt.
Als die streitbaren Thraker der Frau'n feindselige Thaten
Hörten, und alle darum schrecklicher Kummer befiel:
Zeichnete jeder die Gattin, damit sie, die schwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grausenden Mords.
Also zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erschlagnen, die Weiber
Bußen für jene Gräu'l, welche an ihm sie verübt. *)

Die schöne Einfachheit, welche dieses Bruchstück unterscheidet, scheint ihm Ansprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben. Indessen kann die Zeit, wann Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit bestimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, so würde ihm doch schon der in dem Bruchstücke vom Orpheus sichtbare Hang, alte Sitten sinnreich durch alte seiner Absicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeschmiegte Sagen zu erklären, seine Stelle in der Periode der elegischen Kunst anweisen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des schönen Alterthums waren, und wo die erotische Poesie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenschaft des

*) Uebersetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

Dichters selbst, durch eine gebildete Darstellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Ansicht verwandelte, und die Gestalten der Vorwelt mit dem Geist der reizendsten Liebesdichtung neu beseelte.

Ueber das Bruchstück des Hermesianax. Die griechische Poesie hat einen entschiedenen und ursprünglichen Hang, die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verschmelzen. Auch wenn sie, um sich zu vervielfältigen, sich in bestimmte Arten theilt, und nur auf einen Zweig ihrer vollständigen Bestimmung beschränkt, weiß sie durch Abschweifungen, die doch immer wieder auf den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Ganze der Natur und mythischen Dichterwelt zu offenbaren. Sie spielt wenigstens in Bildern, Beziehungen, Gleichnissen und Beispielen in die angränzenden Gebiethe hinüber, und erhebt sich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Gesetz ihrer einmahl angenommenen Eigenthümlichkeit im mindesten untreu zu werden, weil sie sich das Fremdartigste zu verähnlichen weiß, und alles umzubilden und sich anzueignen strebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beschreibungen und Gleichnisse aus der lebendigsten Gegenwart der Natur; und so liebt die leidenschaftliche Elegie mythische Beispiele auszuwählen, und in schöne Kränze zu flechten. Sie spart die Blumen nicht und liebt auch hier den geschwätzigen Ueberfluß, wie die weiche Empfindung selbst, deren schöner Ausdruck sie sein will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es sich noch so sorglos im Lustwandeln zu verirren scheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Episode genannt werden.

Auf diesem Wege hatte sich auch die klagende und tröstende Elegie des Antimachos über den Tod seiner Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet; und nach einigen Bruchstücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf seine geliebte Nanno sehr viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weise führt Hermesianax in diesem merkwürdigen elegischen Bruchstücke, seiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung seiner Elegien in drei Büchern benannt ward, das Beispiel der größten Dichter und Denker in der einfachsten Ordnung

an, indem er das Schönste und Eigenthümlichste von dem, was die Poesie oder die Geschichte über die berühmtesten Leidenschaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutsam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geist und Dichtung, die gedrängt ist, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das schöne Bruchstück dem Liebhaber der Poesie und des schönen durch seine unbeschreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geschichte durch die Menge von geschichtlichen Anspielungen und Andeutungen ist, so merkwürdig ist es denen, welche die Kunst üben, die schriftlichen Denkmahle und Bruchstücke des classischen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch seine Verdorbenheit; daher auch die größten Philologen wie Ruhnkenius, und andre nach ihm, sich große Mühe gegeben haben, die rechten Lesarten wieder herzustellen, die zweifelhaften aber durch eine bessere Auslegung der oft räthselvollen Anspielungen geschichtlich zu deuten und verständlich zu machen.

So reich und beziehungsvoll ist diese zierliche Rhapsodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem schnellsten Sinn bei vertrauter Bekanntschaft mit dem behandelten Stoff schwer, ja unmöglich fallen dürfte, gleich beim ersten Eindruck alle Feinheiten des Künstlers wahrzunehmen. Seiner Absicht gemäß, die unwiderstehliche Macht der zärtlichen Sehnsucht durch große und schöne Beispiele zu offenbaren, umfaßt er gleichsam alle Zeitalter der Bildung und der Geschichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Mysterien, den dichtenden Priestern der grauen Vorzeit, bis zu seinem Freunde und Zeitgenossen, dem also schon damahls hochgeehrten, und von Propertius und Ovidius so oft gefeierten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterstadt des Hermesianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geistvollsten und ausschweifendsten Virtuosen des üppigsten Zeitalters und der gesetzlosesten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegorische Priestersagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entstanden, oder ausgeschmückt waren, wie die Weiberfeindschaft des Euripides durch eifersüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon zur Sappho, vielleicht der neueren

Komödie ihr Dasein verdankt, die auch als erste oder zweite Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten ist; endlich die Werke der Dichter selbst, wie bei Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinsamen Vaterlandes und der gleichen Kunstart näher waren und auch in seiner Behandlung nebst dem Philetas mit besonderer Liebe und noch genauerer Unterscheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben scheinen könnten. So auch bei Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Versen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; so auch beim Philoxenos, der selbst in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der sein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Liebe der Galathea gewonnen hatte, ein Gedicht von der damahls schon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausschweifenden dithyrambischen Gattung abfaßte, welches den alten satyrischen Dramen nachstreben mochte, worin er mit Anwendung der alten Sage auf sein Unglück, den Dionysios als Kyklopen, die geliebte Flötenspielerin als Galathea und sich selbst als Odysseus darstellte. Ueberhaupt würde man sehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freilich nicht so durch die Gefühle der Ehre und die Bilder himmlischer Reinheit, in das Gebieth des Geistigen gesteigert war, wie die romantische, habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geistreichste Geselligkeit, die reizbarste Leidenschaftlichkeit bei gebildeter und schöner Sinnlichkeit und ein zartes Gefühl verleihen können. Eben so die Liebe der Philosophen, an denen der Dichter, der alles nur aus einem elegischen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegensatz zeigt; schon daß sie liebten, scheint ihm außerordentlich, da er hingegen bei den Dichtern die außerordentliche Art, wie sie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch bewunderte Werke bewährten, hervorzuheben sucht. Alles strebt er zu elegisiren, und auch das verschiedenartigste weiß er näher zu rücken, ähnlich zu gestalten und freundlich zu verbinden, so daß das Ganze wie aus einem Guß ist; und wenn er so ungleiche Gegenstände, wie Theano, die weise Freundin des strengen Pythagoras, die gebildete Aspasia, die erste Frau ihres Zeit-

alters in allen geselligen Künsten, und Lais, welche in dem seiner Hetären wegen berühmten Korinth in den Künsten der Verführung die berühmteste war, in gewissem Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; so weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinsten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beispiel beim Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beim Homeros und Hesiodos, wo ihn Sage und Geschichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er sich, da der Ruhm dieser Dichter zu glänzend war, um in dieser Auswahl der berühmtesten Nahmen fehlen zu dürfen, mit einer absichtlich offenbaren Erdichtung. Es ist in dieser ganzen Dichtung und reichen Blumenlese erotischer Züge und Anspielungen aus dem ganzen mythischen und geschichtlichen Alterthum eine eigne Ironie und Anmuth bei dem zarten erotischen Sinn.

Der wunderbare und eigenthümliche Zauber, der aus diesem Gemisch von Liebe und Witz, von schmachtender Hingegebenheit und geselliger geistreichen Feinheit hervorgeht, muß freilich für die zum Theil verloren gehen, welche aus Unkunde der alten Geschichte, bei der Betrachtung und dem Genuß dieses Bruchstücks das entbehren müssen, was die frühere Bekanntschaft mit dem Stoff und die Vergleichung desselben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt.

Bedeutender und gefälliger Schmuck ist ein wesentliches Bedürfniß und eine schöne Zierde der menschlichen Natur und der menschlichen Kunst. Auch die Poesie liebt ihn mit angeborner Neigung. Der wahre Dichter ist unbeschränkt frei; aber selbst seine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunstwerk wird selbst das, was nur ein Schmuck und hinzugefügte Zierde scheint, so innigst vom Geist des Ganzen beseelt sein, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter, der eigensten Eigenthümlichkeit des Werks und seiner Gattung entspricht. Was man im Gegensatz dieser grammatischen und metrischen die poetische Ausbildung der Poesie nennen könnte, die sich in Beispielen, episodischen Beschreibungen, Bildern und Gleichnissen entfaltet und kund giebt, darf eben so wohl auch an sich gewürdigt werden. Die Bedeutsamkeit, gesetzliche

Freiheit in Verhältniß zu seinem Ganzen, eine gewisse Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgestaltung, durch die, was uns schon bekannt war, nun wieder neu erscheint, sind Eigenschaften, die jedes Gleichniß, Beispiel oder Bild besitzen muß, ohne Rücksicht auf das Einzelne und die besondre Art. Aus diesem Gesichtspunkte hat das Bruchstück des Hermesianax noch außer seiner elegischen Vortrefflichkeit eine gleichsam eigenthümliche und selbstständigere; denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetischen Mahlerei dürfte diese Reihe kleiner Kunstwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beschreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektonischer Festigkeit wie für die Ewigkeit dastehen; wenn in der pindarischen Poesie oft eine hohe Gestalt von einfachen und allgemeinen Zügen sanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu schweben scheint: so möchte man diese Bilder des Hermesianax an sorgloser Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geschnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

Das Bad der Pallas von Kallimachos. Dieses in der Sprache und auch durch eine gewisse Vorliebe für gymnastische Bilder zum dorischen Styl sich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Fest von der Gattung bestimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgestellt ward, bloß wie zum Spiel, wenn gleich nicht ohne Bedeutsamkeit und andeutende Beziehung auf ihre Geheimnisse; welche Feste der Natur nur eines Geschlechts, Alters oder Standes angemessen, und im Vergleich mit den großen Volksversammlungen und Kampfspielen, wo jeder freie Hellene seine Kraft und Geschicklichkeit versuchen und beweisen durfte und sollte, sehr eng umschränkt waren; so eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit bestand. Wenn an dem Feste selbst, dem Sinne blühender Jungfrauen von edelstem Geschlecht einer dorischen Stadt von altem Glanz alles so entsprach, wie in diesem elegischen Festgesange des sinnreichen und gelehrten Kallimachos, so war es in seiner Art wohl schön, und entsprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken und eigenthümliche Sage grade dieses Orts und dieser Veranlassung verschönernd in Erinnerung zu bringen und in lebendigem Andenken zu erhalten.

Wenn schon die Richtung des Ganzen an bestimmte Personen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters diesen elegischen Hymnus, der von allen epischen des Kallimachos von Grund aus und sehr weit verschieden ist, der lyrischen Gattung, auch nach allgemeineren noch nicht durch die Strenge der scheidenden Kunst bestimmten Begriffen von derselben, aneignet; so könnte eine Geschichte, welche ein so seltsames Gemisch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Absicht enthält, für die Elegie, welche so gern mit streitenden Empfindungen spielt, und Widersprüche verkettet, ein sehr angemessener und glücklicher Stoff scheinen. In jedem Fall wäre die Voraussetzung, die Beschaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poesie der Natur des Ganzen so genau und tief entspricht, könne bei einem so absichtsvollen Künstler zufällig sein und von keiner Bedeutung, durchaus geschichtswidrig.

Vergleicht man diese Elegie des Kallimachos mit dem Bruchstücke des Hermesianax, so kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob diese Sonderbarkeit des Kunsturtheils der Alten eben so natürlich und nothwendig war, wie das verschiedene Vorziehen der Ilias und der Odyssee bei den Alten und bei den Neuern, müssen wir nur kurz erinnern; daß dieser elegische Hymnus des Kallimachos wie seine elegischen Epigramme doch nur eine Nebenart und Ausnahme in seiner gesammten Poesie bildete, und daß wir nur aus seinen erotischen Elegien würden beurtheilen können, warum er für den besten in dieser Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überströmende Philetas leidenschaftlicher, antithetischer, ja sogar gefeilter sein, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermesianax nie erreicht haben wird.

Ueber das Idyll, und die bukolischen Dichter der Alten.

Nachdem die großen Formen der alten Poesie aufgehört hatten, zeigte sich die neue zierliche Kunst gelehrter Dichter in man-

cherlei geistreichen Versuchen neu ersonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen das Idyll noch früher blühte oder doch gleich früh mit der spätern Elegie der Hellenen, von welcher wir einige der merkwürdigsten und berühmtesten Ueberbleibsel erwähnt haben.

Idyllen sind in der ursprünglichsten Bedeutung, was wir vermischte Gedichte, Darstellungen nach dem Leben nennen würden; der Nahme Bildchen ist unbestimmt und allgemein genug für solchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derselben. Jede Sammlung solcher kleineren dichterischen Erzeugnisse wird mehr oder minder zur lyrischen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogische und selbst die lehrende Form in einem gewissen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Wesen zu verlieren. Denn die Einheit einer solchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, sondern in ihrem durch verwandte Sinnesart und Seelenrichtung geknüpften nur darin beruhenden Zusammenhange, im Ganzen der geschilderten Lebensweise und Natur, oder des geselligen Kreises, denen sie angehören, im Dichter selbst und in dem Eigenthümlichen seiner Ansicht; und diese innere Gefühls-Einheit ist ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengesetzt, und eben das unterscheidende Merkmahl der lyrischen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen aber in der Darstellung ist die Liebe und die eigne Gestalt, die sie in jedem annimmt. Daher der ursprünglich erotische Geist des Idylls, und da dieses nicht bloß Selbstbetrachtungen oder freundschaftlich dialogische Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyrischen Gattung, sondern kleine liebliche Darstellungen, so ist ihm die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemessen und beinah wesentlich; so daß sogar Helden und Götter, die sie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinsel nun auch einen bukolischen Anstrich bekommen.

Der älteste unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beste Dichter der idyllischen Gattung war Bion. Von ihm ist das unvergleichliche Bruchstück aus der Liebesgeschichte des Achilles und der Deïdamia; dieses mag allein hinreichend

scheinen, jenen Vorzug zu rechtfertigen. Das Liebesgespräch dürfte gleichfalls von ihm sein; es steht mit seiner naiven Anmuth in der schönsten Mitte zwischen der unverschönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beim Theokritos findet, und der flachen Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt sich in dem gemessen wechselnden Dialog mit anmuthiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibsel, die glaubwürdig mit Bions Nahmen auf uns gekommen sind, athmen eine süße Innigkeit, sind überaus lieblich und liebevoll. Derselbe Geist lebte allem Anschein nach in seinen andern Gedichten, die nun verloren sind. Sie gehören zu denen, die mit den Gesängen der Sappho auf Anstiften der Geistlichen zu Constantinopel wegen ihres allzu erotischen Inhalts vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, ist der berühmteste seiner Gattung geworden. Er gefällt sich am meisten in kräftiger Darstellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er suchte weit mehr das Lokale, wobei ihn Sophrons Mimen begünstigten, deren Nachahmung für seine Manier entscheidend gewesen sein mag.

Wegen der gerühmten Einfalt, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unschuldigen Natur liegt, welche er darstellt, und nicht in der Art, wie er darstellt, könnte es bei dem ersten unreifen Nachdenken scheinen, Theokritos sei der ältere, hie und da noch harte und herbe Künstler seiner Gattung. Forscht man weiter, so sieht man wohl, wie das allgemeine Gesetz der natürlichen Kunstentwicklung für die künstliche Bildung der gelehrten Epoche hellenischer Poesie hier noch eine nähere Bestimmung erleidet und wir wundern uns nicht mehr, den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu sehen, da ja auch in der Elegie dieses Zeitalters Hermesianax, dessen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als Kallimachos, dem freilich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entscheidung der Kritiker, den classischen Gipfel seiner Gattung zusprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedicht auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter

denen des Moschos steht, in zwei Handschriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beigelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt gelesen worden. Der Scholiast meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen sei Moschos sein Nahme gewesen, Theokritos „der Gottgewählte" aber sein Beinahme. So dürfte also wohl der bukolische Moschos mit dem Theokritos Eine Person, und er von diesem nur durch ein Mißverständniß abgesondert worden sein, welchem die Existenz eines andern nicht sehr viel spätern Moschos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung schon Statt findet, ein Schüler des Aristarchos war, und also doch nicht Zeitgenosse des Philetas und Verfasser des Gedichts auf Bion sein konnte. In den Lebensumständen spricht nichts dagegen, und es begreift sich, warum auch Moschos ein Syrakuser war. Auch in den dem Moschos beigelegten Gedichten und Bruchstücken ist nichts, was die eingebildete Verschiedenheit des Charakters begründen könnte; man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wissen, daß er sich in manchen andern Arten versucht hat, und das Gedicht, die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt schon ziemlich fern von seiner gewöhnlichen bukolischen Darstellungsart. Der kleine Gegenstand ist darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechselverhältniß der verschiedenen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von selbst zu Vermuthungen der Art geführt, bei einer Sammlung von Werkchen und Bruchstücken, in die offenbar so viel Fremdartiges eingeflossen ist, wie in die bukolische.

Warum ich der Meinung beistimme, welche die drei in ihr befindliche Bruchstücke aus der Sage des Herkules dem Pisandros zuspricht, habe ich in der Geschichte der epischen Poesie in dem Abschnitt von dem mittleren Epos angegeben. Ich wage es bei der gegenwärtigen Gelegenheit den Kennern der Kunstgeschichte noch einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker sein; es ist augenscheinlich ein Bruchstück aus Metamorphosen irgend eines gelehrten Dichters dieser Zeit. Ein Bruchstück wie dieses, zusammen-

genommen mit der allgemeinen Thatsache, daß Ovidius Metamorphosen alexandrinischer Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Bacchantinnen, Bruchstück eines epischen Gedichts sein. In dem unzusammenhängenden Gesang an Hieron ist der 76ste—100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, so schön man es nur irgend aus dieser Zeit erwarten darf, weit über Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Ἀΐτης und Παιδικα überschrieben sind; doch geben mir diese zu keiner so bestimmten Vermuthung Raum, wie die Europa.

Da die Sammlung so beschaffen ist, darf es nicht überflüssig und muß sehr erlaubt scheinen, manche Stücke derselben von neuem zu prüfen, ob sie auch dem Theokritos angehören, und ob sich nicht eines oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobei der erotische Geist des letzten und der mimische des ersteren, die festen Punkte sind, welche die Untersuchung leiten müssen.

IV.

Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern. 1794.

Die Art, wie die Weiblichkeit in den griechischen Dichtern behandelt wird, giebt viel Licht über den sittlichen Zustand der griechischen Frauen. Aus dem Bilde kann man das Urbild kennen und beurtheilen lernen. Eine Reihe der ausgezeichnetsten weiblichen Charaktere, aus den größten Dichtern, der Zeitfolge nach entworfen, wird uns ein Gemählde des griechischen Ideals der Schönheit im weiblichen Charakter geben, wie es sich allmählig bildete, vollendete und wieder ausgeartet ist. Wem indessen einfache Natur und bescheidne Schönheit nicht genügen, der wird weder die Charaktere, noch die poetische Darstellung derselben sehr anziehend finden. Beide sind nur einfach, wahr und naturgemäß.

Schon im heroischen Zeitalter, von dessen Sitten uns die homerischen Gedichte ein so reichhaltiges, und beinahe vollständiges Gemählde geben, war das weibliche Geschlecht in einer weniger günstigen Lage, als das männliche, im Ganzen ungebildet und unterdrückt. Die Kräfte des Mannes hatten einen ungleich größeren Spielraum, zu wirken und sich zu entwickeln. Auf Abentheuern und in fast unaufhörlichen Fehden begriffen, zwang ihn die Noth, in sich selbst Hülfe zu suchen, und so erlangte er Kühnheit, schnelle Erfindungskraft, Selbstständigkeit und Zuversicht. Die ältesten, tapfersten und reichsten Männer einer kleinen Völkerschaft berathschlagten gemeinschaftlich über ihre Angelegenheiten. Eine neue Gelegenheit den Verstand und das sittliche Gefühl zu entwickeln! An geheiligten Festen wurde durch

Musik und Poesie das Herz des Mannes gebildet, Helden- und Götter-Sagen erfüllten seine Einbildungskraft mit großen Bildern, die oft die großen Gedanken alter Weisheit umhüllten. Gemeinschaftliche Freude war der Keim, aus dem sich die Blume schöner Geselligkeit bald entfalten sollte. Den Frauen fehlten alle diese Veranlassungen zur Bildung; selbst vom Umgange und der Geselligkeit mehr entfernt, waren sie auf das häusliche Leben beschränkt. Unterdrückung und Geringschätzung brachten das weibliche Geschlecht dahin, zu entarten, und diese Mißhandlung vielleicht endlich zu verdienen. Wenn die weibliche Seele nicht durch einen höhern Geist edel erhoben wird, so sinkt sie leicht in Erniedrigung. Daher erklärt sich so mancher auffallende Zug im Homer und besonders im Hesiodus, der uns vermuthen läßt, daß Geringschätzung des weiblichen Geschlechts und Mißtrauen gegen dasselbe schon in diesem Zeitalter beinahe allgemeine Denkart war; denn in der hesiodischen Periode des epischen Zeitalters war die Lebensordnung und Sittenverfassung der alten heroischen Zeit schon völlig entartet. Die homerischen Helden scheinen von keiner andern Vollkommenheit eines Weibes zu wissen, als Jugend, Reize, Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und Verständigkeit; denn so kann man vielleicht am besten einen sehr unbestimmten Ausdruck des Dichters übersetzen, mit welchem er aber mehr Abwesenheit großer Thorheiten und Laster, als eigentliche Sittlichkeit und höhere Eigenschaften des Gemüths zu bezeichnen scheint. Er ist so reich an Ausdrücken für männliche Größe, und männliche Tugenden; wie äußerst selten aber redet er so von seinen Heldinnen? Am besten kann man sich von der Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts über das weibliche schon in diesem Zeitalter überzeugen, durch die Vergleichung der Liebe und der Freundschaft desselben. Man vergleiche nur alles, was Homer von jener dargestellt hat, mit der Freundschaft des Achilles und Patroklus! Es ist dieses auch nicht etwa bloß eine Eigenthümlichkeit des Dichters, sondern es ist Charakter des ganzen Zeitalters. Allerdings finden sich einzelne schöne Züge vom Gegentheil, im Ganzen aber ist die Frauen-Liebe der homerischen Helden nichts als eigennützige Sinnlichkeit und daneben Geringschätzung; sie reden

von ihren Geliebten nicht selten wie von Sklavinnen, und wie von einer Waare. Nur übertreibe man diese Vorstellung nicht, und vergesse nicht, daß dieß nicht bloß die herrschende Denkart in einem noch rohen Zustande menschlicher Entwicklung, sondern daß es auch die der Sittenverderbtheit ist! Der Geist der weiblichen Liebe war im Ganzen in diesem Zeitalter noch nicht zum Edlen und Schönen entfaltet. Die heroische Freundschaft hingegen ist die schönste Vermählung männlicher und kriegerischer Größe und zarten Gefühls. Sie ist die edelste Frucht dieses Zeitalters, und so sehr Charakter desselben, daß schon aus dem Dunkel der ältesten Sagen, die Helden uns paarweise entgegen strahlen, Kastor und Pollux, Herkules und Jolaus, Theseus und Pirithous. Alle hervorstechenden Helden der Iliade sind von einem tapfern Genossen freundlich begleitet. Daß solche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig sind, liegt schon in der Natur der Sache; wie edel und zart sie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemählde hinterlassen in der Freundschaft des Achilles und Patroklus.

Die homerische Poesie ist nicht sowohl eine ideale Schönheit, als ein getreues Abbild der Natur; so wie diese selbst in der Wirklichkeit damahls, so ist auch der Dichter, als wahrhafter Wiederschein seiner damahligen Welt und ganzen Umgebung, der Schönheit in männlichen Charaktern ungleich näher, als in weiblichen. In diesen finden sich nicht selten beleidigende Züge von Rohheit und Gemeinheit, besonders an seinen Göttinnen. Es erinnert an unedle Sitten, und dünkt uns gemein nach unsern Begriffen, wie Pallas die Aphrodite im Zank schlägt, ihr die Hände zusammen hält, und Köcher und Pfeile ums Gesicht wirft, sie bitter verhöhnend. Es ist aber auch wieder rührend und anmuthig, wie die weinende Schöne schüchtern zum ehrwürdigen Vater flüchtet, ihr Leiden klagend; und dieser sie lächelnd tröstet, ihr sagt, daß nicht Krieg und Streit, sondern die Werke der Liebe ihr Amt seien. Es ist nicht lobenswerth, und beleidigt das sittliche Gefühl, wenn Here ihren Gemahl, der auf dem Ida sitzend, den kämpfenden Trojanern Glück und Sieg sendet, durch heuchlerische Liebkosungen absichtlich in ihre Arme lockt, und dann schlau den Augenblick seiner Schwäche nutzt, um den Trojanern den Sieg

zu entreißen. Bei solchen Zügen und Scenen, welche Göttinnen zugeschrieben und in die Götterwelt verlegt sind, könnte man wohl leicht durch die symbolische Bedeutung das wegnehmen oder mildern, was sonst dem feineren Sinn rauh auffällt; aber es findet sich Aehnliches auch in der Menschenwelt und dem Sittengemählde der heroischen Frauen. Der unverhohlene Eigennutz der Penelope, die ihren Liebhabern durch allerlei Künste Geschenke abzulocken weiß, erscheint fast nur als eine kindliche Schalkheit, durch die Unbefangenheit, mit der sie sich noch ihrer Klugheit rühmt. Um so mehr sieht man daraus, wie die allgemeine Sitte, und wie fern vom Ideal diese ganze Heldennatur noch war.

Es finden sich aber auch sehr schöne weibliche Charakterschilderungen und Züge in diesem Gemählde der Heldenzeit. In der That, Homers Heldinnen sind selten edel, doch wenn sie es sind, so sind sie dann um so mehr hinreißend. Eben weil ihr Wesen so ganz beschränkt und ihr Charakter sich selbst überlassen war, so ist der kleinste zarte oder schöne Zug, den wir hier finden, gewiß aus reiner Weiblichkeit entsprungen, und nicht von fremder Bildung entlehnt. Ihre Tugend ist freie Natur, ihre Einfalt ist vollkommen, und bezaubernd diese ungezwungene Anmuth der Seelen. Hier ist keine durch Bildung zerstörte Weiblichkeit! Die ungewisse Hoffnung vollkommner Charakter-Schönheit durch eine ideale Seelen- und Sittenbildung hatte die Menschen noch nicht von dem Wege der Natur abgeführt. Einige haben in der Sittenschilderung Homers bemerken wollen, er stelle die Trojaner feiner, gebildeter und liebenswürdiger dar, als die Griechen. Und wohl fühlt man sich geneigt, dieß zu glauben bei dem Abschiede der Andromache, welche alle Wonne und Rührung treuer Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit in einem lebendigen Gemählde vereinigt. Hektor geht in den gefahrvollen Kampf, und nimmt Abschied von seiner Gemahlin, und von seinem kleinen Sohne. Wie reizend und wie bedeutend ist die Schilderung des Kleinen! und wie bezeichnet der besondere Zug so natürlich den Charakter des Knaben! Er fürchtet sich vor dem Helmbusch des Vaters, und flieht schüchtern in den Schoos seiner Amme. Der Vater entwaffnet sich, nimmt ihn, spielt mit ihm und küßt ihn. Hier werden

beider Herzen des Helden selbst, wie seiner edlen Gemahlin getroffen und begegnen sich; alle zärtlichen und rührenden Gefühle werden rege in unaussprechlich schöner Mischung, und ergießen sich in ein wehmüthiges Lächeln liebevoller Thränen. Es war dem Hektor bestimmt, von der Hand des Achilles zu fallen, und die Klagen der Andromache, die Klagen der Mutter Hekuba bei seinem Tode sind so wahr und kraftvoll, wie die Ausbrüche der Leidenschaft beim Homer überhaupt. Aber in der Wahrheit und Kraft leidenschaftlicher Darstellungen sind ihm vielleicht andre Dichter gleich. Weit mehr ihm allein eigen ist die Zartheit, mit der er oft die feinsten Eigenthümlichkeiten der Weiblichkeit ergriffen, den leisesten Laut der Natur verstanden, oder errathen hat, und die Schonung, mit der er das Verstandne andeutet. Der weibliche Charakter wird so oft nicht verstanden, eben weil es die schöne Natur des Weibes ist, seine Seele zu verhüllen, wie seine Reize; selbst die offenste weibliche Hingebung ist noch scheu und zart. Aus diesem Hange und dem Unbewußtsein der Unschuld entspringt eben jene sittliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, welche in der Nausikaa durch den Zusatz von Verständigkeit und Güte zur Schönheit der Seele erhoben ist. Der irrende Odysseus ist von dem stürmischen Meere erschöpft und hülflos, an eine fremde Insel ausgeworfen. Er bereitet sich für die rauhe Nacht ein armseliges Lager im Walde, und so verläßt ihn der Dichter. Diese Insel bewohnte ein glückliches, gastfreies Volk, Freunde und Lieblinge der Götter, die in Spielen und Festen ihr Dasein leicht und fröhlich verscherzen. Die Tochter des Königs, Nausikaa ist nach den Sitten der Einfalt in der Zeit der Altvordern, gerade mit ihren Jungfrauen zu einer großen Wäsche ans Ufer des Meeres gefahren, wie sie ihrem Vater sagte, für ihre zwölf Brüder, die täglich zu Tanze gingen; wie uns aber der Dichter verräth, dachte sie an die Zeit, die ihr vielleicht nahe war, und an eine schöne reinliche Aussteuer. Sie ist am Ufer mit ihren Mädchen im fröhlichen Spiel beschäftigt; ihr Geräusch weckt den Odysseus, er nähert sich ihnen, ihre Gespielinnen fliehen bei seinem Anblick schüchtern zurück, sie allein bleibt mit unbefangener Zuversicht. Er fleht sie um Hülfe an, und erscheint ihr wohlgefallend; sie

räth und hilft ihm, wie sie kann. In allem, was Nausikaa sagt, und in ihrem ganzen Benehmen ist die schönste Mischung von Offenheit und Furchtsamkeit, von sich entwickelndem Verlangen und von zartem Gefühl. Ohne an sich zu denken, und um sich zu wissen, ohne die geringste Absicht, handelt sie nach dem reinen Eindrucke auf ein unschuldiges Herz.

Homer ist überhaupt sehr reich und abwechselnd an Charakteren; der Geist und die ganze Art seiner weiblichen Charaktere ist im Allgemeinen schon durch das vorhergehende hinlänglich bestimmt. In jedem einzelnen Charakter wird er näher bestimmt, durch die Stelle, welchen dieser im Gedichte und in dem Ganzen desselben einnimmt; und wenn man einzelne Charaktere aus einem Gedichte heraushebt, darf man nicht vergessen, daß der Dichter die Erfordernisse dieser einem jeden zugetheilten Stelle befriedigen muß, daß er viele Angaben und Umrisse der Sage nicht ändern darf, und daß er also nicht ganz frei ist, den Charakter zu dichten, wie er will. Hier kann der Dichter vorzüglich seine überlegne Kraft zeigen, wenn er auch in diesen Gränzen frei zu sein weiß, und mit dem, was die Nothwendigkeit erfordert, noch die sittliche Schönheit vereinigt. Der Charakter der Helena war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine äußerst schwierige Aufgabe, welche durch die Kunst und den glücklichen Sinn des Dichters vollkommen befriedigend aufgelöst ist. Die Heldin des Gedichts lief Gefahr, verächtlich zu werden, und dadurch die Theilnahme zu verlieren; sie entläuft mit dem Paris ihrem Manne und ihrem Vaterlande. Der Dichter konnte dieß nicht verstecken; er hat es nicht beschönigt, und auch nicht verschleiert, und dennoch beleidigt sie nie unser Gefühl. Sie ist ganz, wie sie sein muß, um unsre Theilnahme erregen zu können; unglücklich, denn das Herz der Armen ist getheilt; sie kann von den alten Freunden nicht lassen, und hängt doch an den neuen; welche auch fallen, es fallen die Ihrigen. Ihre Schwäche und tiefe Reue ist mit so wunderbarer Schonung behandelt, daß sie nicht nur nicht verächtlich dadurch wird, sondern gerade dadurch unsre ganze Theilnahme und Rührung erregt. Wie schön wird ihre Klage und ihr Bedauern erregt, durch Rückerinnerung an das Vaterland, bei dem Anblick

des gesammten griechischen Heeres! Die trojanischen Greise schauen eben dorthin, sitzend auf Troja's Mauern, unter ihnen Priamus. Er ruft die liebe Tochter Helena zu sich, und fragt nach dem Nahmen, Geschlecht, Charakter und den Thaten dieses und jenes Helden. Noch zuvor, wie Helena unter sie tritt, erregt ihre Schönheit das Erstaunen der ehrlichen Greise. Troja habe unendlich viel erlitten, meinen sie, und daran sei Helena Schuld; aber sie sei auch schön, wie eine Göttin, es verlohne sich ihr Besitz des großen Kampfes. In diesem Zuge liegt eine Spur von der beinahe gränzenlosen Bewunderung und Verehrung weiblicher Schönheit, welche den Heldenvölkern der alten Zeit so natürlich und gleichsam eingeboren ist, und überall in das Sagenhafte hinüberschreitet.

Man erinnert sich hiebei an die Nymphe Kalypso, und die Zauberin Circe, die den Odysseus auf seiner wundervollen Fahrt aufhalten, und an ihre Liebe fesseln. Es scheint nicht ohne Bedeutung, daß beide übermenschliche Wesen sind, um zu bezeichnen, daß die Macht weiblicher Reize, und die Bande weiblicher Liebe stärker als alle irdische Gewalt und Einwirkung und von durchaus wunderbarer und magischer Art sind, wie es sich an diesen mährchenhaften Wesen zeigt. Noch schöner aber und sinnvoll für das Gefühl des Menschlichen erscheint es dagegen, daß Odysseus in den Armen der Göttin Kalypso nicht zufrieden, und nicht glücklich ist, und sich nach seiner sterblichen Genossin, Penelope, sehnt. Alle ihre Freuden und ihre Unsterblichkeit bleiben ihm fremd; am Felsenufer sitzend, schaut er weinend und klagend über das unermeßliche Meer nach seiner geliebten Heimath. Diese geliebte Heimath und die treue Penelope geben allen Schicksalen und Wundern des Odysseus erst einen umgränzenden Hintergrund, gleichsam einen heimathlichen Boden, worauf sie ruhen. Sie geben dem Gedichte Bestandheit und Zusammenhang. Der friedliche und häusliche Genuß des ruhigen Lebens am eignen Herd, und die reizenden Wunder und anziehendsten Gefahren des umherirrenden Helden leihen sich gegenseitig die schönsten Reize. Die Sehnsucht des herrlichen Dulders wird endlich befriedigt; er kehrt zu dem Besitz seines Hauses

und seiner Penelope zurück. Der Charakter derselben besteht nur aus wenigen einfachen Zügen beharrlicher Treue, häuslicher Vorsorge, und weiblicher Klugheit; man darf die verständige Ehefrau nicht trennen von der häuslichen Welt, in der sie lebt, so wie diese nicht von dem ganzen Gedichte und Gemählde altväterlicher Heldensitten.

Die lyrische Dichtkunst der Griechen, welche erst nach der epischen zur Blüthe gelangte, war die Aeußerung festlicher Freude oft auch die Göttersprache einer schönen Liebe. Selbst der erhabene Pindaros besingt die Anmuth holder Frauen, im zarten Gefühl des Schönen, mit der ihm eignen Weichheit und freundlichen Hoheit. Doch bilden diesen einzelnen Zug lyrischer Anmuth und Schönheit keine vollständigen Charakterschilderungen.

So wie Homer ganz Natur ist, so ist die attische Tragödie ganz ideal und geht durchaus auf die sittliche Schönheit. Wir können vorzüglich aus ihr das griechische Ideal der Schönheit in weiblichen Charakteren kennen lernen. Wir dürfen aber dabei den wichtigen Unterschied der Charakter-Schönheit und der Charakter-Güte nicht vergessen. Nur im zweiten Styl der Tragödie sind beide in Harmonie, das höchste und vollkommene Schöne des Charakters kann nicht ohne sittliche Güte Statt finden. In dem ersten und dritten Styl aber finden wir zwischen beiden nicht selten den schneidendsten Widerspruch.

Die weiblichen Charaktere im Aeschylus sind, wie seine Werke überhaupt, hart aber groß. Außer einigen nur wenig angedeuteten Charakteren, ist nur ein ganz durchgeführter auf uns gekommen, nähmlich der der Klytemnästra; er ist schrecklich und schauderhaft. In dem Trauerspiele Agamemnon ermordet sie ihren von Troja siegreich rückkehrenden Gemahl, am Tage seiner Rückkehr. Ihre Beweggründe sind Rache für die vom Vater geopferte Tochter Iphigenia, Eifersucht über die Kassandra, Furcht wegen ihrer heimlichen Verbindung mit dem Aegisthus, und Herrschsucht. Die überlegne Kraft, mit welcher sie ihr Verbrechen nicht nur ausführt, sondern auch erträgt, machen sie zu einer großen heroischen Verbrecherin. Zwar ist das Weib in ihr vertilgt; nachdem sie den Gemahl mit freundlicher Würde heuchlerisch empfangen und in das

Netz gelockt hat, zückt sie selbst das Schwert. Ruhig und kühn offenbart sie ihre That, wie sie ist, ohne sie zu verschleiern. Aber sie ist wenigstens menschlich geblieben; sie triumphirt nicht, wie der feigherzige elende Aegisthus. In dem darauf folgenden Stücke derselben tragischen Trilogie kehrt der verstoßne Sohn Orestes, der von frühster Kindheit an verbannt war, weil sie seine Rache fürchtete, auf das Geheiß des Apollo in das väterliche Haus heimlich und unbekannt zurück, und ermordet sie und ihren neuen Gemahl Aegisthus. Auch in dieser Tragödie hat der Dichter ihre schreckliche Größe mit mächtiger Hand dargestellt. Die stärkste Stelle des Stücks ist das erschütternde Flehen der knienden Mutter vor dem rasenden Sohne, der schon das Schwert schwingt, um seinen Vater zu rächen. Vom Apollo gesandt, an dem Grabe des Ermordeten von Unwillen und Rachlust entflammt und überwältigt, stürzt er sinnlos in die schreckliche That. Umsonst ist das mütterliche Flehen! Aber kaum ist es vollbracht, so erscheinen ihm auch die Eumeniden, immer näher und schrecklicher dringen sie auf ihn und fassen endlich ihren Raub.

Die übrigen weiblichen Charaktere des Aeschylus sind nicht so vollständig ausgeführt, es sind nur einzelne große Umrisse, wie die erhabene Weissagung der sterbenden Kassandra, die königliche Würde der Atossa, die weibliche Heftigkeit des Chors in den Sieben Helden und andere. Vielleicht sind wir mit den weiblichen Charakteren dieses Dichters nicht glücklich gewesen; es ist möglich, daß die Zeit uns das Beste geraubt hat. Die Niobe des Aeschylus ist verloren. War sie vielleicht ein Gegenstück zum Prometheus? Wie jener, hat sie nach der Sage, im Bewußtsein ihrer Kraft den Göttern getrotzt. Der Dichter wird also in ihr ein Bild erhabnen Uebermuthes entworfen haben, der Ueberlegenheit menschlicher Kraft über das Schicksal im höchsten Schmerz; und hatte hier wohl Veranlassung einen großen Charakter zu schildern.

Die Größe ist der Anfang der Schönheit; wenn die Natur in ihrem Gange nicht gestört wird, so geht aus harter Erhabenheit Vollendung hervor. Nach dem Aeschylus läßt sich Sophokles gleichsam erwarten. In ihm hat die griechische Dichtkunst das äußerste Ziel ihrer Kräfte erreicht. In ihm finden wir daher auch

das höchste Schöne des weiblichen Charakters, und zwar nicht blos des tragischen, sondern selbst in ganz allgemeinem Sinne. Wenn einige seiner weiblichen Charaktere, wie Jokaste, Dejanira nicht so sehr hervortreten, so sind sie dennoch nicht minder nach demselben Ideal gedacht und entworfen. Aber das Schöne ist in den Tragödien des Sophokles über das Ganze der Handlung und aller Personen gleichmäßig verbreitet; kein einzelner Theil ist schöner als er im gegenseitigen Verhältniß zu den andern sein darf; mit erhabener Leichtigkeit dient jeder dem Gesetz des Ganzen, und ist doch für sich bestehend, frei. In dieser Vertheilung des Schönen, in der Harmonie des Ganzen ist Sophokles durchaus vollkommen. Zum Beispiele kann der Charakter der Dejanira dienen, welcher auf das Schönste durchs Ganze bestimmt ist. Die kleinste Aenderung selbst willkührlich scheinender Züge würde unsre Rührung schwächen, oder die Schönheit stören. Grade daß der Dichter ihr nicht mehr gab, als verständige Gutmüthigkeit, Treue und ein redliches Herz, macht für diese Lage die stärkste Wirkung. Ihr rührendes Mitleid mit der Jole, welches bald schrecklich auf sie selbst zurückkehren soll, und ihr Tod, welcher den tiefsten Schmerz mit der höchsten Wonne vereinigt, gehört zu dem, was nur dem Sophokles eigenthümlich ist, und sich in diesem Maaße von sittlicher Schönheit unter allen alten Dichtern nur bei ihm findet. Der Charakter der Elektra ist eine hinreißende Mischung von leidenschaftlicher jugendlicher Erzürnung, tiefem verhaltnen Unwillen über ihr eignes und des Vaters erlittenes Unrecht, von ernster Größe und zärtlicher Empfindsamkeit. Wie tief dringen ihre hohen Klagen in das Herz! Man versuche es nur, den kleinsten Zug anders zu denken, ohne das Ganze zu zerstören. Die höchste Anmuth weiblicher Unschuld und Sanftheit hat der Dichter in der Ismene erreicht; sie dient ihrer Schwester Antigone wie zum Gegensatz. Ismene leidet im Stillen bei dem Unglück ihres Hauses, bei der Beschimpfung eines unglücklichen erschlagenen Bruders. Antigone handelt, sie will nur das reine Gute, und vollbringt es ohne Anstrengung; mit Leichtigkeit geht sie selbst in den Tod. Alle Kräfte sind in ihr vollendet und unter sich Eins; ihr Charakter ist der einer Heldin von

göttergleicher Güte; und wenn das Göttliche dem Menschen sichtbar wird, so erscheint die höchste Schönheit.

Das dichterische Ideal des weiblichen Charakters hat bei den Griechen im Sophokles seine Vollkommenheit erreicht. Nicht lange erhielt sich die griechische Bildung auf dieser Höhe; die Sitten und die Kunst verloren Ebenmaaß und Ruhe, und mit diesen die strenge Tugend im Leben und das höchste Schöne im Styl der Kunst. Der Uebergang von der Vollkommenheit zur äußersten Zügellosigkeit, zu der üppigsten Schwelgerei der Seele, geschah nicht allmählig und stufenweise, sondern mit einemmahle und plötzlich. Es war ein Sprung, nach welchem kaum noch eine Rückkehr zu der strengen Harmonie der großen Zeit möglich war. Den Charakter dieser Periode kann man am besten im Alcibiades kennen lernen. Sein Charakter ist gewissermaßen der Charakter seiner Zeit; so wie er selbst der Abgott und das Ideal seiner Zeit war. Und für alle Zeiten kann er als ein Ideal eines sittlichen Schwelgers gelten; er vereinigte mit der Zügellosigkeit so viel Güte und Kraft, als möglich ist; er verlieh dem Laster verführerische Reize, ja er wußte ihm durch seine großen Eigenschaften Bewunderung zu erregen. An Bildung und Kraft fehlte es seinen Zeitgenossen noch nicht; im Gegentheil blühten alle Kräfte des Menschen in der üppigsten Fülle; nur das rechte Maaß und die geordnete Ruhe, Harmonie und Gesetz fehlten. Mit den öffentlichen Sitten und der öffentlichen Meinung änderte sich auch der allgemeine Sinn in der Kunst. Dieser beherrschte bei den Athenern die Poesie so sehr, daß sie immer den Sitten folgen mußte, und nicht leicht der einzelne Künstler sich über seine Zeit erheben konnte. Das Ideal des öffentlichen Geschmacks und der Dichtkunst wurde ein künstlerischer Ueberfluß, und dieß ist der Charakter des Euripides, des dritten großen Tragödiendichters der Griechen, von dem wir noch Werke besitzen. Unter einer ganz verschiedenen Außenseite, finden wir dennoch das Wesentliche aus dem Charakter des Alcibiades und dieser ganzen Zeit, auch durch den eigenthümlichen Kunstgeist und sittlichen Styl seiner Werke bestätigt. In seinem Ideal, in seinem Dichtergeiste und seiner Kunst ist alles übrige im größten Ueberfluße vorhanden; nur Uebereinstimmung, Gesetzmäßigkeit fehlt. Mit Kraft

und Leichtigkeit weiß er uns zu rühren und zu spannen, bis ins Mark der Seele zu dringen und durch den reichsten Wechsel zu reizen. Die Leidenschaft, ihr Steigen und Fallen, besonders ihre heftigen Ausbrüche stellt er unübertrefflich dar. Charakter enthält er weniger als Leidenschaft, nur in leidenschaftlichen Charakteren gefällt er sich; wie in dem der Medea, welche aus Eifersucht und Rache ihre eignen Kinder ermordet, oder einer Phaedra, welche eine rasende Liebe zu ihrem Stiefsohn faßt, und nach der unglücklichen Entdeckung durch eine unvorsichtige Vertraute, sich selbst umbringt, und durch einen zurückgelassenen Brief, voll falscher Beschuldigungen, ihrem Geliebten den Tod zuzieht. Selbst Edelmuth und Größe ist bei dem Euripides nicht beharrliche Natur, wie beim Sophokles, sondern heftiger Ausbruch einer Leidenschaft, plötzliche Begeisterung. So stürzt sich Evadne, trunken von dem sie ergreifenden Gefühl, mit dem Schmucke einer Siegerin, in den Scheiterhaufen ihres Gemahls. So geht Alcestis für ihren Gemahl in den Tod, freudig und mit Einfalt; mit jugendlichem Widerstreben trennt sie sich von dem schönen Leben, dessen letzten Hauch sie schon an der Schwelle des Todes noch mit Liebe einathmet. Auch die Hingebung und Standhaftigkeit der Polixena, welche von den Griechen am Grabe des Achilles geopfert wurde, ist mehr Leidenschaft als Charakter. Aber nicht selten verdirbt er selbst solche schöne Stellen. Denn so wie seinem Ideale, so fehlt es auch seinem bildenden Geiste und der Darstellung selbst an Harmonie und Gesetzmäßigkeit. Er weiß sich selbst als Künstler nicht zu zügeln und zu beherrschen, vergißt sich oft in der Ausführung eines einzelnen Theiles, eines Lieblingsstoffes so sehr, daß er darüber das Ganze völlig aus den Augen verliert. Er läßt zum Beispiel seine Personen gern philosophiren, und thut es zu oft; denn nicht selten hört man aus ihnen nur den philosophischen Dichter reden. Er liebt lange, glänzende Reden; sie sind immer schön, aber er verschwendet sie oft am unrechten Orte. Zum Beispiel, Makaria, welche sich freiwillig für ihre Geschwister dem Tode hingiebt, kann gar nicht aufhören zu reden, und Abschied zu nehmen. Am meisten verführt ihn seine Neigung, so viel Leidenschaft als nur möglich

in sein Werk zu bringen, bis zu Unwahrscheinlichkeiten. So ist es widersprechend, daß Kreusa, deren zärtliche Betrübniß und Sehnsucht nach dem verlornen Sohn, so edel dargestellt ist, den Sohn, der ihr als Stiefsohn aufgedrungen wird, gleich ermorden will. Dieser grausame Entschluß ist nicht hinlänglich begründet und herbeigeführt; auch geht der Dichter leicht und flüchtig darüber hin, um den Widerspruch zu verhüllen. Die schönen einzelnen Stellen, die er da glänzend ausführen wollte, die Verzweiflung der Kreusa über das Mißlingen dieser Absicht, und die freudige Ueberraschung bei der Entdeckung, daß Ion ihr rechter Sohn sei, verführten den Dichter zu diesem Widerspruch und haben ihn mehrentheils über das Ziel fortgerissen. Sophokles verlieh seinen Charakteren so viel Schönheit, als das Gesetz des Ganzen und die Bedingungen der Kunst erlaubten; Euripides legt in seine Personen so viel Leidenschaft als möglich, gleichviel ob diese edel oder unedel ist, oft ohne Rücksicht auf das Ganze und die Forderungen der Kunst. Am vortrefflichsten ist er, wenn er in seinem Stoffe die Schönheit des Charakters schon gegeben findet, oder wenn er gezwungen ist, schön zu sein, um zu rühren. So ist in der Iphigenia in Aulis die Leidenschaft edel, und die Rührung schön; weil mit der Liebenswürdigkeit der leidenden Unschuld das Mitleiden steigt. Eine beleidigte Göttin forderte von dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, seine Tochter zum Opfer, und nur unter dieser Bedingung ward der griechischen Flotte der günstige Wind verheißen, auf welchen sie schon so lange umsonst gehofft hatten. Agamemnon läßt Mutter und Tochter ins Lager kommen, unter dem Vorwande, die letztere mit dem Achilles zu vermählen. Bei dem Wiedersehen des Vaters ergießt sich ihr reines und zärtliches Herz in die liebenswürdigsten Liebkosungen, die den unterrichteten Zuschauer, zusammengenommen mit der Beklommenheit des Vaters, schon ganz mit Wehmuth erfüllen. Sein Herz ist geöffnet, damit ihr heißes Flehen um ihre Jugend und um das schöne Leben es ganz durchdringen könne. Da sie endlich einsieht, daß ein Versuch zu ihrer Rettung nur ihren großmüthigen Freund Achilles mit in ihr Verderben ziehen würde, entschließt sie sich zu leiden, edel und frei für ihr Vaterland zu sterben. So löset sich

Mitleiden in Bewunderung, Rührung in Schönheit auf. Es ist ein edler Zug und tief gedacht, daß gerade die Gegenwart des Achilles, dem sie gewogen scheint, und die Hülfe, die er ihr auf seine Gefahr biethet, die ganze Kraft ihrer Seele rege macht und hervorruft. Aber Schönheit des Charakters gehört beim Euripides unter die Ausnahmen; sein eigentliches Gebieth und Wesen ist die Leidenschaft, deren Tiefen er ganz kannte. Wie wahr und wirksam ist nicht die Unentschlossenheit der Medea, ihr Hin- und Her-Wanken zwischen dem Entschluß, ihre Kinder zu ermorden, bis zur Ausführung! Der plötzliche Uebergang der Hermione von der heftigsten Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin, welche sie mit ihrem Kinde ermorden will, zur tiefsten Beschämung und Reue, in welcher sie kaum vom Selbstmorde abgehalten werden kann! Es kann kein reicheres und erschütternderes Gemählde des weiblichen Schmerzens geben, als die Trojanerinnen. Die Klagen der Königin und ihrer Frauen über den Fall des einst blühenden Troja; die Klagen der alten Mutter über alle die erschlagenen Helden, ihre Söhne; die prophetische Raserei der Kassandra, der Schmerz der Andromache, der ihr kleiner Sohn genommen und getödtet wird; die Klagen der Großmutter über die Leiche des Kindes; und dann das Ende, die Wegführung in Sclaverei und Schande, die emporsteigenden Flammen von Troja, und das allgemeine Wehklagen! Es bildet das alles ein herrliches Ganzes in diesem elegischen Trauerspiel. Aber in demselben Stücke ist der Streit der Hekuba mit der Helena äußerst unedel. Dieß sind solche Zank-Scenen fast allemahl beim Euripides, und doch liebt er sie sehr, als Anlaß zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, worin er sich vor allem gefällt, und zu langen kunstvollen Reden. Es giebt Stellen der Art, welche alle Langmuth des aufmerkenden Kunstsinnes erschöpfen; besonders trifft die Hekuba immer das Schicksal, gemein zu sein. Aber eigentlich sind doch selbst diese Stellen nach demselben Ideale entworfen, wie die schönsten; der Dichter scheint nur sich selbst ungleich zu sein, er ist es nicht. Zur Charakter-Schönheit hat er sich nie erhoben, in der Leidenschaft ist er aber immer unübertrefflich.

Noch ein besondrer Charakterzug des Euripides darf hier nicht

übergangen werden, über den man sehr viel gesagt hat, nur das nicht, warum er eigentlich merkwürdig ist. Euripides ist ein Weiberfeind, und nimmt, wo er kann, Gelegenheit, gegen das weibliche Geschlecht auf die härteste Weise zu deklamiren. Er gab dadurch seinem gewaltigen Feinde, dem großen Komödiendichter Aristophanes, Gelegenheit zu den bittersten Spöttereien. Aber beinahe möchte man sagen, die Werke des Aristophanes enthalten selbst die Rechtfertigung des Euripides. Sehr viele Gründe lassen uns im voraus vermuthen, das allgemeine Verderben des Zeitalters habe sich bei dem weiblichen Geschlechte vorzüglich frühe und heftig geäußert. Aber dieses Maaß von weiblicher Zügellosigkeit und Sittenverderbniß, wie es uns Aristophanes darstellt, überrascht uns doch, und übersteigt allen Glauben. Zwar ist die Natur in seinen Darstellungen nach dem Bedürfnisse der Komödie verändert, ins Komische idealisirt, also mit Uebertreibung und Caricatur ins Schlimmere ausgemahlt. Aber dennoch ist die Komödie des Aristophanes in allen Einzelnheiten ein Spiegel des öffentlichen Lebens und insofern wie ein Gemählde nach der Natur zu betrachten. Wenn gleich die persönlichen Anspielungen und Nachbildungen darin zur Parodie umgestaltet und das Ganze, nur als ein Spiel der kühnsten Fantasie angeordnet ist, oder vielmehr scheinbar ungeordnet, überströmt aus der Fülle des dichterischen Witzes; die Darstellung enthält dennoch unzählige Züge, die aus der Wirklichkeit entlehnt sind, und ist in vielen Stücken ein Denkmahl für die Sittengeschichte der damahligen Zeit. Vollständig durchgeführte weibliche Charaktere fanden in der alten Komödie nicht Statt, und finden sich nicht in ihm; aber die Sitten der Weiber, die er aufführt, so manche einzelne Züge, Geist und Farbe des Ganzen geben ein nur zu vollständiges Gemählde weiblicher Sittenlosigkeit. Denn wenigstens die einzelnen Züge zu diesem hat der Dichter aus der Wirklichkeit entlehnt, wovon sie auch das unverkennbare Gepräge an sich tragen; wenn auch die komisch erfundenen Begebenheiten selbst, welche jenem Sittengemählde zur dichterischen Einfassung dienen, und denen schwerlich etwas in der Wirklichkeit entsprechen konnte, auf die Rechnung des Dichters kommen,

als ein muthwilliges Spiel seiner Fantasie. Der bloße Inhalt einiger Stücke kann schon errathen lassen, was unsere Sprache kaum genauer ausführen dürfte. In einem derselben rotten sich alle Weiber einer Stadt zusammen, unzufrieden über den schon lange geführten Krieg, verschwören sich zu der strengsten Enthaltsamkeit, und zwingen durch die standhafte Befolgung ihres Beschlusses die Männer, Frieden zu schließen. In der weiblichen Volksversammlung bemächtigen sich die Weiber, als Männer verkleidet, durch List, des Marktplatzes und der Regierung, beschließen die Herrschaft der Weiber und Gehorsam der Männer, Freiheit und Gleichheit auch in der Liebe, Gemeinschaft der Güter und der Männer. Durch ein andres Gesetz erhalten die Häßlichkeit und Alter gleiche Rechte auf die Liebe und den Besitz der Männer, als Schönheit und Jugend; und hier wie dort gewinnt der poetische Muthwille des Dichters den freiesten Spielraum, dem er sich auch in reichlichem Maaße überlassen hat.

Die neuere attische Komödie, so wie wir sie in den römischen Nachbildungen des Plautus und Terentius noch kennen und haben, ist ein treues Bild des häuslichen Lebens der spätern Zeit von Athen, und stellt uns dieses noch anschaulicher dar, als die alte Komödie das öffentliche. Sie giebt uns ein deutliches und ziemlich vollständiges Bild von der häuslichen Lage des weiblichen Geschlechtes im Ganzen; enthält aber fast gar keine vollendete Ausführung eines weiblichen Charakters von einiger Bedeutung, führt überall nur sehr wenige weibliche Personen auf, am wenigsten verheirathete Bürgerinnen, oder Töchter freier Bürger. Die handelnden und redenden weiblichen Personen sind fast allein aus der Klasse der von den Alten im Staat gesetzlich geduldeten Hetären und Concubinen oder öffentlichen Mädchen, welche zu Athen oft mehr Bildung besaßen, als die Frauen von höherem, bürgerlichen Stande, die ganz auf die häuslichen Pflichten beschränkt waren. Daher die komischen Dichter den Charakter der Hetären auch keineswegs immer ganz verwerflich oder sittenlos darstellen, sondern im Ganzen weit besser als es nach ihrem Stande, so wie wir diesen beurtheilen, zu erwarten wäre. Oft schildern sie solche Charaktere auch mit liebenswürdigen Eigenschaften vereint, und der

edleren Empfindungen fähig, und die Darstellung selbst ist mehrentheils edel gehalten und bleibt in den Gränzen des Anständigen.

Obgleich überhaupt nicht selten in der poetischen Anmuth der neuern Komödie, auch eine sittliche Liebenswürdigkeit und Anmuth des Charakters sichtbar wird, und obgleich Geist, feines Gefühl und eine wohlwollende Stimmung des Gemüths, fast allen diesen Charakteren eigen ist, und nur selten die Gränzen dieses Ideals durch etwas Beleidigendes überschritten werden; so herrscht dennoch eine große Einförmigkeit in diesen Charakteren, besonders in den weiblichen, welche überrascht, und eine Erklärung verlangt. Da die Erziehung und die Lebensart der Mädchen jener Klasse so ganz ähnlich war, so ist es zwar ganz natürlich, daß sich diese Aehnlichkeit auch auf ihren Charakter und auf dessen Darstellungen in der Kunst erstreckte. Dieselbe Einförmigkeit aber findet sich in einem geringeren Maaße auch in allen Charakteren der neueren attischen Komödie wieder; und wohl mag es auf den ersten Anblick befremden, daß in einem Zeitalter, wo die Geschichte uns noch die glänzendsten Beispiele männlicher und weiblicher Tugend darbietet, die Kunst unsrer Erwartung, diese unter einer andern Hülle in ihr wieder zu finden, so schlecht entspricht. Allein, wie schon oben gesagt worden ist, der öffentliche Geschmack beherrschte das Theater zu Athen ganz; nur nach dem allgemeinherrschenden Ideal bildete der Künstler seine Werke. Wo es noch große männliche oder weibliche Tugend in diesem Zeitalter gab, da war sie eine Ausnahme von dem öffentlichen Charakter; lebte entweder ganz einsam und unbekannt, wie in den Schulen der Philosophen, oder wenn sie öffentlich hervortrat, in dem entschiedensten Streite mit der öffentlichen Meinung, mit den Sitten ihrer Zeit, wie es dem Phocion und andern Patrioten erging, die zu spät gekommen waren, um den Verfall des Staats noch abwehren oder aufhalten zu können. Diese Bemerkung gilt auch schon für die vorhergehende Periode, für das Zeitalter des Alcibiades; wo die Philosophie wenigstens höher stand, und einen strengeren Styl behauptete, als wir ihn im Leben oder in der Kunst gewahr werden.

In Alexandrien sank die Poesie zu einer gelehrten Kunst

herunter. Unter der macedonischen Soldatenherrschaft verschwand die höhere Sittlichkeit und die erhabene Gesinnung aus dem öffentlichen Leben, und dadurch auch aus der Dichtkunst. Das Schöne hört auf, der Zweck der Poesie zu sein, und der sittliche Mensch war nicht mehr ihr Gegenstand. Charakter und Leidenschaft, deren äußere Gestalt und Umrisse oder Andeutung wenigstens manche Dichtarten gar nicht entbehren können, wurden gerade so trocken, so künstlich und so gefühllos behandelt, als die todten Stoffe, welche die alexandrinische Poesie am liebsten zu ihrem Gegenstande wählte, um an überwundnen Schwierigkeiten ihre Kunst sehen zu lassen. Die Geschichte auch dieses Zeitalters ist noch nicht ganz leer von Beispielen sittlicher Kraft und Größe, aber das sittliche Große lag nunmehr schon außerhalb dem Gebiethe der Poesie.

V.

Ueber die Diotima. 1795 *).

In dem Platonischen Gespräche, das Gastmahl, unterredet sich Sokrates mit seinen Freunden über die Liebe; und als ihn die

*) Diese Abhandlung aus der Sittengeschichte des weiblichen Geschlechts im griechischen Alterthume, enthält manche Züge und Thatsachen, die uns Gelegenheit geben würden, wenn wir nach unsern christlich gereinigten Begriffen urtheilen wollten, uns weit über die Alten zu erheben. Würde man dabei aber nicht auf die Grundsätze und Ideen der neuern Völker, sondern auf die wirklich bestehenden Sitten unserer Zeit sehen, so würde der Vergleich doch bei weitem nicht immer so sehr zu unserm großen Ruhm und Vortheile ausfallen. Wollen wir aber, da bei so ganz verschiedenen Grundbegriffen eigentlich gar kein Vergleich Statt findet, mit der Zusammenstellung in der gleichen Region der verschiednen heidnischen Völker des Alterthums stehen bleiben; so dürfen wir es wohl dankbar erkennen, daß bei unsern germanischen Vorfahren das wahre Naturverhältniß und die Würde und Bestimmung der Frauen, so wie das Heiligthum einer edlen Liebe und treuen Ehe, viel tiefer erkannt und aufgefaßt worden, als solches in allem künstlerischen Glanz der schönen Griechenwelt Statt gefunden, von welcher die ungünstige Lage des weiblichen Geschlechts, und aller seiner Verhältnisse, so wie der darauf sich beziehenden Sitten, vielmehr die Schattenseite bildet. Um jedoch diese an sich richtige Bemerkung von aller einseitigen Uebertreibung und unwahren Beimischung rein zu erhalten, darf es auch nicht verkannt werden, daß demungeachtet, zwischen der asiatischen Unterdrückung des Geschlechts, und eigenthümlicher hellenischer Unsitte und Entartung, doch auch bei den Griechen, und besonders bei den dorischen Völkern, so wie

Reihe trifft, seine Meinung zu sagen, so erzählt er statt dessen ein Gespräch, welches er mit der Diotima, einer Seherin gehabt. „Sie besaß, heißt es daselbst, in der Seherkunst und in vielen andern Dingen hohe Weisheit, verschaffte einst den Athenern, als sie zehn Jahre vor der Pest [1]) opferten, Aufschub der Seuche, und lehrte mich die Kunst zu lieben [2])." Im Gespräche selbst nennt sich Sokrates ihren Bewunderer, ihren Schüler [3]). Die reichhaltigen Gedanken über das Verlangen und das Schöne, wel-

nach der Pythagorischen Lebensweise und nach den Platonischen Grundsätzen, eine hohe Idee von sittlicher Schönheit des weiblichen Charakters sich hervorgethan hat und in ganz eigenthümlicher Gestalt wirklich geworden ist.

Jene Idee des Schönen auch in diesem Verhältniß und in Beziehung auf die weibliche Bildung hervorzuheben und durch alle Einzelnheiten und auffallenden Verschiedenheiten der griechischen Sittengeschichte in diesem Punkte zu verfolgen; das war der Zweck dieser Abhandlung, dem alle jene Einzelnheiten nur zur Unterlage dienen sollen, die hier keineswegs bloß um den Sinn durch ein, von den unsrigen so abweichendes Sittengemählde zu ergötzen angehäuft sind. Dieses mag leicht von andern mit reicherer Belesenheit weit unterhaltender und gelehrter geschehen. Jene Idee des Schönen in der weiblichen Bildung aber, welche hier durchgehends als das Ziel festgehalten und aufgesucht wird, kann dem kleinen Werke, welches bei seiner ersten Erscheinung bei manchen Freunden des Alterthums eine günstige Aufnahme fand, auch jetzt noch einigen Werth beilegen. Denn nachdem das classische Alterthum in diesen ersten Studien und jugendlichen Versuchen durchaus nach diesem Standpunkte aufgefaßt wurde, der auch für das Ganze derselben immer der wahre und rechte bleiben wird, was war natürlicher und was lag näher, als diese Idee des Schönen in der Kunst und in den Sitten, welche der eigentliche Geist des griechischen Alterthums ist, nun auch auf die weibliche Bildung anzuwenden, und in wiefern dieselbe bei den Alten erreicht worden oder nicht, durch alle verschiedenen Lagen, Stände und Entartungen des weiblichen Geschlechts in Griechenland hindurch, geschichtlich genau zu untersuchen; wozu die Frage, wer die Platonische Diotima gewesen, die erste Veranlassung, so wie den letzten Schlußstein darbot.

[1]) Olymp. 85, 1. [2]) Sympos. Plat. vol. X. edit. Bip. p. 227. [3]) ibid. p. 237. 239.

che der Platonische Sokrates ihr in den Mund legt, sind eben so umfassend als scharfsinnig, eben so bestimmt als zart. Die sanfte Größe, mit der er sie reden läßt, verräth eine Seele, welche dem hohen Verstande entsprach, und stellt uns ein Bild nicht nur schöner Weiblichkeit, sondern vielmehr vollendeter Menschheit dar. Ihr Gespräch mit dem Weisen ist eines der vortrefflichsten Ueberbleibsel des Alterthums; was aber den Gegenstand desselben betrifft, so darf es kaum erinnert werden, daß der Platonische Sokrates, wie in einigen andern Gesprächen, so auch hier, unter der Liebe, welche er von ihr gelernt zu haben bekennt, nicht vergängliche Freuden versteht, sondern nichts andres als die reine Güte eines vollendeten Gemüths.

Die vielleicht an sich geringfügige Frage, wer diese Diotima war, welche Plato so hohe Dinge sagen läßt, und wie diese Griechin zu einer Bildung gelangte, welche unsrer gewöhnlichen Meinung von griechischen Frauen so sehr widerspricht; erregt zuerst dadurch die Aufmerksamkeit, daß sie als eine Paradoxie der Geschichte erscheint, welche dem Scharfsinn des Alterthumsforschers zu schaffen macht. Dann wird sie Veranlassung, die gewöhnlichen Vorurtheile über die griechischen Frauen zu berichtigen, und dadurch über das öffentliche und häusliche Leben der Griechen ein neues Licht zu verbreiten. Was die Untersuchung auf diesem Wege sammelt, wird sich von selbst zu einem Bilde der griechischen Weiblichkeit ordnen, in welchem zwar noch Lücken bleiben, dessen geschichtlicher Zusammenhang jedoch den Freund der Griechen auf's angenehmste überrascht. So wie es oft nicht unmöglich gewesen ist, aus den kleinsten Bruchstücken einer zerstückelten Statue, und bei beträchtlichen Lücken, das Ganze des Bildes wieder herzustellen; so zeigt sich auch hier ein Leitfaden, das Verlorne zu ergänzen, das Zerstückte wieder zusammenzusetzen, und die Aussicht zu einer nicht ganz unvollständigen Geschichte der griechischen Frauen.

Plato sagt uns von der äußern Lage der Diotima nichts weiter, als daß sie aus Mantinea war [4]): er erwähnt ihrer in keinem seiner noch vorhandnen Gespräche, außer dem genannten.

[4]) Sympos. p. 248.

Bei ältern Schriftstellern finde ich keine Spur, und die spätern begnügen sich meistens sie zu nennen. Wir müssen also zu Vermuthungen unsre Zuflucht nehmen. Eine schlüpfrige Bahn, auf der uns die sorgfältigste Prüfung leiten muß! — Die gewöhnliche Meinung ist: daß gesittete Frauen bei den Griechen ohne Bildung, vom Umgange mit Männern ganz ausgeschlossen, ja unterdrückt und verachtet waren, und daß nur die Buhlerinnen höhere Bildung hatten und Umgang mit Männern genossen. Wer von dieser Meinung voll ist, und Plato's Gespräch nur flüchtig liest, der wird unsre Frage sehr rasch entscheiden, und die Diotima ohne Zweifel für eine Hetäre erklären [5]), weil sie eine sehr ausgezeichnete Geistesbildung haben soll, und mit einem Manne Gespräche wechselt. Eine Erklärung, welcher sich so wichtige Einwürfe entgegenstellen, daß wir sie durchaus verwerfen müssen.

Das griechische Kleinasien war das Vaterland der Hetären, das üppige Korinth ihr reichster Sammelplatz und Athen die hohe Schule, wo sie ihre höchste Bildung und im Umgange mit den ersten Staatsmännern, wie Perikles oder Alcibiades, sogar einen politischen Einfluß erreichten. Nach den heidnischen Sitten und Gebräuchen ward hierin nichts anstößiges gefunden; da selbst die Tempel, wie zu Korinth voll von solchen Hierodulen waren. Die allgemeine Grundlage des alten Götterdienstes war einmahl eine Vergötterung des materiellen Lebens; die höheren, geistigen Ideen, welche auch zerstreut darin liegen, bilden nur die einzelne Ausnahme, das geheime, bessere Saatkorn des Göttlichen auf dem wilden Acker der heidnischen Sinnlichkeit. Jener Naturglauben mußte dahin führen, die Wollust als etwas ganz unverfängliches oder gleichgültiges zu betrachten; insofern nur die bürgerlichen Gesetze, welche gegen den Ehebruch sehr strenge waren, nicht dadurch verletzt wurden. Die bürgerlichen Gesetze aber gingen die Hetären und Hierodulen nichts an, weil diese nicht frei waren, und am Staat keinen Theil hatten. In Ionien vornähmlich schien die Natur, der Himmel selbst, zum Genuß einzuladen, zur Weich-

[5]) Dieß scheint unter andern in der bekannten Schrift: Ueber die Weiber, S. 27. zu geschehen.

lichkeit zu verführen; und das Beispiel benachbarter üppiger Völker, wie der Lydier war kaum nöthig, um den Hang zur Sinnlichkeit noch mehr zu entwickeln. Die jonische Bildung ging mehr auf die Einbildungskraft und den Verstand, vernachlässigte dagegen die Sitten, welche daher schnell entarteten. Die älteste städtische Verfassung der Jonier war frei, aber die Freiheit des Einzelnen war durch keine weise Gesetzgebung in Schranken gehalten und zur Einheit geordnet. Diese Verfassung war frühe, ja eigentlich ursprünglich, oligarchisch; und schon Aristoteles hat bemerkt, daß die Weiber in Oligarchien sittenlos sind [*]). Sie artete bald in Tyrannei aus, und endigte schnell in Sklaverei unter fremden asiatischen Völkern; wo alsdann die ausschweifende Wollust noch um so mehr üppige Pflege und bereitwillige Diener fand. Selbst die Bürgerinnen lebten im griechischen Kleinasien sittenlos, wie das übereinstimmende Urtheil die Lesbierinnen beschuldigt. Natürlich fand sich dann keine größere Strenge bei solchen, in denen der Verlust der bürgerlichen Freiheit vielleicht das Gefühl der sittlichen Freiheit und der innern Würde schwächte, welche durch Abhängigkeit der Verführung preis gegeben waren, oder denen schändlicher Eigennutz die Unschuld noch unmündig raubte. Es darf uns daher nicht befremden, in den reichsten Städten Joniens, und überhaupt in den bevölkerten See- und Handelsstädten des festen griechischen Landes, eine zahlreiche Zunft von Weibern zu finden, die von dem Erwerbe ihrer Reize lebten und im Staate nicht nur förmlich geduldet wurden, sondern noch unter dem besondern Schutz der Gesetze standen, insofern sie, wie die Hierodulen, mit zu dem Tempeldienst gehörten und gebraucht wurden.

Die griechische Bildung aber, welche nur eine Bildung des Geistes und des Körpers zum Schönen und nach der Idee des Schönen war, mehr auf einen alten Naturbegriff gegründet, als nach dem innern Sittengesetz eingerichtet, erstreckte sich über das ganze Leben in seiner freiesten Entwicklung, und umfaßte alle Seiten der menschlichen Natur; daher das Edle in ihr sich so frei und groß entfalten konnte, während auch das Gemeine und

---

[*]) Polit. IV., 15.

Niedrige noch durch jenen eigenthümlichen Schimmer und künstlerischen Anstrich von sinnlicher Schönheit wenigstens äußerlich veredelt ward. Dieses findet denn auch seine Anwendung auf den Stand der Hetären, wie die Alten uns denselben schildern, nach den einzelnen Sittenzügen und den allgemeinen Urtheilen über denselben, ja es erklärt ihre ganze Ansicht davon. Der Stand selbst erschien wohl auch ihnen, als zum Loose der Sclavinnen gehörend, als ein nicht geehrter, und erniedrigter; außerdem aber und an sich fanden sie nichts Naturwidriges oder gar die innere, göttliche Stimme des Rechts Beleidigendes darin. Dieß konnte auch um so weniger der Fall sein, weil der ganze Stand und Zustand der Hetären bei den Alten genau mit ihrem Sclavenwesen zusammenhing; und es doch selbst für eine reinere und streng sittliche Beurtheilung einen großen Unterschied machen würde, ob der unglückliche Zufall einer unfreien Geburt, oder die eigne schlechte Wahl zu jener erniedrigten Lebensweise der Hierodulen geführt habe.

Wie alles, was die Natur und das Leben hervorbringt, das Edle und Große, und das Niedrige und Verwerfliche, so war denn auch der Stand der Hetären in dem sinnlichen Alterthum nicht ganz ausgeschlossen von der Bildung des Schönen, obgleich diese in ihrer ganzen Fülle nur ein Eigenthum der Freien sein konnte; ja selbst einiger Annäherung zum Edlen, und der bessern sittlichen Eigenschaften wurden sie, wie in den Schilderungen des Menander, nicht ganz unfähig geachtet. Treue Anhänglichkeit und Aufopferung gegen ihre Beschützer, und liebenswürdige Bildung und gesellige Eigenschaften wurden an den Hetären gerühmt, die sinnliche Verbindung aber selbst für etwas ganz Erlaubtes gehalten, wo die Ehe selbst nur bürgerlich, und die innere Bedeutung und Heiligkeit eines solchen Bandes nach dem sinnlichen Naturglauben noch gar nicht erkannt oder verstanden war. Gleich tief unter dem freien Erguß eines begeisterten Herzens, und gleich weit über gefühllose Nichtswürdigkeit, war das Leben der Hetären einer schönen sinnlichen Kunst zu vergleichen. Diese Lebensweise und Hetären-Kunst empfing ihre erste Ausbildung vielleicht in dem üppigen weichlichen Milet, ihre letzte Vollendung zu Athen.

Schon Solon, der gerechteste, weiseste, menschlichste aller griechischen, ja vielleicht aller Gesetzgeber des Alterthums, der was er nicht zu ändern vermochte, statt kraftloser oder verderblicher Verbote, gesetzmäßig zu ordnen versuchte, sicherte zwar die Sitten der Bürgerinnen durch strenge Strafgesetze gegen Ehebruch, Verführung und Verkupplung der Freien; gewährte aber den Hetären Duldung und Schutz. Ja er kaufte zuerst Mädchen für öffentliche Häuser, und stiftete der Venus Pandemos den ersten Tempel in Attika. „Eine herrliche, eine patriotische Erfindung!" ruft der Komiker Philemon [7]) mit scherzhaftem Pathos aus. Die gleiche Absicht, das mindere Uebel zu dulden, um das größere zu verhüten, hat für diesen Fall wohl auch in andern Gesetzgebungen obgewaltet; und unverkennbar hatte auch Solons Hetärenduldung den Zweck, daß die Ehe desto strenger und unverletzt erhalten würde. Auf der andern Seite aber müssen wir seine Hetärengesetze auch in Verbindung stellen, mit der im ganzen Alterthum so auffallend seltnen, milden Schonung, welche der Solonischen Gesetzgebung gegen den Stand der Sclaven, der Fremden und Unfreien überhaupt eigenthümlich war; da das ganze Kapitel von den Hetären nach der Ansicht und Eintheilung der alten Gesetzgeber, mit zu dem Sclaven- und Fremdenwesen gehört. Der menschenfreundliche Solon gewährte den Unglücklichen, welchen die Geburt die Rechte der Bürgerinnen versagte, oder ein Zufall sie entriß, das einzige was in seiner Macht stand, wenigstens öffentliche Duldung. Der menschliche Geist des Attischen Volks bestätigte das Gesetz Solons, und gewährte ihnen öffentliche Schonung; und so fiel wenigstens ein Grund der Nichtswürdigkeit weg, indem rettungslose Verachtung nicht zur sittlichen Abstumpfung führte. Das öffentliche Urtheil zu Athen erkannte das Gute und Schöne unter jeder Gestalt, und ließ keinen menschlichen Zustand als ganz fremd und von der menschlichen Theilnahme ausgeschlossen betrachten. Wie oft und wie leicht konnte, bei der Art der alten Kriege, ein grausamer Zufall Mädchen, die im Bewußtsein der bürgerlichen Freiheit und in edeln Sitten erzogen

---

[7]) Athen. Deipnos. ed. Casaub. lib. XIII. p. 569. flu.

waren, in das Schicksal und die Lebensart der Sclavinnen stürzen! Und auch bei diesen war die erste Veranlassung ihrer Lebensart nicht sowohl eigne Schuld, Sinnlichkeit oder Eigennutz, als das Unglück der Geburt.

So wird es begreiflich, wie es eine Eigenthümlichkeit des feinen Menander, des Philosophen der neuen Komödie, sein konnte, die Hetären fast immer gut und edel darzustellen; so wird es begreiflich, daß wir sie oft in einer dauernden Verbindung mit Männern antreffen, in welcher sich, mit der Anmuth der Geliebten, die ernste Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter vereinigt, und welcher zur Ehe nur die bürgerliche oder priesterliche Weihe fehlte, da die bürgerliche Ehe ein Vorrecht der Freien blieb. So lebten fast die meisten spätern attischen Philosophen in einer Art von natürlichen Ehe mit Hetären. Wenn gleich nicht alles wahr ist, was nachlässige, stumpfsinnige, oder lügenhafte Sammler nach unbestimmten Geschichten des Tages erzählen, oder Komödiendichtern, welche sagten, was das Volk, das den Philosophen sehr abgeneigt war, gern hörte, nachgeschrieben haben; wenn gleich die Sitten nicht aller Philosophen gleich strenge waren, obwohl ohne Vergleich reiner, als die der übrigen Menge; so bleibt diese Thatsache an und für sich doch immer befremdend. Der Grund dieser Sonderbarkeit aber ist dieser: die Philosophen hatten die größte und gerechteste Abneigung gegen bürgerliche Heirathen. Eine Familienverbindung war von einer politischen unzertrennlich; wer häusliche Geschäfte führte, konnte den öffentlichen nicht entsagen. Und so wurden sie denn durch eine Heirath in den trüben Strudel des öffentlichen, geschäftigen Lebens fortgerissen, wo damahls wenigstens Eigennutz und Sinnlichkeit, Betrügerei und Zwietracht, sich in ewigem kleinlichen Kreise drehten. Um ungestört zu denken, und nach ihren Grundsätzen zu leben, mußten sie sich dem vergifteten Strome der politischen Thätigkeit entreißen; und dieß konnte nur auf solche Weise ganz geschehen.

Im Allgemeinen waren zwar die, welche der Rechte der Bürgerinnen entbehrten, auch frei von ihren Pflichten; aber Gesetzlosigkeit war zu Athen nicht auch Sittenlosigkeit, und selbst

Sittenlosigkeit kann bei jedem gebildeten Volke noch so viele Bruchstücke des Guten und Schönen retten, daß sie ein der Achtung nicht ganz unähnliches Gefühl einflößt. Römische Laster sind nicht selten noch mit einer Willensstärke, einer selbstständigen Kraft gepaart, welche die ursprünglich große Anlage und Gesinnung verräth, die nur einer bessern Richtung bedurft hätte. Die griechische Bildung zeigt dagegen auch in ihrer Verderbtheit eine Regsamkeit jeder einzelnen, eine Vollständigkeit aller Kräfte des Gemüths, eine Fülle in freier Einheit, gegen welche die römische Größe nur roh und dürftig am Geiste erscheint.

Die milesische Aspasia war es vorzüglich, welche die attischen Hetären lehrte, sich durch Geist und Schönheit, Unabhängigkeit, durch die feinste Cultur aber öffentliche Achtung zu erwerben; sie, deren Umgange die größten Männer ihres Zeitalters selbst ihre schönste Bildung verdankten. In dem Menexenus des Plato, nennt Sokrates diese Freundin des Perikles, „seine Lehrerin in der Beredsamkeit; sie haben viele andre große Redner gebildet, und auch den vollkommensten, den Perikles *).“ Durch die Aspasia ward diese gesellige Lebensweise ganz zur Kunst des schönen Umgangs ausgebildet; und wie etwa ein Meister der Mahlerei oder Plastik seinen Geist nicht nur in eignen Werken ausdrückt, sondern auch in seinen Schülern fortpflanzt, so ging auch von ihr eine ganz neue Form und Sittenweise des geselligen Lebens zu Athen aus. Wie in den Werken der Poesie oder der Beredsamkeit, wie in der bildenden Kunst und Musik, wie in jedem Theile der sittlichen Bildung und des öffentlichen Lebens, so entspricht auch dieses gesellige Verhältniß in dem Gange seiner Entwicklung dem Charakter und Styl der verschiedenen Zeitalter und Stufen des athenischen Staats und des herrschenden öffentlichen Geistes, die wir auch in dem Charakter der berühmtesten Hetären wieder finden und deutlich gewahr werden, so sonderbar dieß auch anfangs scheinen mag. Aspasia versetzt uns in das würdevolle Zeitalter des großen Perikles; Lais fällt zusammen mit der schwelgerischen Zeit des Alcibiades; Thais aber, und die

*) Plat. Vol. V. p. 277.

andern Charaktere, wie sie Menander geschildert hat, tragen ganz das Gepräge jenes Zeitalters der feinsten Geistescultur, die aber schon in das Schwächliche herabgesunken war. Von den Hetären aus dieser letzten Zeit haben wir die vollständigsten Darstellungen im Terenz und Plautus; und die Hetärengespräche Lucians stimmen mit ihnen so sehr überein, daß man wohl annehmen darf, Lucian, oder der Vorgänger, welchem er folgte, hatten Schriftsteller der neuen Komödie vor Augen. Die neue attische Komödie fiel in das Zeitalter des feinen Styls; und nachdem der komischen Dichtkunst die Darstellung des öffentlichen Lebens entrissen war, blieb ihr nur die Darstellung des einzelnen Lebens übrig, an dessen Leidenschaften, und Verwicklungen die Hetären eigentlich mehr Antheil hatten, als die Matronen; nachdem das ganze Eheverhältniß im Alterthum einmahl so ganz irrig gestellt war.

Plato und Xenophon bezeugen es, daß Sokrates mit der Aspasia umgegangen ist; auch wird ihr ein scherzendes Gedicht an den Sokrates, über seine Neigung zum Alcibiades, zugeschrieben [9]). Man könnte denken, dieß sei nur eine Ausnahme gewesen; weil Aspasia durch ihre Freundschaft mit dem mächtigen Perikles ein öffentliches Ansehen, ja sogar einen Einfluß in die Staatsgeschäfte erhielt, welcher dem mancher königlichen Geliebten in einigen neuern Monarchien nicht ganz unähnlich ist. Es findet sich aber noch ein andres Beispiel, welches diese Auslegung nicht zuläßt. Als man mit Sokrates einmahl von der Theodote sprach, „einer schönen Frau, die mit ihrer Gunst freigebig, und deren Schönheit unbeschreiblich sei; die Mahler drängten sich herbei, um sie zu zeichnen, deren Auge sie ihren schönen Körper sehen ließ," so besuchte auch er sie mit seinen jungen Freunden, indem er sagte: „das Unbeschreibliche könne man ja aus Beschreibungen nicht kennen lernen [10]). Auch zu unsrer Zeit mögen die Künstler der schönen weiblichen Modelle nicht wohl entbehren; indessen gehört doch die volle Sittenfreiheit des Alterthums dazu, welche aus einem durchaus verschiedenen Grundbegriff von diesem ganzen

---

[9]) Athen. V. p. 219. [10]) Xenoph. Memor. III, p. 618. ed. Leuncl.

Verhältnisse und Stande hervorging, um diese Unbefangenheit des weisen und unstreitig auch in seinen Sitten sehr ernsten und strengen Sokrates in diesem Falle nicht unschicklich oder auch nur erklärbar zu finden; ohne daß man ihn desfalls eines besondern Cynismus beschuldigen oder etwa mit dem Diogenes zusammenstellen dürfte, „jenem weisen Hunde," wie ihn ein Alter nennt, „der mit männlichem Sinn sein nacktes Leben ausarbeitete."

So wenig aber von dieser Seite nach den Sitten des Alterthums etwas im Wege stehen würde, da Sokrates ja sogar diese Theodote, eine anerkannte Hetäre, zu sehen nicht für unanständig gehalten hat; so kann man doch der Meinung durchaus nicht beistimmen, daß auch jene vom Plato hochgepriesene Seherin Diotima eine Hetäre gewesen.

Wäre aber dieß der Fall, so wäre es schon sonderbar, daß der Nahme der Diotima in keinem von den ziemlich weitläuftigen Hetärenverzeichnissen zu finden ist, und daß Plato von einer Buhlerin, die so unbedeutend war, daß kein Anekdotensammler, kein Literator von ihr wußte, so viel Wesen macht. Vollends unmöglich konnte sie aber von der Liebe dann so reden, und Plato sie so reden lassen. Von der Lais, welcher eben jener Diogenes den Preis der Ueppigkeit unter den griechischen Hetären zuerkannte [11]), sagt uns ein Epigramm ausdrücklich, „daß sie ihre allerverbreitete Gunst nach dem Gewinn ordnete" [12]). Wenn wir aber auch von diesem üblen Umstande hinwegsehen, und uns das sittliche Verhältniß der Hetären so denken, wie es nur immer in den bessern Ausnahmen am allergünstigsten geschildert werden kann; so bleibt doch für eine bloß sinnliche Liebe des Schönen immer nur die unterste Stufe Diotimens das höchste Ziel. Die Schönheit der einzelnen Gestalten nähmlich ist, nach der Lehre der Seherin, die unterste Stufe auf der Leiter zum Ziele der Liebeskunst, dem unvergänglichen und allgemeingültigen Schönen, in dessen Genuß das Leben erst Leben genannt zu werden verdient. Der Strom ihrer Rede ergießt sich mit der heiligen Begeisterung, die keine Venus

---

[11]) Schol. ad Aristoph. Plut. v. 179. [12]) Anthol. Graec. cur. Jacobs. II. p. 29.

Hetäre gewähren kann, und mit welcher der Gott der Seher und Künstler allein seine liebsten Günstlinge erfüllt. Auch war ihr Leben, nach dem Zeugniß des Platonischen Sokrates, dem Gotte der Harmonie geweiht; sie war die Priesterin des unsterblichen Sehergottes und verkündigte huldreich den Sterblichen, was der göttliche Jüngling ihrer reinen Seele vertraute. Mit diesem priesterlichen Amt war keine Hetäre bekleidet, diese heilige Kunst Apollo's übte keine Sclavin! Man wird viele Beispiele finden, daß Seher herumreisende Fremdlinge waren, aber keines, daß sie Sclaven gewesen. Nichts widerspricht den griechischen Sitten so sehr. Die kleinste heilige Handlung war bei den Griechen öffentlich und bürgerlich, und schon ein gottesdienstliches Fest war ein bürgerliches Vorrecht. Die Hetären waren von den eignen Festen der Bürgerinnen ausdrücklich ausgeschlossen. Es wird als eine Sonderbarkeit bemerkt, daß zu Korinth, wo Tausend solcher Mädchen von auserlesener Schönheit den Tempel der Venus schmückten [13]), nach einer alten Sitte, wenn der Venus ein großes Fest gefeiert ward, die Hetären Theil an demselben nahmen [14]); die aber dennoch von den Bürgerinnen abgesondert gewesen zu sein scheinen, und außerdem ihre eignen Aphrodisia hatten [15]). Ueberhaupt vergießt man es oft, oder bezweifelt es wohl gar, daß die Hetären fast nie Freie waren. Die Mädchen wenigstens, welche Solon kaufte, oder deren eine bestimmte Anzahl der Göttin zu weihen, korinthische Bürger nicht selten das Gelübde thaten [16]), waren doch nicht frei? Zu Athen verlor jede freie Person, welche um Geld feil war, die Bürgerrechte, und der Kuppler ward am Leben gestraft; auch durch den Ehebruch verloren die Frauen das Recht, an den Festen der Bürgerinnen Theil zu nehmen; und wir können von dieser Seite der athenischen Gesetzgebung keinen Vorwurf machen, daß sie nicht hinreichend strenge gewesen.

---

[13]) Strab. libr. VIII. p. 580. seqq. ed. Casaub. Amst. 1707. fol. [14]) Athen. libr. XIII. p. 573. fin. [15]) Athen. ibid. p. 574. [16]) Wie jener Xenophon, an dessen der Göttin gelobte und geweihte Hetären Pindar einen Gesang dichtete, von dem noch ein Bruchstück vorhanden ist. Athen. p. 574.

Diotima ist also keine Hetäre. Entweder steht sie unerklärlich und einzeln in der griechischen Geschichte da; oder es gab, gegen die gewöhnliche Meinung, noch außer den Hetären, eine andere Klasse von griechischen Frauen, in welcher jene Geistesbildung möglich war, welche ihr Gespräch voraussetzt; und es ist das Vorurtheil ungegründet, als ob bei den Griechen von dem weiblichen Geschlecht nur die Hetären eine ausgezeichnetere Geistesbildung gehabt hätten.

Da Proklus, ein später aber nicht unbelesener Schriftsteller, in seinem Commentare zu der Republik des Plato, über dessen Lehre von der weiblichen Erziehung redet, sagt er: der Satz, daß die Vollkommenheit und Bestimmung beider Geschlechter nur eine und dieselbe sei, habe den Platonischen Sokrates bewogen, für beide Geschlechter die gleiche Erziehung zu bestimmen: die Veranlassung dazu habe ihm aber die Erfahrung gegeben. Hier beruft er sich auf das Leben der Pythagorischen Frauen, und nennt unter denselben, neben der Theano und Mycha, auch die Diotima [17]. Aber durch diese Erklärung ist unsre Frage, scheint es, nur allgemeiner und verwickelter geworden; denn die Nachrichten von Pythagoras und seinem geheimen Bunde sind zwar zahlreich, aber eben so unsicher als unbestimmt. So sind auch die Nachrichten von diesen Pythagorischen Frauen, über welche der attische Philochorus geschrieben hatte, theils sehr unbestimmt, theils haben sie nur späte Gewährsmänner. Anerkannt aber ist es, daß unter den Freunden und Nachfolgern des Pythagoras nicht nur Männer, sondern auch Frauen sehr berühmt wurden, deren Jamblichus siebzehn nennt [18]. Seiner Tochter Damo soll Pythagoras seine Schriften hinterlassen haben. „Der Leidenschaft, welche ihn an die Theano" — eine Philosophin, der man auch Gedichte zuschrieb [19]) — „fesselte," erwähnt der Dichter Hermesianax in der merkwürdigen Elegie [20]), deren historischer Theil jedoch nicht ohne dichterische Freiheit oder Nachlässigkeiten ist. Einigen dieser Pythagorischen Frauen wurden in sehr späten Zeiten wissenschaftliche Werke untergeschoben,

[17]) Proclus in Polit. Platonis, p. 420. lin. 9. seqq. ed. Basil. 1534. fol. [18]) Cap. ult. [19]) Clem. Alex. Strom. I. p. 133. [20]) Athen. XIII. p. 599. A.

aus denen sich Bruchstücke beim Stobäus finden. Von andern erzählt man Heldenthaten, die an das Wunderbare gränzen, treffende Antworten, oder philosophische Sittensprüche. Die Prüfung des Einzelnen geht uns hier nichts an. Das Allgemeine aber, was alle jene Nachrichten übereinstimmend, entweder ausdrücklich bestätigen, oder stillschweigend voraussetzen, hat einen sehr glaubwürdigen und einsichtsvollen Zeugen für sich, den Dikäarchus [21]; daß nähmlich Pythagoras auch eine Gesellschaft von Frauen vereinigte, und daß nicht Männer allein, sondern auch Frauen seine Schüler waren. Er unterrichtete bei seiner Ankunft zu Kroton auch die Weiber [22]. Sie genossen also eine höhere Bildung, als sonst griechische Frauen, ja sogar eine wissenschaftliche. Daraus scheint nothwendig zu folgen, was auch andre Nachrichten stillschweigend voraussetzen, daß sie vom Umgange mit Männern nicht ausgeschlossen waren. Also schon Ein Beispiel gegen die gewöhnliche Meinung! Ueber ihre öffentlichen Verhältnisse, und ihre häusliche Lebensart, haben wir so wenig wie über die Gesetzgebung des Pythagoras überhaupt, bestimmte Nachrichten. Waren sie etwa nicht bloß in ihrer Erziehung, sondern auch in ihren Rechten und Pflichten, von den andren griechischen Frauen verschieden?

Es springt in die Augen, daß dieser, wenn gleich unbestimmte, Begriff mit unsrer Diotima sehr gut übereinstimmt. Er erklärt ihre wissenschaftliche Bildung, ihren philosophischen Geist. Das Amt der Seherin, ihre Sprache, die sich zwar ganz in die reinsten Ideen auflösen läßt, aber doch nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der Sprache der Mysterien ist, verträgt sich recht wohl mit der Eigenthümlichkeit des Pythagorismus, wie er kurz vor oder auch noch zur Zeit des Plato sein mochte. Auch davon, daß es um die Zeit des Sokrates und Plato noch Pythagorische Frauen selbst in Griechenland geben mochte, findet sich eine Spur. Unter den vielen Komödien über die Pythagoräer, die auf der attischen Bühne gegeben wurden, führt Athenäus ein Stück unter dem Nahmen der Pythagorizusen von Kratinus an, ohne je-

[21]) Vit. Pythag. Porphyr. ed. Küst. p. 21., ex Dicaearcho. [22]) Jambl. cap. XI.

doch zu bemerken, ob es der ältere, der Aeschylus der alten Komödie, oder der jüngere Dichter gleiches Nahmens geschrieben habe; und eine Komödie mit derselben Benennung vom Alexis erwähnt Diogenes.

Aber selbst Dikäarch ist ein später Zeuge; und da die Resultate der Untersuchung so unbestimmt sind, so kann es nicht überflüssig scheinen, ihnen durch Analogie eine doppelte sehr starke Bestätigung zu geben. Diese finden wir erstens in den Meinungen der Philosophen, vorzüglich des Plato, über Weiblichkeit und weibliche Erziehung; und nächstdem auch in den lakonischen Sitten, dem zweiten Beispiele gegen die herrschende Vorstellung von dem Mangel aller höheren Bildung bei dem weiblichen Geschlecht im griechischen Alterthum. Man denke sich den Pythagorischen Bund etwa als einen frühen noch rohen Versuch, die Sitten und den Staat den Ideen einer höhern Vernunft gemäß einzurichten, Philosophie mit dorischer Politik und Musik zu vereinigen, und dem überwiegenden Hang zur Demokratie entgegenzutreten, nicht ohne Vorliebe für ägyptische Kasten-Absonderung. Nur Gesetzgebung und öffentliche Erziehung sichern gegen Oligarchie, und öffentliche Tugend ist die einzige Aegide der Demokratie gegen Ochlokratie und Tyrannei; drei Ungeheuer, welche damahls Griechenland verheerten. Pythagoras gründete die Verfassung seines philosophischen Bundes, am meisten auf die dorischen Sitten, und die damit verbundene Aristokratie. Ein Versuch, welcher aus der dreifachen Ursache mißlang, weil erstlich der griechische Charakter überhaupt mit ägyptischer Kasteneinrichtung, und auch das dorische Leben mit dieser Philosophie nicht recht vereinbar war, und endlich weil der Strom des demokratischen Zeitgeistes alles unaufhaltbar mit sich fortriß. Was ist demnach die politische Philosophie Plato's, in welcher wir alle diese Züge wiederfinden, anders als die reife, vollständige Ausbildung des Pythagorischen Keimes? In der Platonischen Politik werden wir also die Erläuterungen und Bestätigungen der Pythagorischen zu suchen haben.

Wenn sich irgend etwas aus der Geschichte des Pythagoras und seines Bundes als gewiß oder wahrscheinlich annehmen läßt; wenn es einen Leitfaden giebt, den Weg aus diesem Labyrinthe

zu finden, so ist es dieser: die Pythagorische Lehre und Lebensordnung war ganz im dorischen Styl, für dorische Sitten, und für dorische Staaten entworfen. Die geschichtlichen Züge von den Sitten und dem Leben des Pythagoras und seiner Nachfolger verrathen unverkennbar jene milde Großheit, als das unverkennbare Merkmahl des dorischen Sitten-Styls. Zu Kroton hatte er selbst seinen Sitz, hier stiftete er seinen Bund, hier war der Mittelpunkt der Gesellschaft. Die höchste Blüthe der Gymnastik aber zu Kroton scheint auf die dorischen Sitten, und die nach dem Zeugniß des Dikäarchus aristokratische Verfassung der tausend Geronten [23]) auf dorischen Ursprung zu deuten. Darf man annehmen, daß diese, nach den Berichten des Herodot und Strabo's, achäische Kolonie, an welcher jedoch nach andern Berichten auch die Spartaner einen Antheil hatten, in Folge dieser Beimischung und dieses daher vorherrschenden Einflußes in Sitten und Charakter eine dorische gewesen, oder mehr und mehr geworden sei; so wird sich auch der heftige Nationalhaß von Kroton gegen Sybaris, besser begreifen lassen. Sybaris war halb [24]) achäisch und ganz demokratisch, wie die Verjagung der Reichen zur Zeit des Pythagoras bestätigt; und der König Telys bei Herodot [25]) war, nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck, ein demagogischer Tyrann, dessen Herrschaft gestürzt und dessen Anhänger ermordet wurden [26]). Sybaris scheint der Gesellschaft des Pythagoras abgeneigt gewesen zu sein, wie der Krieg mit Kroton, während der Weltweise daselbst herrschte, und die Sage zu beweisen scheint, er sei zuerst bei Sybaris ans Land gestiegen, habe aber seinen Entschluß bald geändert [27]). Der andre Staat, wo der Pythagorische Bund hauptsächlich blühte, Tarent, war eine lakonische Kolonie, und ward erst spät, kurz nach dem persischen Kriege, demokratisch [28]). Da nun die dorischen Sitten zu Sparta sich am reinsten erhielten, und die höchste Bildung und Blüthe erreichten, da auch die Nachrichten hier wenigstens zahlreicher sind; so dürfen

---

[23]) Ap. Jamblich. 15. Porphyr. 18. [24]) Arist. Polit. V. 3. [25]) Terpsich. 44. [26]) Athen. XII. p. 521. fin. ex. Heracl. Pont. [27]) Jamblich. 36. [28]) Aristot. Polit. libr. V. cap. 3.

wir hoffen, auch in den lakonischen Sitten Erläuterung für die Geschichte der Pythagorischen Frauen zu finden.

Die verschiednen Systeme der griechischen Philosophie, das jonische, welches auf die Natur gegründet war, das skeptische, welches in die Sophistik entartete, und das geistige, welches auf der innern Anschauung der Idee beruhte, entstanden nicht auf einmahl, sondern bildeten sich allmählich und zusammenhängend aus, indem auch der Philosoph wie der Dichter oder der Bildner seinem Meister folgte, und so das angefangene Werk seines Vorgängers vervollkommnete. Daher sind in der Lehre von der weiblichen Bestimmung und der weiblichen Erziehung, die größten Sittenlehrer und Staatsdenker von jenem System, welches von der Idee ausgeht, unter den Griechen von den frühesten Zeiten bis in die spätesten so übereinstimmend. Daher hat vielleicht schon Pythagoras, der Vater jener tiefsinnigen Ideenlehre und des darauf gegründeten idealen Staats und Lebens unter den Griechen, den ersten Keim dazu erfunden, die ersten Umrisse entworfen, aus denen nachher die Meinungen und Lehren des Plato und der Stoiker sich gebildet haben. Nicht nur Plato verwarf in seinem Entwurfe eines vollkommnen Staates die Ehe, und forderte Gemeinschaft der Weiber wie der Güter; sondern auch Diogenes der Cyniker, Zeno, und Chrysippus, die Fürsten der Stoa, stimmten dieser Meinung bei [29]; welche von uns darum, weil sie unsre Eigenthümlichkeit beleidigt, noch nicht sogleich für vernunftwidrig gehalten und erklärt werden sollte, ehe wir die eigenthümlichen Sitten, die ganze Lage des weiblichen Geschlechts bei den Griechen, und ihre in dieser Hinsicht so durchaus fehlerhafte Lebenseinrichtung zur Genüge erkannt und geprüft haben, aus welchen, als das andre Extrem, die entgegenstehende Idee der Philosophen eigentlich hervorging. Es ist aber leichter, diese zu verspotten oder geringzuschätzen, als ihren tieferen Sinn zu verstehen; die Forderung nähmlich, daß die Weiblichkeit wie die Männlichkeit der höhern Menschlichkeit untergeordnet sein soll; und die von jenen Philosophen so tief erfaßte, dem ersten Grunde nach

[29]) Diog. Laert. lib. VII. cap. 7. §. 65.

aber schon in der dorischen Verfassung liegende Lehre und Idee, daß eine vollständige Gemeinschaft des ganzen Lebens das Wesen des Staats ist, deren erste Bedingungen nur Gesetzmäßigkeit und Freiheit sind. Was aber widerspricht dieser so schneidend, als die Absonderung der Ehe und des Eigenthums? Es lag in der Natur dieser Idee, daß sie niemahls wirklich werden konnte; und nach Plato's eignem Geständniß gehört dieß für die Zeit, „wo die Weisen herrschen, oder die Herrscher Weise sein werden;" eine Zeit, welche aber in diesem Sinne wohl niemahls erscheinen, noch auch wünschenswerth ausfallen dürfte. Ich erwähne dieses nur, weil es in Verbindung steht mit den Meinungen Plato's und der Stoiker über weibliche Bestimmung und weibliche Erziehung, welche uns die Nachrichten von den Pythagorischen Frauen erläutern und bestätigen können; indem man die solchen eigenthümlichen Meinungen zum Grunde liegende Idee in ihrer ganzen Schärfe und nach dem auffallenden Extrem, wohin sie geführt hat, auffassen muß, um auch jene richtig zu beurtheilen. Zwar fand noch eine Verschiedenheit zwischen der Lehre des Plato und der Stoiker [30]) Statt, die aber für unsern Zweck gleichgültig ist. Genug, beide behaupteten, die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechts sei die nähmliche; und der Stoiker Kleanthes schrieb ein eignes Werk darüber, daß die männliche und weibliche Vollkommenheit nur eine und dieselbe sei [31]). Plato fordert in seinem Entwurfe eines griechischen Freistaats, daß die öffentliche Erziehung sich auf die Frauen erstrecke; sie sollen an der Gymnastik und Musik, an den öffentlichen Gesellschaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer Theil nehmen. Die griechische Geschichte hat die Rechtmäßigkeit dieser Forderung vollkommen bestätigt, und die Ideen und gesetzgebende Weisheit Plato's nach der damahligen Lage der Welt und der Dinge insoweit wenigstens gerechtfertigt; indem der sittliche Zustand und Charakter des weiblichen Geschlechts in den dorischen

---

[30]) Proclus in Polit. Plat. p. 416. [31]) Diog. Laert. libr. VII. cap. 5. §. 6.

Staaten unstreitig viel edler entfaltet und glücklicher eingerichtet war, als in den jonischen Ländern oder nach den athenischen Sitten. Die Vernunft sagt uns, daß ein Staat, in welchem die Ordnung des Ganzen und die Freiheit der Bürger nur auf Kosten und mit der sittlichen Unterdrückung und Vernichtung der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts erreicht wird, sehr unvollkommen sei; und die Erfahrung lehrt, daß ein Staat, wo die öffentliche Erziehung nicht den ganzen Menschen umfaßt, nothwendig sehr bald entarten muß. Die Peripatetiker waren der entgegengesetzten Meinung [32]; Aristoteles tadelt nicht nur die Platonischen Grundsätze und die lakonischen Sitten in dieser Rücksicht, sondern er kann sich auch über den geringern Werth und die mindere Fähigkeit der Weiber nicht hart genug ausdrücken [33]. Eine ähnliche Stelle beim Lucretius [34] ist doch vielleicht nicht hinreichend, um vermuthen zu dürfen, daß Epikur in diesem Stücke wie Aristoteles dachte, obwohl es sonst nicht unwahrscheinlich ist.

Mit den Meinungen Plato's, der die spartanischen Sitten in diesem Stücke nur insofern tadelte, weil sie auf halbem Wege stehen blieben, und mit dem Versuche des Pythagoras, stimmen die Sitten der lakonischen Frauen sehr gut überein. Die Jungfrauen hatten Theil an der öffentlichen Erziehung [35], und an der Gymnastik und Musik, welche den Umfang auch der männlichen Bildung in Sparta erschöpften. Die Frauen entsagten zwar den gymnastischen Uebungen, und führten die Aufsicht über die häuslichen Geschäfte, ohne jedoch mit weiblichen Arbeiten sich so sehr zu beschäftigen, wie etwa die attischen Frauen; nahmen auch keinen Antheil an den bürgerlichen Gastmahlen, aber doch an der Gesellschaft der Männer, und genossen auch die öffentliche Achtung in sehr hohem Maaße. Die spartanische Sittengeschichte konnte aus bekannten Ursachen sehr leicht verfälscht werden, welches frühe geschah, indem schon ältere Philosophen durch ihre Vorliebe für dorische Gesetzmäßigkeit und dorische Kraft den

---

[32]) Procl. ibid. [33]) Aristot. Poët. cap. 15; Hist. animal. libr. IX. cap. 1. [34]) Lucret. V. 1354. seq. [35]) Plat. de legg. VII. p. 357.

spätern Declamatoren Anlaß dazu gaben. Wer also alle Geschichten Plutarchs vom Heldenmuthe der Spartanerinnen unbedingt annehmen wollte, der würde nur beweisen, daß er nicht prüfen könne; wer alle unbedingt verwerfen wollte, daß er nicht zu unterscheiden wisse. Auch lassen sich nicht selten ohne Sehergabe, die alten ächten Erzählungen von den spätern Schulübungen, bei diesem Schriftsteller unterscheiden, welche letztern nach Art der ältern erfunden wurden; wie z. B. die älteste einfache Sinnschrift auf eine lakonische Mutter, die ihren in der Schlacht flüchtig gewordenen Sohn selbst umbrachte, von den beiden spätern. [36]). Worin alle Nachrichten mit den ältesten und besten übereinstimmen, das läßt sich wohl als wahrscheinlich voraussetzen: daß nähmlich die lakonischen Frauen zu der Zeit, da die Sitten noch nicht entartet waren, von hoher Vaterlandsliebe beseelt, und sogar fähig waren, derselben die Muttergefühle aufzuopfern. So einzig dies in der Geschichte bleibt, so ist es dennoch nicht unwahrscheinlich. Denn zu Sparta ward überhaupt die Natur dem Gesetz und der Liebe aufgeopfert. Kein Trieb der Natur und keine sittliche Gewohnheit ist wohl so mächtig als die Schamhaftigkeit; daher kann man es als den eigentlichen Moment betrachten, wo sich die Eigenthümlichkeit der hellenischen Sitte und des dorischen Lebens, von der ältern mehr asiatischen oder auch jonischen Gewohnheit völlig losriß, und in eigner Gestaltung abgesondert hinstellte, als die Spartaner in ihrer Begeisterung für diese gymnastischen Feste, die Kleidung abwarfen, und nackend ihre Kampfspiele feierten; und der große Historiker selbst hat es gar wohl, als eine entscheidende Epoche hellenischer Sittenentwicklung deutlich bezeichnet [37]). Anfänglich schien diese öffentliche Nacktheit der Männer selbst den Griechen, wie den andern Völkern und Asiaten jederzeit, unanständig und lächerlich, bis diese künstlerische Begeisterung und eigenthümlich dorische Idee des Schönen siegte, und nun überall zur Gewohnheit wurde [38]). Die andern Völker und auch die Jonier hielten die Männerliebe für schändlich, welche sie nur als Laster kannten [39]);

---

[36]) Plutarch. Apophth. Lacon. et Brunckii Analecta, II. p. 115.
[37]) Thucyd. I. 6. [38]) Plat. Rep. V. vol. VII. p. 9. [39]) Sympos. Plat. p. 186.

bei andern dorischen Völkern, wie zu Elis und bei den Böotern war es, wie Plato und Xenophon tadelnd bemerken [40]), nur die sinnliche Liebe schöner Gestalten, was in jenen gymnastischen Spielen der Jünglinge dabei vorwaltete. Die Lacedämonier aber, rühmt man, unterschieden den himmlischen Amor von dem irdischen, und die Seele ihrer Liebe war Tugend und Bildung.

Die gymnastischen Uebungen der Mädchen, mit leichter oder ohne alle Bekleidung, widersprachen allerdings den jonischen und asiatischen Sitten, und mit unsern Begriffen und Gewohnheiten steht jene Sitte so sehr im Widerspruch, daß man sie kaum noch glaublich findet, und die Thatsache selbst, obwohl mit großem Unrecht, hat in Zweifel ziehen wollen [41]). Der Gesundheit aber und der Gestalt waren jene gymnastischen Uebungen des weiblichen Geschlechts wohl nicht nachtheilig; denn die Schönheit, Gesundheit und große Bildung der lakonischen Frauen ist aus vielen Zeugnissen der Alten hinreichend bekannt. In spätern Zeiten hingegen konnten sie die ohnehin eingerißne Sittenlosigkeit vielleicht verdoppeln. Der römische Kallimachus [42]) beneidet Sparta um die günstige Gelegenheit, die zwanglose Freiheit, welche die gymnastischen Spiele der Mädchen den Liebenden gewährten, und wünscht Rom ähnliche Sitten. Es ist nähmlich bekannt, daß die lakonischen Frauen, nachdem ihre Sitten entartet waren, an Ausschweifungen, Herrschsucht und Habsucht alle andre griechische Frauen übertrafen, und das Uebermaaß ihrer Laster entsprach ihrer ursprünglich großen sittlichen Kraft. Aristoteles hat ein kräftiges Gemählde davon entworfen [43]), welches in seinem Zeitalter vermuthlich sehr treu war. Hatte er aber die Absicht, unbedingt zu tadeln, und vermischte er die Zeiten, so läßt er sich eher

---

[40]) Sympos. Plat. p. 185. Xenoph. Rep. Lac. p. 536. Leunclav. [41]) Das gewöhnliche Beiwort der spartanischen Jungfrauen, φαινομηριδες, deutet schon auf eine sehr leichte und freie Bekleidung. Noch mehr beweiset aber für die Allgemeinheit der dorischen Sitte, die Erklärung, welche ein Scholiast von dem Worte Δωριάζειν giebt: το γυμνας φαινεσθαι γυναικας. [42]) Propert. Eleg. III. 12. [43]) Aristot. Polit. libr. II. cap. 9.

entschuldigen, als rechtfertigen. Nachdem die Eigenheiten der griechischen Stämme sich verwischten, nachdem die Blüthe dorischer Tugend verwelkte, welches schon im peloponnesischen Kriege geschah, ging auch bald die bestimmte Kenntniß davon verloren. Da konnte man von der dorischen Tugend überhaupt sagen, was schon Eupolis von den dorischen Gesängen des Thebanischen Adlers sagte: „Sie sind verstummt, durch die Gefühllosigkeit des Haufens [44]).“ War sie auch nur kurz, so hat es doch eine Zeit gegeben, wo man in der Blüthe der dorischen Sitten und Tugend behaupten konnte, daß lakonische Frauen männliche Kraft und Selbstständigkeit, lakonische Jünglinge aber weibliche Bescheidenheit, Schamhaftigkeit und Sanftmuth besaßen [45]); nach dem Ideal des dorischen Lebens von der innern harmonischen Einheit der edelsten Menschennatur und Bildung.

Aber mußten nicht diese männlichen Uebungen der spartanischen Mädchen, wie die wissenschaftliche Bildung der Pythagorischen Frauen, die Weiblichkeit vertilgen? Sie scheinen uns so vernunftwidrig, wie die Behauptungen Plato's, und beleidigen unsre ganze Eigenthümlichkeit. Manche Eigenheit jener Sitten und Meinungen findet ihre Entschuldigung in der frühern Stufe der Wissenschaft und noch sehr mangelhaften Erkenntniß; manche andre, ihre völlige Rechtfertigung in der Beschaffenheit und Natur der griechischen Freistaaten. Trennen wir aber das Wesentliche vom Zufälligen, so ist der Grundsatz an sich wohl nicht verwerflich; die Weiblichkeit sollte wie die Männlichkeit zur höhern Menschlichkeit gereinigt werden; und der Versuch, wenn er gleich mißlang, bleibt immer ruhmwürdig, in den Sitten und im Staate das zu erreichen, was die Idealkunst der attischen Tragödie wirklich erreicht hat: das Geschlecht, ohne es zu vertilgen, dennoch der Gattung unterzuordnen. Die Richtung der griechischen Sitten ging auf das Nothwendige; die der unsrigen, auf das Zufällige und Einzelne. Nach der Idee des Alterthums sollte der Adel der Menschennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, die innere Kraft der Gesinnung und des Geistes, der Charakter

---

[44]) Athen. libr. I. p. 3. [45]) Xenoph. Rep. Lac. p. 537.

der Gattung sollte die Oberhand haben über die besondern und abweichenden Eigenschaften der beiden Geschlechter. Bei den Neuern ist es dagegen grade umgekehrt; man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich oder weibisch genug schildern, und nimmt es auch so, als ob es so sein müßte und gar nicht anders gebildet und gestaltet werden könnte; eben so übertrieben, rauh und roh schildert und nimmt man auf der andern Seite die Männlichkeit. Was ist aber wohl nach jener Idee von sittlicher Schönheit und Harmonie, häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was ist widriger als die übertriebne Männlichkeit, die in unsern Sitten, in unsern Meinungen, ja auch in unsrer bessern Kunst, herrscht? Auch auf die künstlerischen Darstellungen, welche idealisch sein sollen, wie auf die Versuche, den Begriff der Weiblichkeit rein zu entwickeln, äußert diese neuere Denkart und Ansicht ihren störenden Einfluß. Man betrachtet dabei die Bestandtheile und besondern Eigenschaften der Weiblichkeit oder der Männlichkeit als nothwendige Eigenschaften, welche die Freiheit des Gemüths vernichten würden. Sie sind aber nur Hinleitungen oder Erleichterungen der Natur; und diese zu lenken, ohne sie zu zerstören, mit Schonung der Natur der Nothwendigkeit gehorchen, das ist das höchste Kunstwerk der Freiheit. Man nimmt über dem in den Begriff der Weiblichkeit zu viel Merkmahle auf, die zwar aus der Erfahrung geschöpft sind, aber nur einer übertriebenen Weiblichkeit zukommen; indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anschmiegen an den allein selbstständigen Mann, ohne allen eignen Willen und innern Bestand, als den eigentlichen Vorzug des Geschlechts aufstellt und betrachtet. Man versteht darunter nichts anders als die innere Charakterlosigkeit, welche das Gesetz ihre Sitten von einem fremden Wesen empfängt; und welche niemahls Tugend sein kann, da nur freie Liebe und die Festigkeit der innern Gesinnung diese Nahmen verdienen. Zwar ist die von Außen gegebne Einheit hier freilich vollendeter, als die selbstthätige von innen mühsam erkämpfte Beharrlichkeit des Mannes. Aber eben der herrschsüchtige Ungestüm des Mannes, und die selbstlose Hingegebenheit des Weibes, sind schon übertrieben und häßlich. Nur selbstständige Weiblichkeit mit sittlicher Stärke vereint, nur sanfte Männ=

lichkeit in milder Kraft, ist gut und schön. Dieses ist die wahre und gereinigte Idee der sittlichen Schönheit im weiblichen Charakter, so wie dieselbe in den Platonischen Verfassungsidealen und in der dorischen Sittenbildung zum Grunde lag; welche wir auch ungeachtet mancher Sonderbarkeit der spartanischen Einrichtungen und der Platonischen Gedanken, für jene Zeit und ganze Umgebung des Alterthums wohl als eine in ihrer Art große und gediegene, obgleich wie alle sittlichen Begriffe des Alterthums, nicht bloß unvollendet gebliebne, sondern auch in sich selbst schon ungenügende und einseitige Lebens-Idee erkennen müssen, sobald wir sie richtig verstanden haben.

Gegen die gewöhnliche Meinung haben wir also nun schon zwei Beispiele von griechischen Frauen kennen lernen, welche von der Gesellschaft und der Bildung der Männer nicht ausgeschlossen waren. Es giebt deren noch zwei; noch zwei Klassen von mehr als andre gebildeten griechischen Frauen. Die erste ist so bekannt, daß ich nur an sie zu erinnern brauche; die macedonischen Fürstinnen, vom Anbeginn der griechischen Weltherrschaft bis zur Zerstörung aller Griechisch-Asiatischen Reiche durch die Römer. Sehr häufig zwang diese Fürstinnen die Noth, oder verführte sie die Herrschsucht, an den Streitigkeiten, den Geschäften und Verbrechen des Ehrgeizes, und also auch an der Bildung ihrer Männer, Brüder und Söhne, Theil zu nehmen, oder wohl gar über große Völker selbst zu herrschen. Nach dem Tode Alexanders des Großen, wurden Sieg und Macht ein Preis des Tapfersten, des Kühnsten, des Verschlagensten. Im steten Kampf der heftigsten Triebe, im Ueberfluß aller Mittel, konnte sich alles Große entwickeln, was mit so unglücklichen Verhältnissen einer ganz ungeordneten Despotie, nach der wechselnden Militärgewalt in ununterbrochenem Partheienkrieg, irgend bestehen kann. Denn nur zu oft war die ungerechte Herrschaft auch der Preis des Schlechtesten unter allen den streitenden Partheien. „Wer seine Eltern oder Kinder nicht ermordete," sagt Plutarch, „dessen frommen Sinn bewunderte man; der Brudermord ward gleichsam als ein königliches Postulat, wie die Postulate des Geometers, und als allgemeingültig und zur Sicherheit nothwendig, von Jeder-

mann zugestanden [46])." Die glänzenden Verbrechen, die Seelengröße der Olympias, die hohe Bildung und der Geist der Kleopatra, sind allgemein bekannt. Andre Fürstinnen, die selbst im Mittelpunkte der Verderbtheit gut und einfach blieben, verdienten bekannter zu sein.

Die zweite Klasse begreift die lyrischen Dichterinnen, deren Griechenland nicht wenige und nicht unberühmte hatte. War es nicht eben so wohl Sappho und Erinna, wie Alcäus, welche in der Blüthezeit der lyrischen Kunst, Lesbos zum schönsten Garten der Musik machten? Aber auch außer Lesbos, konnte Korinna Nebenbuhlerin, Freundin, Meisterin des Pindarus sein. Die schöne [47]) lesbische Sappho nennt Strabo ein Wunder; in der Poesie nähere sich ihr keine andre Frau auch nur von ferne. Von ihren Bruchstücken kann man sagen, wie Meleager von den lyrischen Blumen derselben, die er in seinen dichterischen Kranz flocht: „von der Sappho wenige nur, aber Rosen." Die dichterischen Beinahmen eines „weiblichen Homerus," einer „sterblichen Muse," sind geschichtliche Wahrheit [48]). Sie liebte zärtliche Lust [49]), und ward die Stifterin einer Schule des Schönen und der Kunst unter den lesbischen Mädchen, ihren jüngeren Freundinnen; die Verläumdung sagt, einer Schule der Sittenlosigkeit [50]).

Was versteht man nicht alles unter Bildung? Die Poesie allein scheint vielleicht manchem kein gültiger Anspruch dazu. Allerdings war auch die griechische Poesie und die griechische Bildung ganz verschieden von der unsrigen; von den griechischen Frauen darf man keine andre als griechische Bildung erwarten. Und was kann wohl im Alterthum so genannt zu werden verdienen, als die Poesie der Griechen, der Keim, aus welchem der

---

[46]) **Plutarch Vit. Demetr. vol. V. p. 7. edit. Reisk.** [47]) **Plat. Phaedr. tom. X. p. 296.** [48]) **Anthol. Gr. ed. Jacobs. II. 25. 101.** [49]) **Athen. XV. p. 687. init.** [50]) **Suid. in Σαπφ. Ovid. Heroid. XV.** Vortrefflich ist die edle Dichterin gegen die Anekdotensucht, welche alles Hohe so gern schmähen und in die allgemeine Unwürdigkeit herabziehen möchte, gerechtfertigt in Welckers Schrift über die Sappho.

Baum ihrer ganzen Bildung entsprang, und die schönste Frucht, mit der er sein Wachsthum vollendete? Auch scheint es, die Dichterinnen gingen freier mit Männern um, als andre griechische Frauen. Von der Sappho ist dieses unstreitig; außer der Liebeserklärung des Alcäus und ihrer freimüthig edlen Antwort darauf [51]), setzen es manche andre Bruchstücke und Nachrichten ausdrücklich oder stillschweigend voraus; der Geist ihres Lebens und ihrer Gesänge verräth es. Auf ihre Liebe zum Phaon möchte ich dabei keine Rücksicht nehmen, weil ein alter Schriftsteller der Meinung war, es sei eine andre Sappho gewesen, die den Phaon liebte [52]). Obgleich ihre Gedichte sich in Aller Händen befanden, und die Vorliebe für sie sehr groß war, so läßt es sich doch begreifen, wie solche Verwechslungen veranlaßt werden, und überhaupt die größten Unrichtigkeiten in ihre Geschichte sich einschleichen konnten. Die Komiker brachten sie nähmlich nicht selten aufs Theater, und bedienten sich ihrer dichterischen Freiheit so sehr, daß Diphilus sogar [53]) den kecken Archilochus und Hipponax, die Fürsten der jambischen Poesie, zu ihren Liebhabern machte; und mit entgegengesetztem Anachronismus, dichtet Hermesianax von ihrer Liebe zum Anakreon [54]). Auch von der Korinna ist Veranlassung da, vorauszusetzen, daß sie mit Männern freier umging; und wahrscheinlich war es mit den übrigen Dichterinnen eben so. Entweder verließen sie mit einer männlichen Kunst auch die gewöhnliche Sitte und häuslich beschränkte Lebensweise der übrigen griechischen Frauen; oder es ist überhaupt nicht unwahrscheinlich, daß zu Lesbos, und vielleicht in einigen anderen kleinen aeolischen wie in den dorischen Freistaaten, die Frauen zwar nicht an der öffentlichen Erziehung Theil nahmen, wie zu Sparta, aber doch

---

[51]) Arist. Rhetor. libr. I. cap. 9. [52]) Athen. libr. XIII. p. 596. D. Hierüber ist alles Nöthige in Welckers Schrift beigebracht und berichtigend auseinandergesetzt. [53]) Id. ibid. p. 599. A. [54]) Außer dem Antiphanes und Diphilus, schrieben auch Ephippus und Timokles eine Komödie, Nahmens Sappho, welches höchst wahrscheinlich die Dichterin war, wie auch in dem Lustspiele gleiches Nahmens der beiden ersten; und der Komiker Plato hat einen Phaon gedichtet.

auch nicht durch Gesetzgebung vom öffentlichen Leben und vom männlichen Umgange ausgeschlossen waren, wie zu Athen; daher es mehr von der Willkühr und Lage der Einzelnen abhing.

Die Lebensart der Künstlerinnen hat Mißverständnisse veranlaßt; und ich habe, ich weiß nicht mehr in welcher Schrift eines Neuern, sogar die Sappho als Hetäre angeführt gefunden. Allein die griechischen Dichter waren ehrwürdige Lehrer eines freien Volkes, und nach dessen Glauben, geweihte Lieblinge der Götter; die heilige Musik war ein Vorrecht der Freien. Selten werden die Fälle sein, daß Sclaven oder Hetären die Kunst übten; wenigstens läßt sich als ausgemacht festsetzen, daß diejenigen, welche an öffentlichen Musenspielen Theil nahmen, beides nicht sein konnten. Sappho war aus einer, wie es scheint, wohlhabenden Kaufmannsfamilie; ihr Bruder Charaxus handelte zu Naukratis mit Wein; und darüber daß er eine sehr schöne Hetäre, welche er liebte, frei kaufte, scherzte und spottete vielmehr die Schwester in manchem Gedicht [55]), als daß sie selbst eine Hetäre gewesen wäre, und auf einen Befreier gehofft hätte.

Das Beispiel der Sappho und der andern griechischen Dichterinnen widerspricht der Meinung, welche Rousseau mit so mächtiger Beredsamkeit vorgetragen hat, daß die Weiber der ächten Begeisterung und hoher Kunst ganz unfähig seien. Eine Meinung, die aus Vernunftgründen nicht bewiesen werden kann, und welche die Erfahrung nicht begünstigt, da uns die Geschichte so große und ruhmvolle Ausnahmen gegen diese allzu allgemein ausgesprochene Behauptung aufstellt; zu geschweigen, daß eine unvollständige Erfahrung keinen vollständigen Beweis geben kann. Bemerkenswerth ist es, daß bei so vielen, so berühmten Künstlerinnen in Musik und Lyrik, keine griechische Frau in der dramatischen oder der bildenden Kunst bekannt geworden ist. Man hat es vielleicht übersehen, daß es, wie zwei Arten der Kunst, so auch zwei wesentlich verschiedene Arten der Begeisterung giebt, die dramatische und die lyrische. Man hat den Wink des Plato nicht beachtet, der im Jon

[55]) Herodot. Euterp. cap. 134, 135. Strab. XVII. p. 1161, fin. Anthol. Gr. II. 52.

die Eigenthümlichkeiten der plastischen und der musikalischen Begeisterung scharf und zart bestimmt. Diese musikalische Begeisterung ist mit der lyrischen eins; und wenn man von der vollständigen dramatischen, welche freilich auch die lyrische umfaßt, diese letztere trennt, so bleibt die plastische übrig. Vielleicht hat die Natur dem weiblichen Geiste wohl jenen Umfang und die Bestimmtheit, welche die dramatische Kunst erfordert, zwar nicht versagt, eine Macht, welche ihr über das freie Gemüth nicht zusteht, aber doch unendlich erschwert. Dagegen stimmt die Natur der lyrischen Begeisterung mit dem Begriff der Weiblichkeit und mit der Natur der weiblichen Seele so ganz überein, daß man sie auch die weibliche Begeisterung, wie die dramatische die männliche, nennen könnte. Vielleicht hat man aus einer ähnlichen Verwechslung den Weibern allen philosophischen Sinn abgesprochen, weil ihnen der systematische Geist fehlt, der doch nur ein Theil von jenem ist. Aber die Gabe, die tiefsten und zartesten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, ist doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unschätzbarem Werth; und wer mag sie den Weibern absprechen? So lange noch kein vollendetes System des Wahren in allumfassender Klarheit entfaltet und vollendet dasteht, bleibt das systematische Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig; und das systemlose lyrische Philosophiren zerstört wenigstens das Ganze der Wahrheit nicht so sehr, als die einseitigen, unvollkommnen Systeme. Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet sind, bei weitem die meisten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter sein System ist, um desto weniger den Werth der lyrischen Philosopheme einer Diotima verkennen.

So viele Ausnahmen leidet also die gewöhnliche Meinung, daß nur sittenlose Frauen bei den Griechen an höherer Bildung und an männlichem Umgange Theil gehabt hätten. Aber war nicht dennoch in einigen oder wohl gar in den meisten griechischen Freistaaten, wenn gleich nicht in allen, schlechte Erziehung, ungerechte Unterdrückung; rohe Verachtung, das Loos der Bürger-

innen? Und wenn die einmüthigsten Zeugnisse, wenn Beweise aller Art, keinen Zweifel übrig zu lassen scheinen, daß dieß zu Athen der Fall war, Athen aber der Gipfel der griechischen Bildung und Geselligkeit gewesen ist; was soll man von der Geselligkeit, dem sittlichen Sinn, der Liebe der Griechen überhaupt denken?

Einige, die von der Lage der attischen Frauen ganz übertriebne und unbestimmte Begriffe hatten, und diese auf die Griechen überhaupt ausdehnten, haben es unternommen, die Griechen gegen eine falsche Anklage aus falschen Gründen zu vertheidigen; weil sie nähmlich die Rechtfertigung der attischen Sitten als Unterlage für ihre Satyre auf die Sitten des Jahrhunderts brauchen konnten. Es scheint ihnen wohl gar ein Vorzug der Alten, daß die verführerische Anmuth des reizenden Weibes, und die ernste Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter, bei denselben ganz getrennt war, daß die zwiefache Anlage, welche die Natur in das Herz des Weibes pflanzte, sich auch in zwei verschiedne Stände und Lebensarten schied. Auch ist es wahr, daß dadurch die seltsamen, bald empörenden, bald lächerlichen, Mischungen unsrer Sitten vermieden wurden, wo sich oft die Neigungen einer Buhlerin und der äußre Anstand einer Matrone in scheinbarer Würde, die Ansprüche der letztern, und der Leichtsinn der erstern, beisammen finden. Allein, wie eine höhere Sittenkunst auch bei uns die Anmuth mit der Würde, so wie Zartheit und Größe der Seele verbinden und zu einem Ideal der vollständigen Weiblichkeit in sich vereinigen kann, so konnte eine edlere Naturbildung auch bei den Griechen dasselbe Ziel erreichen. Auf diese Weise wäre die griechische Eigenthümlichkeit vielleicht gegen die unsrige, aber noch nicht gegen die höhern Forderungen der Vernunft, gerechtfertigt. Bei uns ist es überdem jener höhern sittlichen Kunst doch unbenommen und frei, nach vollständiger weiblichen Bildung zu streben; wie läßt es sich aber rechtfertigen, daß die Bildung der höhern weiblichen Natur in dem freien Athen durch die Gesetze selbst gehemmt, und die trennende Bestimmtheit der Natur zur Zerstörung der Vollständigkeit gemißbraucht ward? Die eigentliche Meinung jener Schriftsteller scheint diese zu sein: die Weiber können und sollen nur nützlich sein;

macht die beklagenswerthe Ueppigkeit eines Volkes nun einmal angenehme Weiber unentbehrlich, so ist es am besten, sie sind eines von beiden, jedes aber ganz. Das heißt mit andern Worten behaupten, die Weiber seien nur um der Männer willen da; es heißt, das Gute und Schöne von der weiblichen Bestimmung ausschließen, worüber die Griechen jedoch ganz andrer Meinung waren.

Andre hingegen, und bei weitem die meisten, bleiben bei eben so unbestimmten und übertriebenen Begriffen von den attischen oder überhaupt von den griechischen Frauen, der Denkart des Jahrhunderts treu, und tadeln die Sitten der Griechen und diese selbst aufs heftigste. Es fehlte den Griechen, nach ihrer Meinung, wohl an Sinn für weibliche Anmuth und Schönheit in Wesen und Sitten, ihre gesellige Bildung war gegen die unsrige nur sehr roh, das Schöne vermochte ihr stumpfes Gemüth nicht zur Liebe zu reizen, oder sittenlose Ueppigkeit, ungerechter Eigennutz, erstickten frühzeitig den zarten Keim. Viele, welche dieß nicht sagen, denken es doch. Zum Beweise, daß die Griechen für weibliche Anmuth und Schönheit nicht weniger reizbar waren als die Neuern, ja auch für die höhere Liebe in ihrer Art empfänglich; berufe ich mich erstlich auf die Ueberbleibsel der bildenden Kunst, weil doch hier der untrügliche Augenschein das Vorurtheil für gesunde Sinne am leichtesten und schnellsten entwaffnet. Ist nicht der Kreis der idealischen Gestalten der weiblichen Göttinnen, wie ein voller Kranz, aus den schönsten Blüthen der Weiblichkeit geflochten **)? Auch die wenigen Ueberbleibsel der griechischen bildenden Kunst beweisen nicht nur, daß wie überhaupt, so auch in der Darstellung der weiblichen Gestalt, während der guten Zeit, das Reizende dem Schönen untergeordnet, und auch nach dem Verfall des Kunstgefühls, selbst in Werken mittelmäßiger Künstler nicht das Einzelne, sondern das Allgemeine dargestellt ward; was mehr ist, als man oft von den besten neuern Künstlern aller Art, aus Zeitaltern, die man goldne nennt, sa=

**) Man sehe die meisterhafte Charakteristik derselben, in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen. 1795.

gen kann; sondern sie beweisen auch die feinste Gabe, die zartesten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur aufzufassen und wiederzugeben. Es bezeichnet die griechische Sage und Sprache, in vielen der schönsten sinnbildlichen Dichtungen und Ausdrücken und anmuthsvollen Ideen das Wesen der Weiblichkeit und die Begeisterung der Liebe, eben so bestimmt als zart; so daß sich auch hier die griechische Eigenthümlichkeit als eine allgemein menschliche bewährt und es kann auch in diesem Sinne das Griechische immer noch, wie beim Isokrates [57]), als alle höhere Bildung bezeichnend gelten [58]).

Ich berufe mich ferner zum Beweise des Sinns der Griechen für weibliche Anmuth und sittliche Schönheit auf die dichterischen Kunstwerke, auf die schöne Natur in Homers Darstellung weiblicher Sitten und Leidenschaften. Zwar ist die Seele seiner Darstellung, Natur und nicht das freie Ideal, er stellt nicht das Allgemeine im Einzelnen dar, sondern er erhebt das Einzelne zum Allgemeinen. Die Darstellungen der weiblichen Seele in den charaktervollsten und der Natur getreuesten neuern Dichtern, wie Shakespeare und Goethe, sind mannichfaltiger und reichhaltiger für den Geist, aber auch die Einfalt des alten jonischen Sängers hat ihre Schönheit und ist oft nicht ohne Anregungen eines tieferen Zartgefühls. Die Schönheit der weiblichen Sitten und Leidenschaften in den Darstellungen des Sophokles aber, ist ein vollkommnes Ideal, dem sich bis jetzt kein neuerer Dichter auch nur von fern nähert. Denn was haben wir vom dichterischen Ideal, wie überhaupt, so auch in der Darstellung der Weiblichkeit, aufzuweisen, als Theorien die nicht fertig, und Versuche die mißglückt sind? Man erinnere

---

[57]) Isocr. cur. Battie. Panegyr. p. 144. tom. I. [58]) Barbaren sind, nach dem Sinne des Strabo, Völker, in deren Masse die Natur und rohe Gewalt über die Vernunft und Freiheit das Uebergewicht hat (βια λογου κρειττων εστι). Griechen wären also Völker, in deren Masse die Sitte und Bildung über die Natur das Uebergewicht hat. So legt sich jede gebildete Nation im Gefühle und auf dem Gipfel ihrer Bildung, den allgemeinen Charakter der gesammten Menschheit bei. Strab. lib. I. fin. lib. IX. p. 615. B.

sich ferner an die idealische Schilderung der edelsten Frauen in den Sokratischen Geschichtsdichtungen des Xenophon, an die Darstellung der Liebe in der bessern lyrischen Kunst und so manches andre [59]. Wer überdem den Griechen hier das Gefühl absprechen wollte, müßte es ihnen durchgängig absprechen. In dem Charakter neuerer Völker findet sich wohl hier Bildung und feines Gefühl, und dicht daneben in andrer Beziehung eine große Stumpfheit und Unbildung oder Mißbildung; aber nur eine gänzliche Unkenntniß kann dieß auf die Griechen übertragen. Ihre Bildung und ihr Geist war in durchgängiger Berührung, und ununterbrochnem Zusammenhang; ihre Geschichte ist Ein lebendiger Stoff durch Eine Seele zu Einem Ganzen vereinigt. Eine höchst lebendige, sinnliche und sittliche Reizbarkeit ist die Grundlage ihrer Bildung, der Geist ihrer Geschichte; nicht nur ihre Tugend und Größe, sondern auch ihre Schwächen und Laster entspringen aus dieser außerordentlichen Lebendigkeit des Sinns und Beweglichkeit des Charakters, die nicht nur unsern Glauben, sondern fast die Gränzen unsrer Einbildungskraft übersteigt, und doch der festeste Leitfaden des griechischen Alterthumsforschers ist, der sich ohne eine jener griechischen Lebendigkeit ähnliche Reizbarkeit nie über das Gemeine erheben wird. Könnte man nicht überhaupt den Beweis auch von der andern Seite gegen die Neuern umkehren? Wer für schöne Männlichkeit in Wesen, Gestalt und Sitten gar kein Gefühl hat, und gar keinen Werth darauf legt, wie dieses wohl in so manchen Gebilden und Hervorbringungen der neuern Zeit vermißt wird; dessen erheuchelte Huldigung für schöne Weiblichkeit ist verdächtig, und vielleicht nichts andres, als nur eine durch Kunst und Verfeinerung übertünchte Sinnlichkeit. Wer aber auch die schöne Männlichkeit lebhaft empfindet und richtig würdigt, der hat überhaupt Sinn und Reizbarkeit für das Schöne und Gute, welches in beiden Geschlechtern nur ein und dasselbe ist.

Mehrere Ursachen äußern einen sehr nachtheiligen Einfluß auf unsre Urtheile über die Weiblichkeit, die Liebe und die ge=

---

[59]) Siehe über alles dieses die vorstehende Abhandlung über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern.

sellige Bildung der Alten überhaupt. Erstlich vermischt man die rohe Einfalt der ältesten, die Sittenlosigkeit der spätern Zeit, die Verderbtheit der schlechtesten Menschen, mit der schönen Bildung der bessern Menschen in der guten Zeit. Dann wirft man Griechen und Römer untereinander. Auch auf die römische Bildung in Hinsicht auf den geselligen Geist und Witz kann man anwenden, was Horaz von der römischen Dichtkunst sagt: „Es sind noch Spuren vom Landleben d. h. von der ursprünglichen Rohigkeit übrig [60])." Die Römer waren ursprünglich, wie die Sabiner und andre italische Völker der alten Zeit, ein kriegerisches Land- und Bauernvolk gewesen, welches dann sehr schnell zu unermeßlicher Macht in der großen die Welt beherrschenden Stadt emporgestiegen ist. Dagegen ist die attische Geselligkeit gegen die kräftige und erhabene Art der Römer beinahe kleinstädtisch; denn der Sinn und die Art dieses Volks ging in allen Dingen auf das Große, so wie der Sinn der Griechen ausschließend auch im Leben auf das Schöne gerichtet war und in allem von dieser Idee ausging. Wenn man die Freiheit von allen beschränkten Ansichten und kleinlichen Sitten im Umgange und in der Lebensart, große Welt nennen will, so haben die Römer eine Höhe derselben erreicht, der sich kein altes und in mancher Beziehung vielleicht auch kein neues Volk nur von fern genähert hat. Drittens vergißt man das Wesentliche, und hält sich an das Willkührliche und Unbedeutende, indem jedem seine beschränkte Eigenthümlichkeit ein unbedingtes Gesetz der menschlichen Natur zu sein scheint. Die größere Keckheit der Leidenschaften und ihrer Aeußerungen in wärmern Ländern bei einem kräftigen Volk, ist zwar eben so wenig allgemeingültig wie die nordische Kälte, hat doch aber wenigstens gleiche Rechte. Die republikanische Offenheit und Entschiedenheit in den Sitten und im Umgange der Griechen und Römer hingegen könnte von einer Seite betrachtet, sogar als ein Vorzug erscheinen, indem sie die männliche Tugend beförderte, wenn auch das weibliche Zartgefühl nach unsern Begriffen dadurch verletzt ward. Vor allen Dingen aber muß, wer

---

[60]) Manent vestigia ruris.

die alte Geschichte richtig fassen, ja wer den Menschen und das menschliche Leben überhaupt bestimmt und klar erkennen will, nur auf das Wesentliche in der Tugend und in den Sitten sehen, nicht aber zufällige Gewohnheiten und die Vorurtheile seiner Zeit zum Maaßstabe nehmen. Eine chinesische Aengstlichkeit der Sitten in dem Umgange und Verhältniß mit dem weiblichen Geschlecht ist bei weitem noch keine Reinheit; und die freiere Derbheit der antiken Sitten und Denkart in diesem Punkte der sinnlichen Natur und ihrer Regungen, ist der wahren Tugend vielleicht weniger nachtheilig gewesen, als oftmahls die verstohlne Lüsternheit in den Sitten wie in der Kunst der Neuern, wo die bösen Gedanken wie ein heimliches Gift im Verborgnen nur um so weiter fortschleichen. Auf der andern Seite aber wollen wir mit dieser Bemerkung auch die Grundsätze der Cyniker keineswegs rechtfertigen, welche auch im Alterthum nur eine Ausnahme bildeten, und deren Schamlosigkeit oft ins Unglaubliche stieg, wie beim Krates; nach dem falschen Grundsatze daß nichts, was die Natur gebeut, schändlich sei. Dieses ist aber so wenig in der Wahrheit gegründet, daß selbst manche der edleren Thiere in dem Geschäfte der Fortpflanzung das Verborgne suchen, und nur die Hunde, von welchen die Secte den Nahmen trug, dem Krates in seiner öffentlichen Unverschämtheit zum Beispiele dienen konnten [61]), in welcher die verirrte und überweise oder aberwitzig gewordne Vernunft wieder auf den Punkt zurückführte, auf welchem wir die roheste Natur, als eine selbst unter Wilden seltne Ausnahme, bei einigen Bewohnern der Südsee-Inseln wie in Otaheiti finden. Es ist belehrend, solche Verirrungen zu bemerken, um den schneidenden Gegensatz der überhaupt im Alterthum herrschenden sittlichen Grundbegriffe desto strenger zu fassen. Die bessere Denkart des edleren Alterthums aber war etwa folgende. Das Gesetz soll die Natur im Menschen nicht zerstören aber ordnen; und so soll auch die Schamhaftigkeit nicht vertilgt werden, aber den Gesetzen des Verstandes und der Sitten untergeordnet sein; so war es die

---

[61]). Diog. Laërt. lib. VI. cap. 7. Κυνογαμία

Meinung des Plato, und ein solcher Gedanke lag auch den dorischen Sitten zum Grunde, auf welche wir hier überall als auf die edelste Entfaltung der Menschennatur im Alterthum, in dieser Untersuchung der Sittengeschichte zurückgeführt werden *).

Hatte nun die Unterdrückung der übrigen griechischen Frauen etwa ihren Grund in alten Stammesgebräuchen, wie bei einigen nicht unedeln Völkern des Orients? Es ist wahr, daß solche Urgebräuche oft zur andern Natur werden, daß sie auch gegen die höchste Bildung der edelsten Völker die Unsitte und das Unrecht schützen, und die schönsten Blüthen der Menschheit zerknicken können. Wer aber mit der ältesten Geschichte der Griechen bekannt ist, weiß es, wie begünstigt sie überhaupt in diesem Stücke von der Natur und dem Schicksale waren. Ihr unscheinbarer Ursprung, der sich vom gewöhnlichen nur durch wenige zarte, groben Augen ganz unsichtbare, Merkmahle unterscheidet, enthält doch schon den vollständigen Keim ihrer allbewunderten höchsten Blüthe; und in den Gedichten Homers findet sich noch keine Spur von dieser Unterdrückung, die also sehr neu sein mußte. Die Frauen nahmen Theil an den Gesellschaften der Männer, und wurden mit Achtung behandelt in jenem heroischen Zeitalter; ganz das Gegentheil von der morgenländischen Einsperrung und deren Folgen. Ja sie nehmen Theil an der heroischen Bildung dieses Zeitalters der Helden und Sänger, wenn gleich die Bildung der Männer vom Zeitalter mehr begünstigt ward, als die der Frauen. **).

*) Wenigstens eine Sittenlehre, welche nur von dem Standpunkte der Vernunft ausgeht, wird ihre Forderungen in dem Adel der dorischen Sitten mehrentheils befriedigt finden, da die Alten einmahl auch die Scham nur für ein Gefühl der Natur hielten, welches der Vernunft unterzuordnen sei. Der eigentliche Begriff der Unschuld und innern Reinheit ist ihnen auch in der höhern Philosophie fremd geblieben, da er auf dem Geheimniß der Seele und ihrer göttlichen Bestimmung beruht. Darin besteht die wesentliche Verschiedenheit der antiken Denkart von der unsrigen; die Offenheit der Sitten aber soll man ihnen nicht so sehr zum Tadel anrechnen, da sie nur das Zufällige betrifft.

**) Man sehe darüber: Lenz, Geschichte der Weiber im heroi-

Die scheinbarste Erklärung wäre es, den Mangel von dem Ueberfluße, den Fehler von der sittlichen Kraft und eigenthümlichen Bildung der Griechen selbst herzuleiten, etwas auf ihren Republikanismus, daß meiste aber auf ihre Gymnastik und Musik zu schieben. Denn diese drei waren gleichsam die Blätter die sich aus der zarten Knospe der griechischen Bildung, wie wir sie im Homer finden, entwickelten, sobald diese sich zur vollendeten Blume der geistigen und sittlichen Freiheit entfaltete. Was der höchste Ruhm und der höchste Genuß der griechischen Männer war, daran hatten die Frauen keinen Theil. Diese Erklärung enthält sehr viel Wahres, befriedigt indeß nicht über alles, da sogar viele griechische Frauen an der Gymnastik und Musik Theil nahmen; am wenigsten aber giebt sie Aufschluß über die Abweichungen der attischen Sitten. Ohne Zweifel war in allen alten Republiken der gesellige Umgang mit den Weibern sehr verschieden von dem in alten und neuen Monarchien, und dadurch war es auch wenigstens die Außenseite, gleichsam die äußern Zuthaten in dem Verhältniß der Liebe und der Ehe. Allerdings würde es einer Frau, gewohnt an asiatische Sitten und Huldigungen, und nun plötzlich unter alte Republikaner von Sparta versetzt, anfangs etwas herbe dünken; wäre sie aber edler Natur, so würde sie bald einsehen, daß sie eigentlich dort entweiht und verachtet ward, wo man sie zwar vergöttert, aber ohne sie um ihrer selbst willen zu achten, als ein bloßes Werkzeug schlaffer Wollust. Die Gymnastik vollends, die Frauen mochten nun Theil daran nehmen, wie bei den dorischen Völkern, oder nicht, mußte eine wesentliche Veränderung und völlige Umwälzung in der Lage und in den Sitten des weiblichen Geschlechts verursachen. Im letztern Falle, dem der meisten griechischen Staaten, wo nicht aller außer Sparta, gewiß aber aller jonischen, entfernte sie die Frauen von

---

schen Zeitalter; eine kritische unter manchen unkritischen Arbeiten über die Geschichte des weiblichen Geschlechts bei den Alten. Barthelemy ist darüber etwas kürzer als man wünschen möchte; und Pauw ist fast in keinem Abschnitte seines übereilten Werks so unendlich reich an Fehlern als in diesem.

dem Umgange und der Gesellschaft der Männer, welche nun ihren eigentlichen Sitz in den Gymnasien nahm. Sie schwächte auch allmählich die Achtung derselben, und dadurch selbst ihren Werth, indem sie das weibliche Geschlecht von demjenigen ausschloß, was die höchste Blüthe des männlichen Lebens und die erste Liebe des Jünglings war; schöne Spiele nähmlich und freie Thaten in männlicher Freundschaft.

Die Rechtfertigungen oder Erklärungen der griechischen Sitten, welche ich bis jetzt anführte, setzen unbestimmte oder unrichtige Begriffe von dem voraus, was erklärt werden soll. Ich werde mich weiterhin in diesen Berichtigungen nur noch auf Athen beschränken, einen ganz allgemeinen aber doch bestimmteren Umriß der Thatsache entwerfen, und die Gründe derselben entwickeln. Haben wir nur erst hier, wo die Nachrichten doch am vollständigsten sind, Grund und Boden gewonnen; so kann bei der Untersuchung, in wie fern die Lage und die Sitten des weiblichen Geschlechts in den andern griechischen Staaten denen zu Athen und Sparta ähnlich waren, die Voraussetzung, daß die jonischen sich dem ersten, die dorischen dem letzten näherten, vielleicht zum Leitfaden dienen, die kleinen noch vorhandnen Bruchstücke zu einem Gemählde zu ordnen, dem es an einer schönen Einheit nicht fehlen würde. Die abweichendsten Eigenthümlichkeiten in der Lage und den Sitten der attischen Frauen, sind diese. Ihre Erziehung wurde erstens, außer so viel Orchestik und Musik als etwa zu öffentlichen Festen unentbehrlich war, auf weibliche Handarbeiten eingeschränkt, worin ihr Fleiß und ihre Kunst gleich sehr bekannt sind. Jedoch waren sie auch Zuschauerinnen im Theater [63]), we-

[63]) Die Gründe für die entgegengesetzte Meinung S. in Teutsch. Merk. 1796. 1tes St. III. Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bei den dramatischen Vorstellungen? Weil aber die positiven Gründe aus der historischen Wahrscheinlichkeit nicht unwiderleglich sind, die Stelle aus Alexis nicht entkräftet, und auf die wichtige Stelle bei Plato de legg. libr. II. p. 69. 70. ed. Bip. gar keine Rücksicht genommen worden ist; so habe ich den Text unverändert gelassen.

nigstens bei den tragischen Schauspielen, dieser hohen Schule der atheniſchen Bildung. Ferner waren ſie von dem öffentlichen Leben, von den Geſellſchaften, ja vom Umgange der Männer, bis auf wenige Ausnahmen, ausgeſchloſſen. Außerdem ſind auch die Urtheile der attiſchen Schriftſteller über das andre Geſchlecht ungewöhnlich hart, und die Uebereinſtimmung ihrer Aeußerungen verräth, daß dieß ein öffentliches Urtheil und die Stimme des Volks war.

Die Geſetze ſelbſt, die Geſetze des freien Athen, des gerechten Solon, beförderten die Einſchränkung der Frauen. Schon Solon beſchränkte die öffentliche Erſcheinung derſelben durch ein Geſetz, deſſen Buchſtabe ſeltſam klingt, aber das ächte Gepräge des Alterthums hat. Es beſtimmt die Zahl der Kleidungsſtücke, das Maaß der Geräthſchaften, und den Werth der Eß- und Trinkwaaren, welche eine Frau, wenn ſie bei Tage ausging, mit ſich führen und an ſich tragen ſollte, bei Nacht dürfte ſie nur zu Wagen und mit einer Fackel öffentlich erſcheinen [64]). Ein Geſetz des Philippides belegte Weiber, welche auf den Straßen Unordnung erregten, mit einer Geldbuße von tauſend Drachmen. Es gab eigne Obrigkeiten, die eben darüber ſo wie auch über andre Gegenſtände der weiblichen Sitten die Aufſicht hatten und den Nahmen eines Γυναικοκοσμος und Γυναικονομος führten. Die atheniſchen Geſetze im Allgemeinen ſind nicht etwa willkührliche Einfälle, welche einem Volke gegen ſein Bedürfniß aufgezwungen wurden. Sie ſind beſonders die Geſetze Solons, aus der innerſten Natur

[64]) Plut. in Solon. p. 359, edit. Reisk. — Plutarch iſt ſelten zuverläſſig, oft nachläſſig, und erinnert uns zuweilen an die etwas unhöflichen Bemerkungen der Alten über den Einfluß der böotiſchen Luft auf menſchliche Geiſtesgaben. Aber die Quellen, aus denen er die Geſetze des Solon ſchöpfen konnte, waren die beſten, und dieſe tragen außerdem daß höchſte Gepräge der Aechtheit. Solons Geſetze wurden gleich geſchrieben; die attiſchen Redner führten ſie häufig ganz an, und dieſe letztern waren damahls noch in Aller Händen; gründliche und genaue Schriftſteller, wie Ariſtoteles commentirten ſie frühzeitig. Es fiel alſo beinahe die Möglichkeit einer Verfälſchung weg, zu welcher es auch keine eigentliche Veranlaſſung, wie etwa beim Likurgus, gab.

der Sitten und der Lage geschöpft, und es ist daher ein belehrendes Vergnügen, ihren oft versteckten Sinn zu erforschen. Die Erklärung dieser Gesetze über die Weiber haben wir daher auch in der Geschichte aufzusuchen.

Beim ersten Blick scheint der einzige Zweck des Solonischen Gesetzes nur der zu sein, die guten Sitten zu befördern und unnützen Aufwand zu beschränken. Zwei Thatsachen beim Herodot aber haben mich auf die Vermuthung gebracht, daß sein Nebenzweck und der Hauptzweck des spätern Gesetzes, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe war; denn dieser konnte der ungestüme Freiheitssinn, welcher auch die attischen Weiber beseelte, bei ihrer Leidenschaftlichkeit leicht gefährlich werden. Schon in sehr alten Zeiten rotteten sich die attischen Frauen zusammen, und brachten einen Unglücklichen um, der schuldig schien, weil er allein und als der einzige Gerettete von einer fehlgeschlagenen Unternehmung gegen Aegina zurückkehrte, indem eine jede ihn fragte, während sie ihn mißhandelten und tödteten, wo ihr Mann sei [65]. Als Lycidas im persischen Kriege die Athener verführen wollte, Vorschlägen Gehör zu geben, welche auf den Verlust ihrer Freiheiten abzweckten, so tödteten sie den Verräther. Als die attischen Frauen zu Salamis Nachricht davon erhielten, brachen sie in sein Haus, und brachten sein Weib und seine Kinder um [66]. Da die Volksherrschaft der Alten ohne strenge sittliche Erziehung, sogleich in Anarchie und leidenschaftliche Wuth entartete, und da die Frauen an dieser Erziehung, außer dem Drama, keinen Antheil hatten; so darf uns diese ochlokratische Weibergerechtigkeit nicht sehr befremden. Schon die Gewohnheit zahlreicher und unruhiger Versammlungen bei öffentlichen Frauenfesten konnte sehr leicht weiter um sich greifen und äußerst gefährlich werden. Man denke nur an die Bacchantinnen, an die geheiligten Ausschweifungen bei Ceresfesten, am Adonisfeste und andern. Dazu kam noch die attische Heftigkeit! Man kann sich den Ungestüm der alten Athener in der früheren herben Vorzeit nicht brennend und hart genug vorstellen. Der erhabne Aeschylus giebt uns davon ein treues Bild,

---

[65]) Herodot. Terpsich. cap. 87. [66]) Herodot. Calliop. cap. 4. 5.

welches durch einzelne Züge im Herodot und Thukydides noch vollständiger wird. Die alte pelasgische Tiefe und ernste Traurigkeit traf hier zusammen mit der jonischen Beweglichkeit, um eine ganz eigenthümliche Erscheinung von gränzenloser Heftigkeit und leidenschaftlichem Ungestüm hervorzubringen, welche das eigenthümliche Wesen des athenischen Volkscharakters bildet. Man erinnre sich nur an die weibliche Heftigkeit in den Danaiden, den Choëphoren, den Sieben Helden des Tragikers. Schon Solon mußte ein Gesetz geben, daß der Schmerz der Frauen bei dem Leichenzuge geliebter Todten nicht in selbstzerfleischende Wuth ausarten möchte [67]).

Eine neue Bestätigung dieser Meinung gewährt uns Aristophanes. Den Inhalt zwei noch vorhandener Komödien bildet ein Weiberauflauf, der eben so toll als lächerlich ist; der Inhalt einer dritten ist ein öffentliches Weiberfest, wo es auch ziemlich lebendig zugeht. Die Nahmen einiger verlornen Komödien dieses und anderer Dichter lassen ähnlichen Inhalt vermuthen. Wer glauben wollte, Weiberverhandlungen, wie die in der Lysistrata, oder ein Weiberstaat wie der in den Ekklesiazusen, seien ein buchstäblich treues Gemählde wirklicher Begebenheiten, dessen Urtheilskraft stände zu bezweifeln; aber ohne alle Veranlassung in der Wirklichkeit, waren doch gewiß diese Darstellungen der Komödie nicht, welche ihren Stoff vom öffentlichen Leben entlehnte, und nur nach den Bedürfnissen des komischen Ideals weiter ausbildete. Es ist nicht immer leicht, diese reichhaltigste Quelle der attischen Sittengeschichte zu gebrauchen, und die sehr in einander laufende Gränze des Wirklichen und des Erdichteten im Aristophanes mit Bestimmtheit und Sicherheit unterscheiden zu können.

Jene Gesetze waren freilich nichts anders als Linderungsmittel, wie schon ihre Wiederhohlung beweis't, konnten nichts anders sein, da eine Verbesserung und Abhülfe in den einmahl herrschenden Sitten und Grundeinrichtungen des Lebens ganz unmöglich war. Indeß finden wir doch in spätern Zeiten keine solche

---

[67]) Jenes Gesetz der zwölf Tafeln: Mulieres genas ne radunto, neve lessum funeris ergo habento; ist nach dem Zeugnisse des Cicero, Solonisch.

Thatsache mehr angeführt, wie die obige beim Herodot. Die erwähnte Obrigkeit nähmlich, „die weibliche Censur, ist wie Aristoteles sagt, nur in Aristokratien, in Demokratien aber so wenig wie in Oligarchien anwendbar. Denn wie wollte in Demokratien der Censor die Weiber zwingen, nicht öffentlich zu erscheinen [68])?" Ich verstehe dieses nicht vom Ausgehen einzelner Weiber zu häuslichen Geschäften, denn es wäre ungereimt, dieses zu verbiethen, und ohnehin verrichteten es meistentheils männliche Sclaven, sondern von einem öffentlichen Erscheinen, welches entweder den guten Sitten oder der öffentlichen Ruhe gefährlich war [69]). Wie konnte der Censor die arme Menge mit Geld strafen? Daher denn auch das Gesetz des Philippides in vielen Fällen unanwendbar sein mochte. Mit Leibesstrafe aber konnte er Freie nur wegen Verbrechen belegen, und Schande hatte er nicht zu vertheilen; denn in einer Demokratie bestimmt die öffentliche Meinung, und nicht der Gesetzgeber, was Ehre und Schande bringen soll.

Durch die Entfernung der Frauen vom öffentlichen Leben, womit auch die Entfrembung von der Gesellschaft der Männer unvermeidlich verknüpft war, wurde zwar die Ruhe des Ganzen gesichert, aber die Trennung in der Erziehung und in den Sitten der beiden Geschlechter noch mehr befestigt und bestätigt. Das einzige Mittel, das Uebel von Grund aus zu heben, wäre gewesen, die Frauen, wie zu Sparta, an der öffentlichen Erziehung Theil nehmen zu lassen, und dennoch die entgegengesetzten Fehler zu vermeiden. Dieses Mittel zu gebrauchen, stand aber nicht in der Macht des Solon, weil es den athenischen Begriffen widersprach. Er verzweifelte schon so gänzlich an den Sitten der Bürgerinnen, daß er es für nothwendig hielt, die strengen Gesetze des Drako gegen den Ehebruch, Verführung und Verkupplung zu bestätigen. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß es nicht die Aufgabe Solons war, willkührlich Gesetze zu erdenken, sondern

---

[68]) Aristot. Polit. lib. IV. cap. 15. [69]) Barthelemy tom. II. p. 99. hat also die Stelle des Aristoteles, wie das Gesetz des Solon, wohl mißverstanden.

nur die öffentliche Meinung zu ordnen und ihren besten Ausdruck zu finden, wenn man die Solonische Gesetzgebung, als das höchste Kunstwerk der Gerechtigkeit, Weisheit und Schonung, was der griechische Geist in den damahligen Sitten und Begriffen hervorzubringen im Stande war, nicht verkennen will. Und wenn es sich finden sollte, daß seine Gesetze, wo es nur möglich war, der strengen Gerechtigkeit gemäß waren, daß er, wo dieß nicht in seiner Macht stand, durch recht sinnreiche Züge der schlausten Benutzung und der feinsten Schonung wenigstens das beste Gleichgewicht zwischen den Gesetzen der Nothdurft und den Forderungen der sittlichen Vernunft zu erreichen wußte, so scheint dieses vielleicht Einigen wenig gesagt, es dürfte aber mehr sein, als sich von vielen andern Gesetzgebungen rühmen läßt. Scheinen jene Einrichtungen hart, so sorgte hingegen der attische Staat dafür, daß die jungen Bürgerinnen in weiblichen Arbeiten unterrichtet würden, er beförderte die Ehen. Die Töchter derer, welche sich ums Vaterland verdient gemacht hatten, wurden auf öffentliche Kosten erzogen oder ausgestattet. Wer eine Frau beleidigte, den durfte jedermann verklagen; selbst jene ausgestossenen Hetären, denen die Rechte der Bürgerinnen versagt waren, fanden wenigstens Duldung. Alles ganz im Geiste des gerechten und guten Athen, wo die Gesetzesgleichheit einheimisch war, wo auch der Fremde gegen die sonstige Sitte des Alterthums, und selbst der Unfreie seine eigenthümlichen Rechte hatte, wo er, wie Demosthenes sagt, sogar freier reden durfte, als in andern Staaten der Bürger, wo auch er sich freuen durfte [70]).

Welches die gesetzlichen Ursachen der Ehescheidung zu Athen gewesen, ob der beiderseitige oder gar einseitige Wille hinreichte, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Höchst wahrscheinlich ist es aber, daß die attischen Gesetze auch in diesem Stücke ihrem eignen Geiste treu und gerechter als andre, und daß die Rechte des

---

[70]) Atque id ne vos miremini, homines servulos
Potare, amare, atque ad coenam condicere.
Licet hoc Athenis. —
Plautus in Stich. act. III. scen. 1.

Mannes und der Frau gleich waren. Der Umstand, daß die Obrigkeit, durch die Vermittlung eines Vergleichs in Güte, und die persönliche Erscheinung der Frau vor Gericht, den Leichtsinn zu hemmen suchte; die Nahmen der Scheidung selbst [71]), lassen etwas sehr Willkührliches vermuthen. Die sonderbaren Vorrechte jeder Familienerbin (επικληρος) hatten einen politischen Grund, und können zum Beispiel dienen, wie viel tiefer Sinn auch in den seltsam scheinenden Solonischen Gesetzen liegt. Epikleros hieß nähmlich diejenige Bürgerin, welche in Ermanglung von Söhnen, das Vermögen ihres Vaters erbte. Die Obrigkeit verfügte über ihre Verheirathung, und sprach sie dem nächsten Verwandten zu, der jedoch in jeder Rücksicht zur Ehe fähig sein mußte, sonst dem nächsten nach diesem [72]); ja, war sie zu der Zeit, da sie erbte, schon verheirathet, so wurde die erste Ehe wieder getrennt. Eine solche Erbin genoß nun eine Menge Vorrechte, von denen die meisten die Absicht hatten, ihr auf jede Weise Nachkommenschaft zu verschaffen; einige derselben waren aber von der Art, daß sie bald veralteten, und lächerlich wurden. Solon suchte nicht nur überhaupt die äußerst wichtige Einheit der kleineren Glieder und Stammvereine, aus welchen das Ganze des Staats zusammengesetzt war, durch Ehen in sich zu befestigen, welche sonst leicht der Kitt der Partheien werden konnten; sondern er hatte auch bei jenen sonderbaren Verfügungen einen Zweck, der mit dem großen Ziel seiner ganzen Gesetzgebung in der genauesten Beziehung stand. Dieses Ziel war, die überhaupt, wo sie einmahl eingerissen ist, besonders aber in Griechenland, schnell wachsende Ungleichheit des Vermögens wenigstens in so weit zu hemmen, daß die Erschütterungen, welche sie in Freistaaten nach sich ziehen mußte, vermieden würden. Er suchte durch jene Gesetze die Vereinigung zweier Erbtheile zu verhindern, und wie die Einzelnen so auch die Familien und Stämme an Vermögen gleich zu erhalten. Die Vertheilung der Abgaben zu Athen war mit solcher Gerechtigkeit und Weisheit abgewogen;

[71]) Αποπομπη, von Seiten des Mannes; απολειψις, von Seiten der Frau. [72]) Der, welchem sie zugesprochen ward, hieß επιδικαζομενος.

die Sorge des Staats für diejenigen, welche sich um das Vaterland verdient gemacht hatten, oder doch ohne ihre Schuld seiner Hülfe bedurften, war so großmüthig; die Gesetze waren so vortrefflich, daß es zu Athen keinen Bettler gab [73]), unmäßiger Reichthum aber nur selten sein, und schwerlich lange dauern konnte. Die Ungleichheit des Vermögens war, wie sie mehrentheils überhaupt die Veranlassung der demokratischen Staatseinrichtungen in Griechenland gewesen, so auch die erste geschichtliche Ursache der Solonischen Gesetzgebung, durch welche die höchste Aufgabe jedes griechischen Freistaates so zweckmäßig, und wenn man sich erinnert, daß Athen eine demokratische Handelsstadt war, kann man wohl sagen, so glücklich aufgelöset worden ist.

Bei der bisher entwickelten Sittengeschichte und Verfassung Athens, darf es uns also nicht befremden, in den attischen Schriftstellern Aeußerungen über das weibliche Geschlecht zu finden, welche sie zwar mit Unrecht zu allgemein ausdehnen, die aber in dieser Stadt nicht ganz ohne Grund waren. Und doch redet nicht sowohl Geringschätzung als Mißtrauen, nicht Leidenschaft, sondern gegründete Lebenserfahrung aus ihnen; selbst der alberne, lächerliche Weiberhaß des Euripides verräth mehr die Erbitterung des beleidigten Theils, als den Uebermuth eines ungerechten Unterdrückers. Erklärbar ist also auch in dieser Hinsicht der Vorzug, welchen die Griechen der geistigen Männerfreundschaft vor der weiblichen Leidenschaft gaben, und die Meinung, daß die edlere oder himmlische Liebe nur zwischen Männern Statt finde [74]). Solon selbst hatte den Lauf der Begebenheiten genutzt und den ruhmwürdigen Versuch gewagt, jonische Ausschweifung, die er nicht mehr ganz vertilgen konnte, zu dorischer Liebe zu adeln. Er untersagte die edle Männerfreundschaft, als ein Vorrecht der Freien, den Sclaven, suchte aber dagegen durch strenge Strafgesetze jede unnatürliche Ausschweifung zu hemmen. Wenigstens erreichte er so viel, daß man noch zu Plato's Zeit sagen

---

[73]) Isocr. Areopag. p. 263. [74]) Plat. Sympos. p. 184.

konnte: nur zu Athen und Sparta wisse man den himmlischen Amor von der gemeinen sinnlichen Liebe zu unterscheiden [75].

Plato lebte in dem Zeitalter, wo attische Sittenlosigkeit und Gesetzlosigkeit, in noch ungeschwächter Kraft, und ungehemmter Freiheit, nur desto üppiger ausschweifte; und er war noch nahe genug an der Zeit, wo die dorische Tugend ihre höchste Blüthe erreichte. Daher seine Vorliebe für die dorischen Sitten, auch in Rücksicht der Frauen. Er hat mit wenigen Meisterzügen eine Frau verewigt, welche dieser Vorliebe entsprach, die sein tiefes Gefühl und die hohen Ideen seiner Vernunft gleich sehr befriedigte; die Diotima, in welcher sich die Anmuth einer Aspasia, die Seele einer Sappho, mit hoher Selbstständigkeit vermählt, deren edel begeistertes Gemüth uns ein Bild der vollendeten Menschheit darstellt.

---

[75]) Plat. Sympos. p. 186.

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794 *).

Der Verstand verknüpft das Einzelne und trennt das Ganze nicht willkührlich. Die Gränzen aller Vorstellungen und Bestre-

*) Diese kleine Abhandlung bemüht sich, die Idee des Schönen in ihrem Zwiespalt mit dem Wesen der Kunst zu betrachten; indem nähmlich zuerst Klage darüber geführt wird, wie das Schöne in der Kunst immer nur unvollständig, einseitig, getrennt und in seine Elemente zerspalten, zur Erscheinung und zur Wirklichkeit gelangt; dann aber auch nachgewiesen und angedeutet wird, wie das Schöne und seine Bestandtheile nicht bloß in der Kunst, sondern ursprünglich auch in der Natur und in der Liebe gefunden werden, und wie erst im vollendeten Einklang dieser drei Elemente das vollständige, wahre und höchste Schöne hervorgeht, wo die Fülle der Natur und die Einheit der Liebe zum Ebenmaaß der Kunst zusammenstimmen. So genommen, ist die Idee des Schönen nicht mehr getrennt von der des Wahren, als der Fülle alles lebendig Wirklichen, noch auch von der Idee des Guten, als der geordneten Liebe; und darauf eben ist dieser Versuch gerichtet, jene griechische Idee des Schönen in ihrer ganzen Vollständigkeit und höchsten Vollkommenheit zu ergreifen. Die Fülle aber und die Einheit sind hier in einem viel höhern Sinne zu nehmen, als wie es damahls in unserer Deutschen Philosophie üblich war, wo sie bloß als Elemente des Denkens, des Begriffs, oder des beschränkten Daseins betrachtet werden. Unter der Fülle wird hier verstanden, die unendliche Fülle des Lebens der schöpferischen Natur, in der anwachsenden Schöne ihrer unermeßlich herrlichen Entfaltung; unter der Einheit aber ist nicht irgend eine äußre Einheit gemeint, sondern die innere, ewige Einheit der Seele, oder der Liebe; und so ist auch die Ordnung und das Ebenmaaß in diesem Sinne nicht bloß auf die Kunst beschränkt, sondern es ist der ordnende Geist, der alle Bildung, bewußt oder unbewußt, leitet und bestimmt, und selbst ihr Wesen ist.

bungen sind durch zwei entgegenstehende Gesetzgebungen unabänderlich bestimmt. Von Innen die ewigen Richtungen des strebenden Gemüths; von außen die unwandelbaren Gesetze der Natur. Unsicher schwankt die Neigung zwischen der Stimme der Freiheit und dem Gebothe des Schicksals; mühsam bildet der Verstand am Einzelnen, und verliert sich vom Ganzen endlich so weit, daß es scheinen könnte, als sei dem Menschen Maaßstab und Wagschale seines Lebens entrissen. Jene zwiefachen zarten Gränzen richtig zu treffen und treu zu bewahren, den Kampf des Schicksals und der Freiheit in volle Eintracht aufzulösen, ist der verschlungenste Knoten des menschlichen Lebens. Ist das Ungefähr weiser als die Kunst? Kann die schwerste Aufgabe nur von selbst erfüllt werden?

Wenn nicht absichtliche Kunst, sondern der Naturtrieb die Bildung lenket, so entwickelt sich gleichmäßig der ganze Mensch. Vollständigkeit und Bestimmtheit sind die unterscheidenden Merkmahle des Alterthums, und seiner organischen Entwicklung. Alles Einzelne ist hier in durchgängiger Wechselwirkung; offen und deutlich liegen in der antiken Geschichte die großen Umrisse der Freiheit und des Schicksals vor uns; auf den verschiedenen Stufen der alten Bildung sind die reinen ursprünglichen Arten aller wesentlichen Verhältnisse zwischen dem Menschen und der Natur erschöpft, auf der höchsten Stufe ist mehr oder weniger die harmonische Eintracht, und eine natürliche Vollendung und höchste Blüthe erreicht. Dieser Zusammenhang gegen unsere Zerstückelung, diese reinen Massen gegen unsere unendlichen Mischungen, diese einfache Bestimmtheit gegen unsere kleinliche Verworrenheit gehalten, sind Ursache, daß uns die Alten, Menschen im höhern Styl zu sein scheinen. Doch dürfen wir sie nicht als Günstlinge eines willkührlichen Glücks beneiden. Unsere Mängel selbst bewähren und sichern unsere Hoffnung; denn sie entspringen eben aus der Oberherrschaft des geistigen Vermögens und des freien Verstandes, dessen obwohl langsame Vervollkommnung dagegen auch gar keine Schranken kennt. Und wenn er das Geschäft, dem Menschen eine beharrliche Grundlage zu sichern, und eine unwandelbare Richtung zu bestimmen, beendigt hat, so wird es nicht mehr

zweifelhaft sein, ob die Geschichte des Menschen gleich einem Kreise ewig nur in sich selbst zurückkehre, oder ins Unendliche zum Bessern fortschreite. Eben so ist die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich; beide entspringen aus der Herrschaft des Triebes und einer sich aus sich selbst frei entwickelnden Natur. Der Verstand, wo er den Gang der menschlichen Bildung leitet, bleibt allerdings oft hinter der Natur zurück, und verkennt die Mittel, oder verwechselt Mittel und Zweck. Der Trieb dagegen fängt an mit der Natur und endigt auch wieder in der Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menschen. Selbst die griechische Kunst, welche die Vollkommenheit erreichte, endigte in sich selbst, und beweiset die Hinfälligkeit der alten Größe. Und eben in der Kunst ist auch unsere Verworrenheit und Zerstückelung am offenbarsten. Eine Kunst schweift in das Gebieth der andern, und eine Gattung in das Gebieth der andern hinüber. Darstellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anschauung, Zeichen und Wirklichkeit, Zeit und Raum verwechseln ihre Bestimmung. Der Künstler strebt auf Kosten der Einheit nur nach Natürlichkeit; der Kenner schätzt in der Natur nur das Künstliche; der Schwärmer nur nach dem Wiederschein seiner eignen Träume verlangend, sucht die Liebe in der Natur; der lieblose Schwelger erfrecht sich den freien Menschen, wie äußere Natur zu genießen. Dieser lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre, jener weiß das Schöne nur zum Nutzen zu brauchen. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menschheit verwirrt; er muß sie auch noch vereinzeln und verstümmeln. Wer in Musik allein schwelgt, verschwebt in Unbestimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich selbst zu Stein; wer in der Poesie allein lebt, verliert beides, Kraft und Bestimmtheit, wird endlich zu einem Traume. Selbst Poesie und Wirklichkeit vereinigt, lassen eine große Lücke, welche nur durch die sinnlichen Künste ausgefüllt werden kann, in welchen die Gesetzmäßigkeit bestimmter und lebendiger als in der Dichtkunst, die Wirklichkeit gesetzmäßiger als in der Natur ist. Durch die Kunst allein wird der Mensch zu einer leeren Form; durch die Natur allein wird er wild und lieblos. Es ist ein beweinenswerther Anblick, einen

Schatz der trefflichsten und seltensten Kunstwerke wie eine gemeine Sammlung von Kostbarkeiten zusammen aufgehäuft zu sehen. Trostlos und ungeheuer steht die Lücke vor uns; der Mensch ist zerrissen, die Kunst und das Leben sind getrennt. Und dieß Gerippe war einst Leben! Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmlische Feuer der Kunst, wie die sanfte Gluth des Lebens beseelte Leiber durchdringt, das All der regen Menschheit durchströmte!

Nicht weniger unnatürlich, wie jene verkünstelten Schwelger der Einbildungskraft und eines ganz einseitigen Kunstsinnes, sind die Schlachtopfer der Anstrengung, die Sclaven des Nutzens, in denen steter Zwang zuletzt alle Schnellkraft des Triebes vernichtet. Im Denken und Handeln bewegt sich der Mechanismus einer solchen Sinnesart und eines solchen Lebens noch leidentlich wie ein Mensch; im Genusse zeigt sich unverhohlen das reine Thier. Diese verwahrlosten Naturen erröthen endlich bei dem Nahmen der Schönheit. Die leiseste Erinnerung an Kunst, Natur, Liebe erregt ihnen eine sichtbare Scheu und innre Verlegenheit, wie die ernsthafte Erwähnung eines Gespenstes.

Auch der geistige Genuß ist der Seele nothwendig, er erfrischt und belebt die Kraft zu neuem Kampfe; stete Anstrengung zerrüttet und zerstört unvermeidlich, wie steter Genuß erschlafft und auflöst. Es ist widersprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Mensch gelangt nur in der Natur zum Dasein, deren Gesetze mit den seinigen fast überall in Widerspruch stehen. Das Leben ist ein ernster Kampf; die kleinste Unmässigkeit im Genusse bestraft sich selbst. Nach diesem Gesetz der Natur müssen Menschen, die sich zum Seelengenuß der Liebe verbinden, wo dieser Genuß keinen tiefern Grund und keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rausch so hart bestrafen. Andre, die sich zu ernster That verknüpfen, und im Genuß nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beständigkeit ihres Genusses belohnt. Der Genuß hat um so mehr Werth, je selbstthätiger er ist, je mehr er sich dem Schönen nähert, in welchem sich das Gute mit dem Angenehmen vermählt. Er muß frei, darf nicht Mittel zu einem Zwecke sein; absichtlicher Genuß wäre Geschäft und nicht Genuß. Das

Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber ist heilig. Man kann durch Darstellungen den Verstand, durch das Schöne die Sitten bilden, die Kunst kann Stoff für den Denker werden; aber der Sinn gewinnt wenig oder nichts dabei. Wie jede Kraft sich nur im freien Spiele entwickelt, so bildet sich auch das liebende Gefühl und der innre Sinn der Seele oder das Vermögen des Schönen, nur im freien Genusse des Schönen. Dieser innre Sinn der Seele für das Schöne, ist noch verschieden von dem bloßen Kunstsinn, welcher dem erzeugenden und hervorbringenden Kunstvermögen, als die Empfänglichkeit, Darstellung und Erscheinung zu fassen, gegenübersteht; denn das Schöne waltet nicht bloß in dem Scheine oder in der Darstellung und Kunst, sondern auch in der Natur und im Menschen, oder in der Liebe. Die Gränze des geistigen Genusses der Seele, wo er anfangen darf, und wo er aufhören muß, ist leicht zu bestimmen, aber äußerst zart zu treffen. Eben das gilt auch von den Gränzen der einzelnen Arten des Schönen. Deren giebt es drei, wie drei ursprüngliche Gegenstände des geistigen Genusses; die Natur, der Mensch, und die Kunst, in deren Darstellungen alles vereint wird.

Das Vorrecht der Natur ist die Fülle und das unendliche Leben; das Vorrecht der Kunst ist die geistige Einheit und das harmonische Ebenmaaß. Wer das letzte läugnet, wer die Kunst nur für Erinnerung an die schönste Natur hält, der spricht ihr alles selbstständige Dasein ab. Hätte sie nicht ihr eigenes Gesetz, wäre sie nichts als Natur, so wäre sie nicht viel mehr als ein dürftiger Behelf des Alters, um die erlöschende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu ersetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz versagte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greisen überlassen, sich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in wesenlosen Schatten zu schwelgen. Andre Irrende läugnen die Natur, indem sie sie eine Künstlerin nennen, als wenn nicht alle Kunst beschränkt, die Natur aber überall unendlich wäre! Nicht nur das Ganze breitet sich nach allen Seiten gränzenlos aus; das kleinste Einzelne in ihr ist zwiefach unerschöpflich. Es ist die durchgängige Bestimmtheit des Gestalteten, wie die allbewegliche

Regsamkeit des Lebendigen unendlich; denn jeder Punkt des Raumes, jeder Moment der Zeit, deren unendlich viele sind, ist erfüllt. Nicht genug, daß die Kunst alle Mannichfaltigkeit nur von der Natur entlehnt; sie zerschneidet auch Gestalt und Leben, sie zerreißt die Natur. Die einzige Schauspielkunst vereinigt sie zwar, aber auch sie reißt doch nur gewaltthätig ein bestimmtes Einzelnes aus der unendlichen Fülle. Nothdürftig giebt sie uns zwei Seiten der Natur zugleich und vereint, welche in den andern Künsten getrennt bleiben, das bewegliche Leben und die feste Gestaltung. Aber die Vereinigung ist mangelhaft und es bleibt ein Gefühl von der Unvollkommenheit der Elemente, die nicht zusammengehen; vorzüglich ist der plastische Theil dieser plastischen Musik sehr unvollkommen. Die Alten opferten durch ihre idealischen Masken der Schönheit und Wahrheit Leben und Täuschung auf; die Neuern opfern umgekehrt die Schönheit und Wahrheit dem Leben und der Täuschung auf. Man vergleiche damit einen Blick an den freundlichen Himmelsbogen, der das Unendliche gleichsam ergreift; einen Augenblick des Frühlings, wo das verschiedenste Leben durch alle Sinnen in unser Innerstes dringt; den Anblick eines furchtbar=schönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft in Zerstörung überschäumt. In dieser Anschauung scheint der Mensch die ganze Fülle des Daseins und die endlose Zeit selbst zu fassen, die verschwistert mit der Mannichfaltigkeit des Raumes, aus dem reichen Füllhorn der ewigen Natur hervorströmt. „Das Ganze bleibt immer jung, singt der Dichter der Natur; nur die Vergänglichen wechseln flüchtig. Völker kommen, Völker gehen; eilig wie im Wettlauf reichen sie die Fackel des Lebens weiter *)." — Entfliehe, scheint sie dem Menschen verführerisch zuzurufen, entfliehe deiner kleinlichen Ordnung, deiner armseligen Kunst; huldige der ehrwürdigen Einfalt, der heiligen Begeisterung deiner reichen Mutter, aus deren vollen Brüsten alles echte Leben quillet! Das furchtbare und doch fruchtlose Verlangen, sich ins Unendliche zu verbreiten; der heiße Durst das Einzelne zu durchdringen, überwältigen den Menschen so gewaltsam, daß die Macht der Natur ihm oft alle Freiheit entreißt.

*) Lucret. II. 75.

Wild verachtet er alles Gesetz; lieblos entweiht er die Würde seiner Natur. Kein Volk war größer im lebendigen Genusse der Natur und in der Ausschweifung in dieser sinnlich und geistig schwelgenden Lebensweise, kein Volk war kraftvoller und unmäßiger, gesetzloser, grausamer als die Römer, von der Zeit, da ein Brutus durch die ersten Fechterspiele seinen Nahmen befleckte, bis zum Nero. Kraft und Mittel zum Genusse waren hier so groß, daß die Fülle eines römischen Lebens die Gränzen unserer Einbildungskraft übersteigt. Die Selbstständigkeit, der große Styl ihrer Laster mischt selbst in unsern gerechten Unwillen über ihre nahmenlosen Frevel noch ein Gefühl von Bewunderung solcher allumfassenden und durch nichts zu erschütternden Willenskraft. Aber mit flammender Schrift ist in ihre Jahrbücher die Geschichte der sittlichen Ausschweifung im Großen für alle Zeiten eingegraben. Alles, was die Erde gewähren mag, vermochte nicht die an sich unersättlichen Begierden zu befriedigen; auch römische Kraft konnte der Schwelgerei, welche selbst die stärkste Kraft am Ende unausbleiblich zerstört, nicht widerstehen, und endigte mit völliger Erschlaffung und Auflösung.

Die Liebe ist der Seelengenuß des freien Geistes, und der Mensch ist zunächst ihr Gegenstand. Denn wie in Einem allein keine Wechselwirkung sein kann, so giebt es keine Liebe ohne Gegenliebe. Zwar ist es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfassen, und Eins mit der Natur zu sein. Der menschliche Trieb ahnet einen Ueberfluß von Güte, Geist und Fülle; der menschliche Verstand fühlt eine Lücke jenseits der Gränzen des Wissens. Jener Ueberfluß erfüllt diese Lücke, und erzeugt die Vorstellungen von höhern Wesen, und die Neigung zu Gott, als dem höchsten Urbilde des unvergänglichen Schönen *). Aber auch in der geistigsten

*) Nur als solches, als höchstes Urbild des ewigen Schönen, kann und mag der begeisterte Gedanke das Wesen der Gottheit erfassen, auf diesem hier vorwaltenden Standpunkte des Alterthums, nach seiner Idee des höchsten Schönen, welche den Geist desselben bildet. Und hier zeigt sich klar der große Unterschied zwischen der idealen Begeisterung, oder der nur aus sich selbst denkenden Vernunft, und einer höher erleuchteten

Liebe ist die Schwelgerei der Seele schädlich. Erkenntniß ist Anstrengung des Geistes; Glauben ist Genuß der Seele. Die Früchte des Glaubens seien der Lohn für die Anstrengung des Denkers! Unverdient genossen, werden sie sonst wie jede Unmäßigkeit, sich selbst bestrafen. Die kleinliche Verirrung, in allem nur sich und seinen Wiederschein und die Gebilde der eignen, eitlen Vernunft zu suchen, findet nur in den gemeinen Gemüthern Statt, die wohl eine rege Empfänglichkeit im Denken, Bilden und Dichten, aber wenig Reizbarkeit und schöpferische Tiefe der Seele haben. Solche Naturen werden auch in anderm, menschlichen Verhältniß, die Kunst mit der Liebe verwechseln, da doch jede Absicht das freie Seelengefühl entweiht, welches sich nicht erkünsteln läßt, da keine absichtliche Kunst den Nahmen der Liebe verdienen kann. In irrer Hoffnung eines größern Gewinnes vernichtet ein anderer geistig Liebender sein Selbst in unbedingter Hingebung. Der Arme! Mit der Selbstständigkeit riß er die Wurzel der Liebe aus seiner Brust. Denn die Liebe ist der Wechselgenuß freier Naturen, und eben darum ist sie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in sich selbst. Aller Genuß der Natur ist halb und unbefriedigend. Wie schnell flieht das Schönste und drückt den Stachel der Sehnsucht nur tiefer in die Brust! Und nach einer kurzen Täuschung

---

Offenbarung, in der Erkenntniß des göttlichen Wesens und seines Verhältnisses zu uns. Die Liebe, welche aus der Begeisterung des höchsten Schönen hervorgeht, ist mehr eine künstlerische Bewunderung, als eigentliche Liebe zu nennen; wo das vollkommenste Wesen, als das ewige Urbild des höchsten Schönen, zwar wohl als Maaßstab der Würdigung für jede andre Liebe gelten mag, ohne jedoch uns selbst auch wiederum mit der Hoffnung und Versicherung der gegenseitigen göttlichen Liebe erfüllen zu können; welche Gegenliebe Gottes gegen den Menschen vielmehr auf diesen Standpunkt, nur als eine Täuschung der Einbildungskraft erscheinen muß. Die Vernunft aber, indem sie den leeren Raum des eitlen Denkens mit dem Wiederschein der eignen Ichheit im erkünstelten Glauben ausfüllt; gelangt nicht zum lebendigen Gefühl der ewigen Liebe, geschweige den zur Hoffnung der göttlichen Gegenliebe; welche Idee des unversieglichen Lebens wir nur im Lichte der Offenbarung finden konnten, und zu erkennen im Stande sind.

von Leben erstarrt das zurück bleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die sehnsuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer stumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchste Seelengenuß ist die Liebe, und die höchste menschliche Liebe ist die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem starken Triebe, der die Heldenbrust des Römers beseelte. Regulus, welcher den Blick niederwirft, sich den Seinen entreißt, sich von Rom wendet, und auf herrlicher Flucht zu den Feinden eilt; Decius, welcher sein Haupt verwünscht, sich den unterirdischen Gottheiten weiht und in die offenen Arme des Todes stürzt, scheinen uns Halbgötter. Man vergleiche sie mit der himmlisch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias *); man vergleiche sie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas. Sie sind Barbaren, sie erfüllten das Gesetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bei Thermopylae starben, denn sie starben für das Gesetz, sondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im ächten Staate, dessen Zweck Vollständigkeit in der Gemeinschaft mehrerer freier Wesen ist, giebt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechselgenuß Aller in allen. Das war es, dessen Verlust der unglückliche Lacedämonier, welchen das Gesetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterschied die Dorier durch milde Großheit von den Römern; dieß verbreitet über das Leben eines Brasidas den Glanz selbstgenugsamer Freudigkeit. Die Römer nähern sich hingegen an hoher Selbstständigkeit dem attischen Styl, und sie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach Außen sehr weit. Der heftigste Kampf riß gewaltsam ihr Inneres bis zum Schwulst heraus; sie sind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae schwelgte man in den Gefühlen der begeisterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundschaft; und der Genuß und das Gefühl dieser schwelgenden Begeisterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. Diese Völker sanken endlich so tief, daß sie dem Reize, der nur Hülle des Schönen sein sollte, huldigten, und sich an der Natur vergingen. Ueberhaupt ist die Reizbarkeit der Seele das gefährlichste;

*) Herodot. Erat. cap. 132 — 137.

wie das schönste Geschenk der Götter. Man setze in einem Gemüth die Empfänglichkeit des Sinnes sehr gering, die Reizbarkeit der Seele aber so gränzenlos, daß die leiseste Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbstständigkeit des Willens aber sei so stark, daß sie die Leitung des Lebens mit der Reizbarkeit theile. Das Dasein einer solchen Natur würde ein stetes Schwanken sein, wie die stürmische Woge; eben schien sie noch die ewigen Sterne zu berühren, und schon stürzt sie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Diesem Gemüthe fiel aus der Urne des Lebens das höchste und das tiefste Loos der Menschheit; innigst vereinigt ist es dennoch ganz getrennt, und im Ueberfluß von Harmonie unendlich zerrissen. So denke man sich die Sappho, und alle Widersprüche in den Nachrichten über diese größte aller griechischen Frauen sind erklärt. Auch wir können sagen: „Noch lebt die Gluth der aeolischen Frau; noch athmet die Liebe, die sie den Saiten vertraute." Einige ihrer Gesänge und mehrere Bruchstücke gehören unter die köstlichsten Perlen, die der Strom der Zeit vom Schiffbruch der Vorwelt an das öde Ufer auswarf. Ihre hohe Zärtlichkeit ist von Schwermuth wie umflossen. Zahllose Lieder ähnlicher Art, die bewundert, aber gemein und matt sind, erscheinen gegen diese, wie trübes irdisches Feuer gegen den reinen Strahl der unsterblichen Sonne.

Die Liebe ist an sich arm und bedürftig; alle ihre Fülle ist eine Gabe der Natur. Die Natur dagegen, für sich genommen, ist nichts als Fülle und Leben; alle Harmonie in ihr und an ihr so wie die innere Einheit, ist ein Geschenk der Liebe. In der Kunst vermählen sich Fülle und Harmonie. Freundlich begegnen sich in ihr beide Unendlichkeiten, und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freiheit und Schicksal vereinigt; welches nicht zerrüttend in das innre Mark der Seele dringt, sondern wohlthätig allen Streit löset. Die Natur giebt dem geistigen Sinne die Fülle und den Umfang, und die lebendige Kraft; die Liebe giebt ihm die innere Tiefe und Einheit, als die Seele jenes reichen Lebens, die Kunst aber die harmonische Ordnung und das Gesetz des Schönen. Nur vereinigt vollenden diese drei die Bildung des geistigen Sinnes und des innern Lebens; einzeln erhöhen sie nur die Em-

pfänglichkeit, die Reizbarkeit, oder die Urtheilskraft. Im Sophokles vereinigt sich die Tiefe und Beseelung der Liebe und die Fülle der Natur, und ordnen sich beide unter das Gesetz der Kunst. Hier vollendet der Mensch sein Dasein, und ruhet in befriedigter Eintracht.

Also die zartesten Gränzen, das feinste Gleichgewicht nach dem Sinne jenes bedeutenden Götterspruches *), Maaß ist der Gipfel der Lebenskunst. Nur durch Vollständigkeit kann er erreicht werden; und diese kann man wie alles Göttliche nicht geradezu erfassen. Zwar pflegt der Mensch nur gleich nach der Palme zu greifen; aber wir sehen auch, daß dann der ernsteste Wille, die stärkste Kraft, die scharfsinnigste Kunst nur die krampfhaftesten Verzerrungen hervorbringen. Wie könnte auch aus lauter Einzelnheiten das vollendete Ganze hervorgehen? Der Mensch, der nach dem Göttlichen strebt, vermag nichts als unverrückt gegen alle Hindernisse zu kämpfen. Eben darum ist die Rückkehr auch nie unmöglich, wenn gleich die Eintracht in einer Brust noch so zerrüttet ist; wenn auch ein verfinstertes Volk schon lange Jahrhunderte elend und verworren durch das Leben taumelte. Tritt dann Vollständigkeit plötzlich und unbegreiflich wie ein Fund ins Dasein, so schwankt der Mensch nach dem ersten Schrecken der Freude, gegen wen er sich seines Dankes entladen soll. Er darf nicht sich zueignen, was seine eifrigsten Bestrebungen nicht wirkten, dessen äußere Veranlassung vielleicht so deutlich scheint; er kann einem fremden Wesen nicht das zueignen, dessen er sich als seines innigsten Eigenthums bewußt ist. Er hat ein neues Stück seines unbekannten Selbst gewonnen. Er danke dem unbekannten Gotte! Die gesundne Eintracht ist nicht sein Verdienst, aber seine That.

*) Die delphische Sinnschrift: Μηδεν αγαν.

VII.

Die epitaphische Rede des Lysias. 1796.

Einleitung.

Es war ein alter Glaube der Hellenen, daß der unglückliche Schatten eines unbestatteten Todten wie ohne Heimath umherirre, und aus der Oberwelt verbannt sei, ohne noch ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können. Daher wagen die homerischen Helden alles, um eine geehrte Leiche aus Feindeshand zu retten; geliebte Verstorbene zu beweinen, und heiligen Gebräuchen gemäß zu bestatten, ist ihnen die theuerste Pflicht. Sie kennen keinen schrecklichern Fluch, als wenn den Vögeln und den Hunden die Leiche zur Speise und zum Spott Preis gegeben wird; die festliche Ehre des Begräbnisses scheint ihnen für den Todten selbst ein Trost und einiger Ersatz für das entrißne süße Leben. Der ungebildete Sohn der Natur kann sich ein Dasein ohne thierisches Leben eben so wenig vorstellen, als eine gänzliche Trennung der beseelenden Kraft und des beseelten Stoffes, welche ihm immer als ein untheilbares Ganzes erschienen waren; und dennoch veranlaßt, lockt und nöthigt den Menschen der gebrechliche Theil seines Wesens eben so sehr, als der Gott in ihm, an eine Fortdauer seines Selbst zu glauben. In der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung; und der Wilde, welcher die Leichen ehrt, steht schon um viele Stufen über der Thierheit. Von der Meinung, daß die Bestattung und die Art derselben für den Todten selbst sehr

wichtig sei, waren auch die tieferen Denker der Hellenen noch sehr eingenommen. Zwar lächelte und scherzte der sterbende Sokrates darüber, indem er nur auf den göttlichen Theil seines Wesens bedacht war, wohl wissend, daß das innere Selbst nichts gemein habe mit dem äußern Körper, und der rauhe Diogenes befahl, seinen Leichnam unbeerdigt hinzuwerfen [1]. Aristoteles aber zweifelt, ob es nicht für die Todten in der Sinnenwelt noch Güter und Uebel gebe, und ist der Meinung, daß das Schicksal der Nachkommen, Ehre und Schande, also auch ein ehrenvolles Begräbniß, oder Beschimpfung der Leiche, auf ihr Glück noch einigen, wenn gleich nur geringen Einfluß haben könne [2]; und Cicero [3] hält das Vorurtheil für wichtig genug, um es sehr ernstlich zu widerlegen.

Die Hellenen waren von Natur ein spielendes Volk, und schon die homerischen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bei seiner prächtigen Bestattung. Festliche Freude schien ihnen das ächteste Band der Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen, und schöne Spiele die heiligste Gabe und die reinste Verehrung. Durch gymnastische Spiele und musikalische Feste an ihrem Grabe ehrten sie vergötterte Helden, und selbst in der Blüthezeit der hellenischen Freistaaten wußten sie für die gottähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Brasidas und eines Timoleon, keinen schönern Lohn als diese Ehre eines heroischen Denkmahls.

Die Athener insbesondere strebten nach Ruhm und Lob nicht mit Leidenschaft, sondern mit Raserei; in abergläubischen Gebräuchen ängstlich gewissenhaft, waren sie zur Schwärmerei geneigt; und die äußerste Reizbarkeit zum innigsten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefsten Schmerz über eigne, ist eine ihrer eigenthümlichsten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugnisse des Demetrios Phalereus [4], schon vor Solon die Pracht der Athener bei Bestattungen so hoch gestiegen, die Klagen so sehr in selbstzerfleischende Wuth ausgeartet, daß er auch hierin die

---

[1]) Cic. Tusc. I. 43. [2]) Nicom. I., 11. [3]) Cic. Tusc. I. 43. 44.
[4]) Ap. Cic. de legg. II. 25.

attische Heftigkeit durch Gesetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer schönen Empfindlichkeit zu mildern suchte; denn dieser liebenswürdige und menschliche Weise, der noch als Greis fröhlich zu scherzen wußte, gestand ja selbst den rührenden Wunsch [5]) nicht unbeweint zu sterben, und seinen Freunden Schmerz zu hinterlassen, damit sie sein Begräbniß mit Wehklagen und Seufzen feiern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bei den Leichenmahlen, wo die Eltern bekränzt erscheinen mußten, den Verstorbenen, so weit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, sagt Cicero [6]), ward wegen der Pracht jener großen Grabmähler, welche wir noch im Kerameikos sehen, ein Gesetz gegeben, daß niemand ein Denkmahl setzen solle, welches mehr als dreitägige Arbeit von zehn Menschen erfordere; und außer andern Einschränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verstorbenen eine Rede zu halten, außer bei den öffentlichen Begräbnissen durch den vom Staat bestellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bei Bestattungen und an Gräbern wieder so sehr überhand, daß Demetrios Phalareus sie durch neue Gesetze einschränken mußte. Selbst Plato bestimmt für eine anständige Ausstattung dreißig Minen, zum Bau eines Grabes für seine Mutter aber zehn Minen [7]). Es ist allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubischen Heftigkeit der attischen Menge im peloponnesischen Kriege machten; und wie Feldherren, welche zur See gesiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Todten nicht aus dem Meer gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden [8]).

Was war natürlicher bei dieser Art zu empfinden und zu denken, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Bestattung belohnt wurde? Ueberdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der gesetzlichen Verfassung, sondern auch allgemeiner Geist des Volks. Nach dem Gesetze der Gleichheit aber schien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche, bei gleicher Verpflichtung Aller, ihr Leben allein zum Vortheil

---

[5]) Cic. Tusc. I. 49. [6]) De legg. II. 26. [7]) Ep. XIII. p. 174. tom. XI. ed. Bip. [8]) Xenoph. Hellen. I. 7.

der Uebriggebliebenen verloren hatten, einen Ersatz schuldig zu sein. Was konnten die Lebenden thun, um sich dieser Schuld zu entledigen, als die Verstorbenen ehren, und ihre Wittwen und Eltern schützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Kosten erziehen?

Die Athener thaten das erste und auch das letzte [9]), nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege Umgekommenen. „Die Gebeine der Verstorbenen," sagt Thukydides, „werden drei Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüst zur Schau ausgestellt; jeder bringt dem Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Bestattung werden Gefäße von Cypressenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm Eines. Darin sind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen sind bei dem Begräbnisse zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmahl gesetzt, welches in der schönsten Vorstadt im äußern Kerameikos, am Wege nach der Akademia gelegen ist. Sie begraben die im Kriege Umgekommenen immer an demselben Ort, außer die zu Marathon; denn weil sie ihre Tapferkeit für einzig hielten, so errichteten sie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmahl. Sind sie mit Erde bedeckt, so tritt ein vom Staat gewählter Mann, welcher an Einsicht nicht ungeschickt zu sein scheint, und an Würde hervorragt, von dem Grabmahl auf eine hohe Stufe, damit er so weit als möglich von der Versammlung gehört werden kann, und hält über sie eine zweckmäßige Lobrede." Diese epitaphische Rede, denn so nannten die Hellenen jene festliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat im Kriege Umgekommenen, wurde jährlich wiederholt. Nie versäumte der Staat, das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Todten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten [10]), und stiftete außerdem gymnastische und musikalische Kampfspiele ihnen zu Ehren. Leichensteine verkündigten durch Inschriften den Ort, wo die Heldenschaaren ge-

---

[9]) Lys. Epit. p. 127. Reisk. Thuc. II. 46. Plat. Menex. p. 303 — 305. ed. Bip. [10]) Plat. Menex. p. 305.

fallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger; und Pausanias [11]) fand hier noch die Denkmahle der größten Athener, welche für Vaterland und Freiheit gestorben waren, den Staat gerettet, die Verfassung verbessert, oder Tyrannen besiegt hatten.

Hier sagt Pausanias [12]), waren zuerst diejenigen begraben, welche einst in Thrake von den Edonern überrascht und getödtet wurden. Hier war das Grabmahl der Athener, welche noch vor dem Zuge des Meders, gegen die Aegineten kriegten. Aber erst später fügten die Athener die epitaphische Lobrede zu diesem Gebrauch. Mögen sie nun, wie Dionysios in Zweifel stellt [13]), von denen, welche zu Artemisium, bei Salamis und in Platäa für das Vaterland starben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathonischen Thaten; oder mag Solon der Stifter auch dieser Einrichtung, und der Urheber der hellenischen Epitaphien sein, wie Anaximenes der Rhetor behauptet [14]); gewiß ist es, daß diese Sitte, welche also mit dem Ursprunge der attischen Größe ungefähr gleichzeitig ist, unter die eigensten Eigenthümlichkeiten des attischen Volks gehört.

* * *

Lysias, der Sohn des Kephalos, stammte von Syrakusischen Aeltern, wurde aber zu Athen, wo sein Vater sich niedergelassen hatte, zur Zeit, da die attische Größe ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, geboren (Ol. LXXX. 2); und ward mit den vornehmsten athenischen Jünglingen erzogen. Nach Plato's Darstellung war sein Vater ein wohlhabender und sehr gebildeter Mann voll ächter Lebensweisheit, ein warmer Freund der Dichter, der selbst im hohen Alter wissenschaftliche Gespräche und Forschungen liebte. Dieser Kephalos nähmlich ist eben jener heitere Greis, mit dessen schönem Bilde Plato seine unsterbliche Republik so einladend eröffnet. Als Lysias fünfzehn Jahr alt war, wanderte er mit seinen Brüdern nach Thurium, und nahm an der Kolonie, welche die

---

[11]) Paus. I. 29. [12]) ibid. [13]) Archaeolog. II. p. 291. ed. Sylb. [14]) Plut. Poplic. p. 102. A.

Athener dahin sandten, Antheil. Daselbst hörte er den Tisias, welcher zuerst über die Grundsätze der Redekunst schrieb, und den Nikias aus Syrakus, wo die gerichtliche Beredsamkeit zuerst ausgebildet und verfeinert wurde. Nachdem er sich ein Haus gebaut und ein bürgerliches Eigenthum erlangt hatte, trieb er öffentliche Geschäfte in großer Wohlhabenheit, bis zu der bekannten Niederlage der Athener in Sikelia. In den bürgerlichen Unruhen, welche dieses Unglück nach sich zog, ward er mit dreihundert andern, des Atticismus oder der Theilnahme an der athenischen Parthei Beschuldigten, verbannt, und kehrte (Olymp. XCII, 1) im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters nach Athen zurück. Während der Herrschaft der dreißig Tyrannen ward sein Haus geplündert, sein Bruder Polemarchos ermordet, und er selbst mußte sich flüchten. Er bewies sich nachgehends für die Wiederherstellung der attischen Freiheit sehr thätig. Er selbst gab zweitausend Drachmen und zweihundert Schilde her. Er miethete dreihundert, oder nach dem Justinus [15]) fünfhundert Gehülfen, und bewog den Thrasydaios von Elis, seinen Gastfreund, ihm zwei Talente zu diesem Zwecke zu geben. Dafür machte Thrasybulos nach der Rückkehr den Antrag, ihm das Bürgerrecht zu schenken; welchen Antrag das Volk auch bestätigte. Weil aber dieser Volksbeschluß gegen die gesetzliche Form, ohne vorläufige Berathschlagung des Senats zum Vortrag gebracht worden war, so ward er auf Antrag des Archinos für nichtig erklärt, und Lysias blieb des Bürgerrechts verlustig. Er starb in hohem Alter (Ol. C.) kurz vor der Geburt des Demosthenes.

Anfangs gab Lysias Unterricht in den Grundsätzen der Redekunst [16]); weil aber Theodoros in der Wissenschaft scharfsinniger, in den Reden selbst aber dürftiger war, als er, so ließ Lysias die Wissenschaft liegen, und fing an Reden zu schreiben. Dieser Zug ist nicht unbedeutend. Bei den Neuern würde Lysias sich wahrscheinlich dem wissenschaftlichen Unterricht, Isokrates hingegen den öffentlichen Vorträgen gewidmet haben. Wunderbar im Gegentheil sind die Beispiele, wie einheimisch unter den Alten, auch bei gewöhn-

---

[15]) Just. V. 9. [16]) Cic. Brut. 12.

lichen Köpfen, das richtige Gefühl ihrer Bestimmung und vorzüglichsten Geschicklichkeit war. Die Alten wußten, was sie wollten, und fühlten bestimmt, was sie konnten. Lysias schrieb sehr viele, größtentheils gerichtliche Reden für Einzelne; unter vierhundert und fünf und zwanzig angeblich von ihm herrührenden, hielten die Kritiker zweihundert drei und dreißig für ächt. Er war nach Cicero zwar selbst in Rechtshändeln nicht bewandert [17]), aber ein äußerst scharfsinniger und ausgearbeiteter Schriftsteller, welchen man beinahe schon einen vollkommnen Redner nennen dürfe. Er verdunkelte alle zu seiner Zeit blühenden Redner, erwarb sich in allen Arten der Beredsamkeit Ruhm und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Seine scheinbare Leichtigkeit ist der Gipfel der Kunst, und fast unnachahmlich.

Dionysios rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Angemessenheit seines Ausdrucks; seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung; seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten; vor allem aber eine gewisse eben so unbeschreibliche als unnachahmliche Anmuth, die eigenthümlichste seiner Eigenschaften.

In den gerichtlichen Reden war er nach dem Urtheil des Dionysios am glücklichsten, und auch in diesen ist er geschickter, das Geringe, Seltsame und Dürftige zierlich, als das Erhabne, Große und Reiche kräftig auszudrücken. Die Magerkeit seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks wird von den alten Kritikern, denen er für ein vollendetes Urbild des nüchternen attischen Styls der Beredsamkeit galt, oft erwähnt und bis zur ungerechten Einseitigkeit hoch gepriesen. Jene attische Nüchternheit hatte nähmlich viele blinde Anbeter, welche die Dürftigkeit selbst, wenn sie nur gesund war, liebten. Sie glaubten, wer hart und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede Attisch. Mit Recht erinnert dagegen Cicero, der Ursache hatte, die Forderung strenger Nüchternheit des Ausdrucks

---

[17]) Cic. Brut. 9. Die Kenntniß des bürgerlichen Rechts war bei den Hellenen so wenig geschätzt, daß die sogenannten Pragmatiker, welche dem vornehmen Redner um geringen Lohn vor Gericht darin zur Hand gingen, durchaus verachtet waren. cfr. Cic. de Orat. I. 45

nicht übertreiben zu lassen, ja auch wohl den Schwulst selbst versteckter Weise in Schutz zu nehmen: nicht das sei Attisch im Lysias, daß er mager und arm sei, sondern daß sich nichts Abweichendes und Ungeschicktes in ihm finde. Es war nichts Unbedeutendes und nichts Gesuchtes in ihm; man konnte kein Wort aus seiner Rede nehmen, ohne den Sinn zu ändern. Wer mit Salz und Nüchternheit rede, der rede ächt Attisch. Die Geringfügigkeit der Gegenstände, welche Lysias, der mitunter so kraftvoll sein könne, wie nur irgend jemand, meistentheils behandle, sei der Grund, warum er sich selbst herabgestimmt habe.

Ein Schriftsteller unsres Zeitalters würde sich nicht sehr geschmeichelt finden, wenn man von ihm sagte, er sei das Urbild der magern Schreibart. Indessen ist es doch einleuchtend, daß nichts Ungeschicktes schön sein kann. Der reine und gesunde Kunstsinn der Athener verbannte daher mit Recht alle unnütze Pracht, und allen unzweckmäßigen Schwulst, und verlangte vor allem, daß der Redner sich seinem Gegenstande gemäß ausdrücke. Auch der dürftigste Stoff giebt dem Redner Gelegenheit genug, die größte Kunst durch eben jene scheinbar kunstlosen Vorzüge, wegen welcher Lysias mit Recht bewundert wird, zu beweisen. Diese sind gewiß sein Verdienst, und beweisen, daß er ein Künstler sei; und bei einem Volke, wo sie mehr oder weniger allgemein und natürlich sind, da ist die Redekunst einheimisch. Wenn der Gegenstand selbst schon groß und erhaben ist, so ist es keine Kunst, hinreißend zu reden; die Beredsamkeit der Leidenschaft und der Begeisterung ist ein unwillkührliches Erzeugniß der Natur, kein absichtliches Werk der Kunst. Ueberdem darf der Redner sich seinen Stoff nicht wie der freie Dichter, selbst erfinden, oder auch nur wählen; er muß nehmen, was ihm gegeben wird, und eigentlich alles zu behandeln wissen. Und wenn er auch dem magersten und trockensten Stoff nichts abzugewinnen, wenn er sich auch in dem Vortrag der alltäglichsten und geringfügigsten Dinge nicht durch ein gewisses Etwas von dem Unberedten zu unterscheiden weiß, so hat er keine Ansprüche auf den Nahmen eines Redekünstlers.

Uebrigens scheint es für die Bildung eines Volks nicht wenig zu beweisen, wenn seine gewöhnlichen gerichtlichen Reden

über gemeine Rechtshändel, auch nachdem das Menschengeschlecht um einige Jahrtausende älter geworden ist, noch immer an Zweckmäßigkeit und Reinheit, an sorgfältig durchgearbeiteter Ausbildung, Bestimmtheit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks kaum ihres Gleichen finden. Man denke nur an die Kunstsprache unsrer Rechtsgelehrten, an unsre Regensburger, oder wie Klopstock sie nennt, Heiligerömischerreichsdeutschernationsperioden.

Ungleich schwächer ist Lysias nach dem Urtheil des Dionysios in den panegyrischen Reden, in welchen er erhabner und prächtiger sein will. Ihr Charakter ist von dem der gerichtlichen Reden völlig verschieden. Wenn Theophrastos den Vorwurf der Ueberladenheit und der Spielerei, welchen er dem Lysias machte, nicht bloß auf eine unechte Rede, die er als Beispiel angeführt hat, sondern auch auf die panegyrischen Reden des Lysias gründete; so hatte er wohl nicht Unrecht, wenn wir anders wagen dürfen, nach so unvollständigen Akten ein Urtheil zu fällen. Denn es ist nichts mehr von den panegyrischen Reden des Lysias vorhanden, als ein nicht ganz unverdächtiges und von manchen bezweifeltes Werk, der gegenwärtige E p i t a p h i o s; dann ein Bruchstück, welches wir als einen Beitrag zur Charakteristik seines panegyrischen Styls, als einen neuen Beweis seines patriotischen Eifers und als eine merkwürdige Urkunde zur Geschichte der allgemeinen Sitte [18]) der Sophisten jener Zeit, die Hellenen zum allgemeinen Frieden und zum gemeinschaftlichen Krieg wider alle Tyrannen und Barbaren zu ermahnen, der Uebersetzung des Epitaphios als eine Beilage angefügt haben; und eine von einem Gegner vielleicht nicht wörtlich angeführte Spielerei, die erotische Rede des Lysias im Platonischen Phaidros. Denn erotische Reden gehören gleichfalls zur epideiktischen, oder panegyrischen Gattung, deren Zweck es ist, die Geschicklichkeit des Redekünstlers von einer Panegyris oder gemischten allgemeinen Versammlung von Zuhörern oder von Lesern glänzen zu lassen.

---

[18]) Plut. Timol. p. 254. init.

Uebersetzung

der epitaphischen Rede des Lysias.

Wenn ich glaubte, meine Zuhörer, es sei möglich, an diesem Grabe, die Verdienste der hier ruhenden Männer durch Worte auszudrücken; so würde ich denen Vorwürfe machen, welche mir nur wenige Tage zuvor den Auftrag gaben, über sie zu reden. Weil aber die ewige Zeit dem ganzen Menschengeschlecht nicht hinreichend sein würde, eine Rede, welche den Thaten dieser Helden gleich wäre, hervorzubringen; so scheint mir deswegen der Staat aus Vorsorge für diejenigen, welche hier reden, den Auftrag nur kurz zuvor zu ertheilen, in der Meinung, daß sie so wohl noch am ersten Nachsicht bei den Zuhörern finden würden. Ueberdem gilt meine Rede zwar ihnen, aber es sind nicht ihre Thaten, welche ich übertreffen soll, sondern die Redner, welche vor mir über sie gesprochen haben. Denn die Tapferkeit dieser Helden gewährte denen, die dichten können, und denen, die reden wollen, einen so unerschöpflichen Ueberfluß an Stoff, daß man schon ehedem viel Schönes über sie gesagt, und doch vieles übergangen hat, und daß dennoch auch für die Zukunft genug zu reden übrig bleiben wird. Kein Land und kein Meer ist von ihrem Ruhm unerreicht geblieben. Allenthalben und bei allen Menschen giebt es Leute, welche ihre Großthaten besingen, indem sie ihr eignes Unglück bejammern.

Zuerst werde ich also die alten Abentheuer unsrer Vorfahren durchgehen, deren Kunde uns die Sage überlieferte. Denn auch sie sind würdig, daß alle Menschen sie preisen, in Liedern besin=

gen, durch die Reden der Verständigen loben, bei solchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, ehren, und die Lebenden nach den Thaten dieser Verstorbenen bilden.

Die Amazonen nähmlich, ursprünglich Töchter des Ares, welche am Fluße Thermodon wohnten, allein unter ihren Nachbaren mit Eisen bewaffnet waren, und die ersten von Allen Rosse bestiegen, auf welchen sie unerwartet, wegen der Unkenntniß ihrer Gegner, die Fliehenden tödteten, den Verfolgenden aber entflohen, wurden vielmehr wegen ihres Muths für Männer, als wegen ihrer Natur für Weiber geachtet; denn sie schienen die Männer an Muth weiter zu übertreffen, als sie ihnen an Bildung des Leibes nachstanden. Sie beherrschten schon viele Völker und hatten alles um sich her unterjocht, als sie durch das Gerücht den großen Ruf von diesem Lande vernahmen und durch den herrlichen Ruhm und die große Hoffnung gereizt, mit den streitbarsten Völkern gegen diese Stadt auszogen. Da sie aber auf wackre Männer trafen, so entsprach ihr Muth ihrem Geschlecht. Sie machten, daß man ein dem vorigen entgegengesetztes Urtheil über sie fällte, und bewiesen ihr Geschlecht noch mehr durch ihre Niederlage, als durch ihre Gestalt. Nur ihnen allein war es versagt, durch ihre Fehler belehrt, künftig weiser zu handeln; in ihre Heimath zurückzukehren, und ihr eignes Unglück und unsrer Väter Tapferkeit zu verkündigen. Denn hier starben sie, und bezahlten die Strafe ihrer Thorheit, indem sie den Ruhm der Tapferkeit dieser Stadt verewigten, und den Nahmen ihres Vaterlandes durch ihre hiesige Niederlage vertilgten. So verloren die Amazonen also mit Recht ihr eignes Land, weil sie fremdes unrechtmäßig begehrten.

Als ferner Adrastos und Polyneikes gegen Thebae kriegten und in der Schlacht unterlagen, die Kadmeier aber die feindlichen Todten nicht begraben lassen wollten; da glaubten die Athener, wenn jene irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätten, so hätten sie durch den Tod die größte aller Strafen erlitten; die Götter der Oberwelt und der Unterwelt würden aber durch dieß Betragen beleidigt; diese durch Vernachlässigung des Ihrigen, jene durch Befleckung der Heiligthümer. Sie sandten daher

zuerst Herolde zu den Kadmeiern, und verlangten, man solle ihnen die Wegführung der Leichen verstatten. Nach ihrem Gefühl zieme es wackern Männern, ihre Feinde lebend zu strafen, aber nur denen, die sich selbst nicht trauten, sei es möglich, mit ihrem Muth gegen die Leiber der Todten zu prahlen. Da sie dieß nicht erlangen konnten, zogen sie wider die Kadmeier zu Felde, mit denen sie zuvor keinen Zwist gehabt hatten; nicht aus Vorliebe für die lebenden Argeier, sondern um die durch Gewohnheit geheiligten Rechte der im Kriege getödteten zu behaupten. Sie kämpften wider die einen für beide; für die einen, damit sie nicht ferner ungerecht gegen die Todten handeln, und noch mehr wider die Götter freveln möchten; für die andern aber, damit sie nicht unverrichteter Sache, der väterlichen Ehre, der allgemeinen Hoffnung, welche ihnen das hellenische Gesetz zusicherte, verlustig und beraubt in ihre Heimath zurückkehren dürften. Mit dieser Gesinnung, und in dem Glauben, daß das Kriegsglück für alle gleich sei, siegten sie kämpfend; ihrer Feinde waren viel, aber das Recht stritt mit ihnen. Sie begehrten auch keineswegs, vom Glück aufgeblasen, eine übertriebene Strafe von den Kadmeiern, sondern sie begnügten sich, jene Verruchten durch ihre eigne Würdigkeit zu beschämen, nahmen den Siegeslohn, um den sie gekommen waren, die Todten der Argeier, und begruben sie in ihrem Gebieth, zu Eleusis. So handelten sie gegen die Umgekommenen vom Heer der Sieben wider Thebae.

In der Folge, nachdem Herakles unsichtbar geworden war, als seine Söhne vor dem Eurystheus flüchteten, und von allen Hellenen vertrieben, welche zwar unwillig über die Sache waren, aber die Macht des Eurystheus fürchteten, nach unsrer Stadt kamen, und sich Schutzflehend auf den Altar setzten; da beschloßen die Athener, sie dem Eurystheus, welcher sie herausforderte, nicht auszuliefern, und wollten lieber die Tugend des Herakles ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächeren mit dem Recht kämpfen, als den Mächtigern nachgeben, und die, welchen von ihnen Unrecht geschehen war, ausliefern. Als nun Eurystheus mit denen, welche in der damahligen Zeit den Peloponnesos bewohnten, gegen sie zu Felde zog, so ließen sie sich durch die

Nähe der drohenden Gefahr in ihrer Meinung nicht wankend machen, und beharrten bei ihrem einmahl gefaßten Entschluß; wiewohl sie für sich selbst nie eine Wohlthat von dem Vater der Herakleiden empfangen hatten, und obgleich sie gar nicht wissen konnten, wie diese handeln würden. Bloß weil sie es für gerecht hielten, übernahmen sie für dieselben eine so große Gefahr, ohnerachtet sie zuvor in keiner Feindschaft mit dem Eurystheus standen, und auch keinen andern Gewinn hoffen durften, als die öffentliche Hochachtung. Voll Theilnahme für die ungerecht Leidenden, und voll Haß wider die ungerecht Handelnden, versuchten sie, diese zu zwingen, und strebten, jene zu retten. Sie hielten dafür, das Merkmahl der Freiheit sei, nichts ohne eignen Entschluß zu thun; das der Gerechtigkeit, den ungerecht Leidenden zu helfen; und das der Tapferkeit, für beide Zwecke, wenn es sein müsse, kämpfend zu sterben. So stolz und hartnäckig waren beide Theile, daß die Gesandten des Eurystheus gar nicht einmahl versuchten, etwas von dem guten Willen der Athener zu erhalten, und daß diese es nicht gestattet haben würden, wenn auch Eurystheus selbst als ein Schutzflehender versucht hätte, ihnen die Schutzflehenden abzulocken. Sie stellten sich also mit ihrer einzelnen Macht, und besiegten allein das aus dem ganzen Peloponnesos kommende Heer. Sie setzten zuvörderst die Leiber der Söhne des Herakles in Sicherheit, um der Tugend ihres Vaters willen, befreiten dann auch ihre Gemüther dadurch, daß sie die Furcht von ihnen nahmen, und erfochten ihnen mit ihrer eignen Gefahr und Anstrengung Kränze des Ruhms. So ungleich glücklicher als der Vater waren die Söhne! Denn dieser, obgleich der Urheber vieler Wohlthaten für das ganze menschliche Geschlecht, machte sich selbst durch Streitsucht und Ruhmliebe das Leben schwer. Die andern Ungerechten strafte er, den Eurystheus aber, den er haßte, und der ihn beleidigt hatte, vermochte er nicht zu züchtigen. Seine Söhne hingegen erreichten durch diese Stadt an einem Tage die Rettung ihrer selbst, und Rache an ihren Feinden.

Daß unsre Vorfahren so einmüthig für das Recht kämpften, hatte viele Ursachen und Antriebe. Zuerst der rechtmäßige Ursprung ihrer Vereinigung! Sie bewohnten nicht etwa wie ge-

meine Völker, ein aus allen Orten zusammengeflossener Haufen, ein fremdes Land, nach Vertreibung der vorigen Besitzer; sondern sie waren ursprüngliche und einheimische Söhne ihres Landes, und bewohnten denselben Boden, welcher sie erzeugt hatte [1]). Sie waren ferner die ersten und die einzigen in der damahligen Zeit, welche ihre Herren verjagten, und eine Demokratie errichteten. Sie glaubten, die Freiheit Aller sei das festeste Band der Eintracht; sie hatten alle gleichen Antheil an der Hoffnung auf den Lohn gefahrvoller Anstrengungen. Sie wechselten Bürgerrechte mit ungeschwächtem Freiheitssinn; und sie ehrten die Guten, und straften die Bösen nach dem Gesetz. Sie glaubten, es sei die Art der Thiere, sich einander durch Gewalt zu zwingen, den Menschen hingegen zieme es, ihre gegenseitigen Rechte durch Gesetze zu bestimmen, und sich durch Vernunft leiten zu lassen; und vom Gesetz beherrscht, von der Vernunft belehrt, ihren Vorschriften gemäß zu handeln.

Durch einen Sinn, welcher ihrem schönen Ursprung ent-

---

[1]) Ueber die Sage von den Amazonen, vom Adrastos und Polyneikes, die Herakleiden, und über die Autochthonie der Athener ist vorzüglich der große Unterschied unsrer drei epitaphischen, und des panegyrischen Redners im Gebrauch dieser Sagen zu bemerken. Der Redner Lysias giebt der gläubigen Menge seiner Zuhörer, ihre eignen alten Mährchen, ganz unbefangen, als baare unbezweifelte Wahrheit zurück. Plato übergeht die mythischen Kriegsthaten, verweilt aber desto länger bei dem Mythus der Autochthonie, welcher ihm schöne Gelegenheit giebt, mit wissenschaftlichen Begriffen Sokratisch zu spielen. Isokrates, ein Zwitter von Philosoph und Sophist, will als panegyrischer Redner in seiner politischen Schrift zwar hauptsächlich vor allen glänzen, aber doch auch wohl Männer von mehr Kenntnissen und Einsicht, als unter der Athenischen Menge gewöhnlich waren, überzeugen oder bestechen. Er verachtet kein noch so kleines Mittel zu seinem Zweck, und pragmatisirt die geschichtlichen Mythen; eine Kunst, welche selbst die hellenischen Historiker so oft üben. Thucydides hingegen, dem es am meisten historisch Ernst war bei seiner epitaphischen Rede, dessen Werk „nicht augenblicklich glänzen, sondern ewig nützen sollte“ (I. 22.) achtet die Mährchen keiner Erwähnung werth, und würdigt nur einsichtsvoll geprüfte Thatsachen.

sprach, vollbrachten denn auch die Vorfahren der hier ruhenden Helden, viele herrliche und bewundernswürdige Thaten, welche unsterblich und erhaben sind, und hinterließen ihren Söhnen überall Denkmahle ihrer Tapferkeit. Denn sie allein bestanden den gefahrvollen Kampf für die ganze Hellas gegen viele Myriaden von Barbaren. Der Kaiser von Asien nähmlich, nicht zufrieden mit dem, was er besaß, sandte in der Hoffnung, auch Europa noch zu unterjochen, ein Heer von fünfzig Myriaden. Ueberzeugt, daß sie der übrigen Hellenen leicht Herr werden würden, wenn sie nur diese Stadt freiwillig auf ihre Seite ziehen, oder mit Gewalt unterjochen könnten, landeten sie zu Marathon. Sie glaubten, wenn sie das Glück versuchten, während ganz Hellas noch uneinig war, auf welche Art man sich gegen die anrückenden Feinde vertheidigen solle, so würden sie die Hellenen von Bundesgenossen am meisten entblößt finden. Ueberdem hatten sie aus den frühern Begebenheiten die Meinung von unserer Stadt gefaßt, daß sie, wenn sie zuerst wider eine andre Stadt zögen, mit jenen und mit den Athenern zugleich kriegen müßten; denn eifrig würden diese herbeieilen, um den Angegriffenen zu helfen. Wenn sie aber zuerst hierher kämen, so würde keiner der übrigen Hellenen es wagen, um andere zu retten, eine offenbare Feindschaft wider sie, für die Athener auf sich zu laden. So dachten die Barbaren; unsre Vorfahren aber vernünftelten nicht über die Gefahren des Kriegs, sondern voll von dem Gedanken, daß einem würdigen Tod ewiger Ruhm der Edeln folge, fürchteten sie die Menge der Feinde nicht, sondern trauten vielmehr zuversichtlich auf ihre eigne Tapferkeit. Beschämt, daß die Barbaren in ihrem Lande wären, warteten sie nicht, bis die Bundesgenossen es erfahren, und ihnen zu Hülfe kommen konnten. Sie wollten nicht andern, sondern die Hellenen sollten ihnen für ihre Rettung Dank wissen. Von diesem Entschluß alle einmüthig beseelt, rückten sie in geringer Zahl der großen Menge entgegen. Zu sterben, dachten sie, sei Aller Loos; groß zu handeln, nur weniger Auserwählten; das Leben würde sie zwar verlieren, aber dafür Ruhm durch ihre Heldenthaten gewinnen. Wen sie nicht allein besiegen könnten, dachten sie, den würden sie auch nicht mit den Bundesgenossen besiegen können; überwun-

den würden sie nur ein wenig früher als die andern fallen, siegend aber auch die andern befreien. Sie bewiesen sich als wackre Männer, schonten ihres Leibes nicht, verschwendeten ihr Leben für die Pflicht, ehrten die Gesetze ihrer Vaterstadt mehr, als sie die Gefahr von den Feinden fürchteten, und errichteten für Hellas Siegesdenkmahle über die Barbaren, welche aus Habsucht ein fremdes Gebieth überfallen hatten, an den Gränzen ihres eignen Landes. Und so schnell vollbrachten sie diese That, daß dieselben Boten den andern Hellenen die Ankunft der Barbaren hier, und den Sieg unsrer Vorfahren verkündigten. Wahrlich! keiner der andern hatte Zeit, die kommende Gefahr zu fürchten, sondern nur sie zu hören, und über seine Befreiung zu frohlocken. Es ist daher kein Wunder, wenn ihre Größe auch noch jetzt, als ob diese vor Alters geschehenen Thaten neu wären, von allen Menschen gepriesen wird.

Einige Zeit nachher kam Xerxes, Kaiser von Asien, welcher Hellas verachtete, und betrogen in seiner Hoffnung, beschimpft durch den Ausgang, und gekränkt durch den Unfall über dessen Urheber er zürnte, weil er nie ein Unglück empfand, und nie einen edlen Mann kennen lernte, nachdem er sich zehn Jahre lang gerüstet hatte, mit zwölfhundert Schiffen an. An Fußvolk führte er eine so unendliche Menge mit sich, daß es eine beschwerliche Arbeit sein würde, auch nur die Völker, welche mit ihm zogen, herzuzählen. Der größte Beweis ihrer Menge ist folgende Thatsache: obgleich er tausend Schiffe hatte, um das Fußvolk an der schmalsten Stelle des Hellespontos aus Asien nach Europa überzusetzen, so wollte er dennoch keinen Gebrauch davon machen, weil er glaubte, daß es ihn zu lange aufhalten würde. Lieber verletzte und verachtete er die Gesetze der Natur, die Winke der Götter, und die Meinungen der Menschen, bahnte sich einen Weg durchs Meer, und erzwang sich eine Schifffahrt durchs Land, indem er den Hellespontos durch eine Brücke vereinigte, und den Athos durch einen Graben trennte. Niemand widerstand ihm; die einen unterwarfen sich gezwungen, die andern übergaben sich freiwillig. Denn einige waren unfähig, sich zu vertheidigen, andre waren bestochen; beides zugleich lockte sie, Gewinn und Furcht. Bei dieser Lage von Hellas bestiegen die Athener ihre Schiffe, und eilten

nach Artemisium; die Lakedämonier hingegen und einige unter den Bundesgenossen rückten nach Thermopylae, weil sie wegen der Engigkeit der Gegend im Stande zu sein glaubten, den Paß zu behaupten. Als nun an beiden Orten das Treffen zu gleicher Zeit vor sich ging, siegten die Athener in der Seeschlacht; die Lakedämonier hingegen wurden keineswegs aus Mangel an Tapferkeit, sondern weil sie sich in ihrer Rechnung in Rücksicht der Anzahl sowohl derer betrogen hatten, welche zu beschützen sie gekommen waren, als auch derer, wider die sie streiten mußten, zwar nicht von den Feinden besiegt, aber doch auf dem Platz, wo sie standen, kämpfend getödtet. Als sie nun auf diese Weise unglücklich gewesen waren, und die Barbaren sich des Passes bemächtigt hatten, so zogen dieselben gegen unsre Stadt. Als aber unsre Vorfahren das Unglück der Lakedämonier vernahmen, und aus den von allen Seiten auf sie eindringenden Begebenheiten keinen Ausweg zu finden wußten, verließen sie für Hellas ihre Stadt, um mit jedem der beiden Heere für sich, nicht mit beiden zugleich kämpfen zu müssen; denn sie wußten wohl, daß, wenn sie zu Lande den Barbaren entgegen rückten, diese mit tausend Schiffen herbeieilen, und die verlaßne Stadt erobern würden; und daß ihnen, wenn sie sich einschifften, von der Landmacht das ihrige weggenommen werden würde; daß sie aber beides zugleich nicht können würden, ein Heer aussenden, und hinlängliche Besatzung zurück lassen. Und da sie nur zwischen zwei Uebeln zu wählen hatten, nähmlich entweder ihr Vaterland zu verlassen, oder mit den Barbaren die Hellenen zu unterjochen, so wählten sie lieber Freiheit mit Tugend, Armuth und Verbannung, als Knechtschaft des Vaterlandes mit Reichthum und Schande. Ihre Kinder, Frauen und Mütter sandten sie nach Salamis, und versammelten die Seemacht der andern Bundesgenossen. Wenige Tage darauf kam die Landmacht und die Seemacht der Barbaren. Wer konnte sie ohne Schrecken sehen? Welchen gewaltigen und gefahrvollen Kampf bestand nicht unser Staat für die Freiheit der Hellenen? Was mußten nicht die empfinden, welche die Krieger in jenen Schiffen beobachteten, da selbst ihre eigne Rettung sehr zweifelhaft war, und die Gefahr nun immer näher heranrückte? Oder die, welche sich zum Kampf

für ihr Liebstes, für den Siegeslohn in Salamis rüsteten? Von allen Seiten umgab sie eine so große Menge von Feinden, daß es nur ihr geringstes Uebel war, ihren Tod vorher zu wissen, das peinlichste ihrer Leiden hingegen war die Furcht vor dem, was die weggesandten Lieben von den siegenden Barbaren erleiden würden. In dieser hoffnungslosen Lage umarmten sie sich gewiß oft einander, und beweinten mit Recht ihr Schicksal; denn sie kannten die geringe Zahl ihrer Schiffe, und sahen die Menge der feindlichen; sie wußten, daß die Stadt verlassen, das Land verheert und voll Barbaren sei. Bei den Flammen der heiligen Gotteshäuser, und in der Mitte aller Schrecknisse hörten sie einen aus Hellenischen und Barbarischen Stimmen vermischten Schlachtgesang; die ermunternden Zurufungen nähmlich von beiden Seiten, und das Geschrei der Sterbenden. Das Meer war voll von Leichen, und zahllose Trümmer von feindlichen und befreundeten Schiffen stürzten gegen einander. Lange Zeit war das Treffen unentschieden, und bald glaubten sie überwunden zu haben, und gerettet zu sein, bald besiegt zu werden, und verloren zu sein. Vor Schrecken glaubten sie gewiß vieles zu sehen, was sie nicht sahen, und vieles zu hören, was sie nicht hörten. Was für Gebethe sandten sie nicht zu den Göttern, und was für Opfer gelobten sie nicht? Wie beweinten sie ihre Kinder, wie bejammerten sie ihre Frauen, und wie beklagten sie ihre Väter und Mütter? Welche Gedanken von kommendem Unglück im Fall des Mißlingens? Welcher Gott mußte sie nicht über die Schrecklichkeit ihrer Lage bedauern? Welcher Mensch mußte sie nicht beweinen? Wer mußte nicht ihre Kühnheit bewundern? Wahrlich, an großen Entschlüssen und an kriegerischen Thaten übertrafen sie das ganze menschliche Geschlecht sehr weit. Sie verließen ihre Stadt, bestiegen die Schiffe, und stellten ihre kleine Schaar der Menge Asiens entgegen. Durch ihren Sieg bewiesen sie allen Menschen, es sei besser, mit wenigen Männern für die Freiheit zu kämpfen, als mit vielen Fürstendienern für ihre Knechtschaft. Sie trugen das Meiste und das Wichtigste zur Befreiung der Hellenen bei; zuerst den Themistokles, zum Feldherrn, der am geschicktesten zu reden, zu denken und zu handeln wußte; dann mehr Schiffe, als alle übrigen Bundsgenossen

zusammengenommen; und endlich die erfahrensten Leute. Welche andern Hellenen hätten wohl an Geschicklichkeit, Menge und Tapferkeit mit ihnen wetteifern können? Mit Recht empfingen sie daher von Hellas den unbezweifelten Siegerlohn im Seekriege. Sie verdienten es, daß das Glück ihren Gefahren und ihren Thaten entsprach, und sie bewiesen den asiatischen Barbaren die Aechtheit und Ursprünglichkeit ihrer Tugend.

So bewährten sie sich in der Seeschlacht, und indem sie den bei weitem größten Theil der Gefahren bestanden, erkämpften sie auch für die andern Hellenen durch ihre eigne Tugend die gemeinschaftliche Freiheit. Als aber nachher die Peloponnesier den Isthmus vermauerten, mit ihrer eignen Rettung zufrieden, sich von der Gefahr zur See befreit glaubten, und die Absicht hatten, die andern Hellenen von den Barbaren unterjochen zu lassen, da wurden die Athener unwillig, und gaben ihnen den Rath: wenn das ihre Absicht wäre, so möchten sie nur um den ganzen Peloponnesos eine Mauer aufwerfen. Denn wenn sie von den Hellenen verrathen, auf Seiten der Barbaren sein würden, so würden dieselben keiner tausend Schiffe bedürfen, noch würde ihnen die Isthmische Mauer etwas helfen; die Herrschaft des Meeres würde dann dem König ohnehin von selbst zufallen. Ueberführt und überzeugt, was sie gethan, sei ungerecht, was sie beschlossen, thöricht; was die Athener hingegen sagen, sei gerecht, was sie riethen, das beste, zogen jene nach Platäa zu Hülfe. Als hier die meisten Bundsgenossen zur Nachtzeit ihren Posten verließen und davon liefen; so schlugen die Lakedämonier hingegen und die Tegeaten die Barbaren in die Flucht; die Athener aber und Platäer besiegten kämpfend alle Hellenen, welche der Freiheit entsagt, und sich der Knechtschaft unterworfen hatten. An diesem Tage krönten sie ihre vorigen Thaten durch das schönste Ende und befestigten die Freiheit Europa's. Sie hatten in allen Arten von Schlachten Beweise ihrer Tapferkeit gegeben, allein und mit andern, zu Lande und zur See, gegen Barbaren und gegen Hellenen; desfalls wurden sie auch sowohl von denen, mit welchen sie gekämpft, als auch von denen, gegen welche sie gestritten hatten, würdig geachtet, die Häupter von Hellas zu sein.

Als aber in der Folge der Neid über ihr Glück, und die Eifersucht über ihre Thaten einen hellenischen Krieg verursachte, weil alle übermüthig waren, und jeder nur geringfügiger Klaggründe bedurfte; da nahmen die Athener in der Seeschlacht wider die Aegineten und ihre Bundsgenossen siebzig ihrer dreiruderigen Schiffe gefangen [1]). Während sie zu eben der Zeit Aegyptos und

[1]) Thuc. I. 104. — „Inaros, der Sohn des Psammetichus, ein Lybier und König der Lybier bei Aegyptos, zog aus von der Stadt Mareia über Pharos, und machte den größten Theil Aegyptens vom König Artaxerxes abtrünnig; er warf sich selbst zum Herrn auf, und rief die Athener. Sie verließen Kypros und kamen; denn sie waren mit zweihundert Schiffen von ihren eignen und denen der Bundsgenossen gegen Kypros gesegelt. Sie schifften vom Meer in den Nilus hinauf, bemächtigten sich dieses Flusses, und zweier Theile von Memphis, und kriegten vor dem dritten, welcher Leukonteichos (weiße Mauer) genannt wird. Darin befanden sich die geflohnen Perser und Meder, und die nicht mit abgefallenen Aegyptier." — Thuc. I. 105. 106. — „Es brach ein Krieg zwischen den Aeginetern und Athenern aus; und es ward nach diesem bei Aegina eine große Seeschlacht der Athener und Aegineter geliefert; beide hatten ihre Bundsgenossen bei sich; und die Athener siegten, nahmen ihnen siebzig Schiffe gefangen, und stiegen ans Land. Sie führten die Belagerung unter der Anführung des Leokrates, des Sohns des Stroibos. Da entschloßen die Peloponnesier sich, den Aeginetern beizustehen, und sandten zuerst dreihundert schwerbewaffnete Krieger; dann fielen die Korinthier mit den Bundsgenossen in's Megarische Gebieth, indem sie glaubten, es würde den Athenern unmöglich sein, den Megarern zu Hülfe zu kommen, da in Aegina und in Aegyptos ein so großes Heer abwesend war; thäten sie es aber doch, so würden sie sie dadurch nöthigen, Aegina zu verlassen. Die Athener aber ließen das Heer bei Aegina, wo es war; von den in der Stadt zurückgebliebenen rückte ein Heer von Greisen und Jünglingen nach Megara, unter der Anführung des Myronides. Nachdem ein unentschiedenes Treffen gegen die Korinthier geliefert worden war, trennten sie sich von einander, und glaubten beide nicht besiegt zu sein. Die Athener aber, denn sie waren doch etwas im Vortheil, errichteten nach dem Rückzuge der Korinthier ein Siegszeichen. Die Korinthier konnten die Schmähungen der Greise in der Stadt nicht dulden, rüsteten sich auf's höchste zwölf Tage später, zogen hin, und errichteten auch ein Siegeszeichen, als wären sie die Sieger. Die Athener thaten einen Ausfall aus

Aegina zugleich belagerten, und ihre Mannschaft theils auf den Schiffen, theils in dem Landheer abwesend war, glaubten die Korinthier und ihre Bundesgenossen, sie würden entweder das Land wehrlos finden, oder das Heer zum Rückzug von Aegina nöthigen, rückten in Masse aus, und nahmen Geraneia ein. Die Athener aber konnten sich nicht entschließen, jemanden zu Hülfe zu rufen, wiewohl sie Zeit dazu hatten, indem die Feinde noch entfernt, ihr Heer aber nahe war. Voll Zuversicht auf ihren Muth, und voll Verachtung ihrer Feinde glaubten die zurückgebliebenen, wiewohl sie theils schon zu alt, theils noch unter der männlichen Reife waren, dennoch die Gefahr allein bestehen zu können. Die einen waren tapfer durch lange Uebung, die andern von Natur; jene waren schon oft selbst wacker gewesen, diese ahmten jene nach; die ältern wußten zu befehlen, die jüngern vermochten das Befohlne auszuführen. Unter der Anführung des Myronides rückten sie gegen dieselben ins Megarische Gebieth aus, eilten dem Heer, welches in ihr eignes Gebieth einfallen wollte, in ein fremdes Gebieth entgegen, besiegten es in der Schlacht ganz, mit Kriegern, welche theils nicht mehr, theils noch nicht bei vollen Leibeskräften waren; und errichteten ein Siegeszeichen zum Denkmahl dieser für sie schönsten, für die Feinde aber schimpflichsten Begebenheit. Nachdem sie nun beide gesiegt hatten, kehrten sie mit dem herrlichsten Ruhm in ihre Heimath zurück, und beschäftigten sich wiederum theils mit ihrer eigenen Ausbildung, theils mit der Besorgung der übrigen öffentlichen Angelegenheiten.

Ein einziger Mensch kann unmöglich die von so Vielen

Megara, tödteten diejenigen, welche das Siegszeichen aufrichteten, stürzten auf die andern, und besiegten sie. Jene, da sie geschlagen waren, zogen sich zurück. Ein kleiner Theil von ihnen verfehlte im Gedränge den Weg und gerieth in das Land eines gewissen Eigenthümers, welches durch einen tiefen Graben eingeschlossen war und keinen Ausweg hatte; da die Athener dieß bemerkten, hielten sie selbige von vorn durch die schwerbewaffnete Mannschaft zurück, stellten das leichte Fußvolk im Kreise umher, und steinigten alle, welche hineingegangen waren. Dieß war ein großes Unglück für die Korinthier. Die Hauptmasse ihres Heeres aber zog sich nach Hause zurück."

bestandenen Gefahren einzeln erzählen, oder alle seit Anbeginn der Zeit vollbrachten Thaten in einem Tage verkündigen. Denn welche Zeit, oder welche Kunst, oder welcher Redner wäre wohl dem Geschäft gewachsen, die Tapferkeit der hier ruhenden Helden würdig darzustellen? Durch zahllose Anstrengungen, die glänzendsten Kämpfe und die herrlichsten Heldenthaten machten sie Hellas frei und ihr Vaterland zum mächtigsten Hellenischen Staat. Siebzig Jahre beherrschten dann die Athener das Meer, und verhüteten durch ihre weise Leitung unter den Bundsgenossen alle bürgerlichen Unruhen [3]. Sie hielten es nicht für gerecht, daß die Mehrheit Wenigen knechtisch diene, sondern erzwangen die rechtliche Gleichheit Aller; sie schwächten keineswegs die verbündeten Staaten, sondern machten im Gegentheil auch sie mächtig. Die Größe ihrer eignen Macht aber legten sie dergestalt an den Tag, daß der große König kein fremdes Gut mehr begehren konnte, sondern von dem Seinigen hergeben, und sogar für das, was man ihm ließ, besorgt sein mußte; und während dieser Zeit segelten weder Schiffe aus Asien her, noch erhob sich ein Tyrann in Hellas, noch ward ein Hellenischer Freistaat von den Barbaren in Knechtschaft gestürzt. So große Zurückhaltung und Ehrfurcht flößte die Tapferkeit dieser Helden jedermann ein! Deswegen haben sie auch allein gerechte Ansprüche, Vorsteher der Hellenen, und Anführer der Staaten zu sein. Aber auch im Unglück bewährten sie ihre Tugend. Als nähmlich durch der Feldherrn Schuld oder der Götter Willen die Schiffe im Hellespontos verloren gingen; ein Verlust, welcher für uns, welche er traf, und auch für die andern Hellenen das größte Unglück war; zeigte sich bald darauf, daß die Stärke dieser Stadt

---

[3]) Siebzig Jahre sind eine runde Zahl für den Zeitraum von der Schlacht bei Salamis bis zur Schlacht bei Aegospotamos. Was die Ruhe und Einigkeit betrifft, in welcher die Bundsgenossen von den gütigen Athenern erhalten wurden, so hat hier Lysias beinahe noch etwas mehr als seine Pflicht gethan, wie jeder weiß, dem die Geschichte bekannt ist; nähmlich jene rhetorische Pflicht eines Hellenischen Redners, das Große klein, und das Kleine groß zu machen. Wenn man jemandem Hände und Beine bindet, so pflegt er ruhig zu sein.

das Heil von Hellas sei. Denn da die Hegemonie nun an andre kam, besiegten diejenigen, welche sich vorher gar nicht einmal auf's Meer wagten, die Hellenen zur See und schifften nach Europa; freie Städte der Hellenen geriethen in Knechtschaft, und Tyrannen warfen sich auf, theils nach unserm Fall, theils nach dem Sieg der Barbaren [4]. Damahls hätte Hellas hier an diesem Grabe ihre Haare scheeren [5]), und die hier Ruhenden betrauern sollen, als würde ihre Freiheit mit diesen Tapfern zu Grabe getragen; denn die verwaiste Hellas mußte nach dem Verlust solcher Helden unglücklich sein, glücklich aber war Asiens Beherrscher, daß er es nun mit andern Hegemonen zu thun hatte. Jener drohte,

---

[4]) Die großen Rüstungen des Artaxerxes zur See wider die Lakedämonier bald nach dem Fall der Attischen Seemacht, der Sieg bei Knidos durch Konon, und die darauf folgende Eroberung der Hellenischen Freistaaten in Asien sind allgemein bekannt. Eben so bekannt sind die Gräuel der dreißig Tyrannen zu Athen, und wie die Lakedämonier die Oligarchie in ganz Hellas einzuführen suchten.

[5]) Aristoteles (Rhet. III. 10.) führt diesen Ausdruck unter einer Menge anderer Beispiele, die eben so treffend gewählt sind, als die Erklärung, welche sie erläutern sollen, ungenügend ist, als ein Beispiel des Urbanen an; in einer Stelle, welche für den Alterthumsforscher einen Schatz von Belehrung enthält, und noch jetzt demjenigen, welcher sich etwa an die nicht leichte Aufgabe wagen wollte, sich über die Natur des Urbanen vollständige und strenge Rechenschaft zu geben, und den Begriff desselben wissenschaftlich zu bestimmen, viel zu denken geben kann, und willkommen sein muß. Er hat ohne Zweifel Recht, wiewohl man hier ohne seine Hinweisung kaum etwas Urbanes wahrgenommen haben würde. Es ist auch gar kein Wunder, daß die zartere Bedeutung, die eigenste Eigenthümlichkeit, der ganze Umfang von Nebenbegriffen eines Worts aus der lebendigen Sprache, worauf es beim Urbanen ankömmt, in der todten Schrift meistens nur noch eben, oft aber gar nicht mehr fühlbar ist. Auch das gemeine Leben, und der Umgang haben ihre Kunstsprache; wer diese mit der gesetzlichen Freiheit, und freien Gesetzmäßigkeit der gegenseitigen Mittheilung, welche das Wesen der guten Gesellschaft, und der großen Welt ausmacht, mit der Sprache des Dichters, Denkers und Redners geschickt zu mischen weiß, der besitzt die große Kunst des urbanen Ausdrucks, über dessen Wesen und Eigenthümlichkeit sich im Cicero, der hier als Kenner und als Künstler gleich groß ist, die fruchtbarsten Winke finden.

nach diesem Verlust ihrer Führer, Knechtschaft; dieser wagte, da nun andre herrschten, dem Lieblingsentwurf seiner Vorfahren nachzueifern. Doch ich ließ mich schon zu lange zu dieser Klage über ganz Hellas fortreißen.

Jene Helden aber verdienen von jedem Einzelnen für sich, und vom Volk öffentlich gepriesen zu werden, welche vor der Knechtschaft flohen, um für das Recht zu kämpfen, welche sich für die Demokratie sogar von ihren Mitbürgern trennten, sich alle zu Feinden machten, und nicht gezwungen durch das Gesetz, sondern durch ihre Natur getrieben, in den Piräus zurückkamen; welche durch neue Großthaten der Vorväter alte Tapferkeit nachahmten, und mit ihrem eignen Gut und Blut, den Staat als ein gemeinschaftliches Gut auch für die andern wieder eroberten, und einen freien Tod einem knechtischen Leben vorzogen. Eben so beschämt über ihr Unglück, als zornig über ihre Feinde, wollten sie lieber in ihrem Lande sterben, als in einem fremden leben. Eide und Verträge waren ihre Bundsgenossen, ihre Feinde aber außer den vorigen, auch noch ihre eignen Mitbürger. Aber dennoch zitterten sie nicht vor der Menge ihrer Gegner, stürzten sich muthig in die Gefahr, und errichteten ein Siegeszeichen über ihre Feinde. Als Zeugen ihrer Tapferkeit können sie die in der Nähe dieses Denkmahls befindlichen Gräber der Lakedämonier anführen. Sie waren es, welche den geschwächten und durch innere Zwietracht zerrütteten Staat wieder stark und einig machten. Diejenigen von ihnen, welche zurückkehrten, bewiesen Gesinnungen, welche der Thaten der hier Bestatteten würdig waren; sie dachten nicht auf Rache an ihren Feinden, sondern auf Rettung des Staats. Sie konnten keine Erniedrigung dulden, aber sie verlangten auch selbst keine Vorrechte; sie theilten ihre Freiheit sogar mit den Freunden der Knechtschaft, aber die Knechtschaft derselben hatten sie nicht theilen wollen. Durch die größten und schönsten Thaten rechtfertigten sie den Staat und bewiesen, daß er zuvor nicht durch der Bürger Feigheit, noch durch der Feinde Tapferkeit gefallen war. Denn da sie es während des Bürgerkrieges, wider Willen *) und in Gegen-

*) Dieß ist auch nur rhetorisch wahr. Sparta war damahls von Partheien

wart der Peloponnesier und der andern Feinde, möglich machten, zurück zu kehren; so ist wohl offenbar, daß sie, wenn sie einig gewesen wären, ihnen leicht die Spitze hätten bieten können. Wegen dieser ihrer Thaten im Piräus werden sie von allen Menschen bewundert.

Aber auch die hier ruhenden Fremdlinge verdienen gelobt zu werden, welche durch ihre Menge nützlich, für unsre Rettung kämpften, die Tugend für ihr Vaterland hielten, und ihr Leben so ruhmwürdig endigten; wofür der Staat sie öffentlich betrauert und bestattet, und ihnen für ewige Zeiten gleiche Ehre mit den Bürgern bestimmt hat.

Die jetzt Begrabenen [*]) aber, Mitstreiter der von alten Freunden beleidigten Korinthier, denen sie neue Bundsgenossen wurden, handelten nicht wie die Lakedämonier; denn diese mißgönnten den Korinthiern auch das Gute, was sie besaßen. Sie aber erbarmten sich der Unrechtleidenden, und dachten nicht mehr an ihre alte Feindschaft, sondern waren nur voll Eifers für ihre neue Freundschaft, und legten vor allen Menschen einen entscheidenden Beweis ihrer Tugend ab. Denn um Hellas zu verherrlichen, hatten sie den Muth, nicht bloß für ihre eigne Rettung zu kämpfen, sondern sogar für ihrer Feinde Freiheit zu sterben. Sie kämpften nähmlich gemeinschaftlich mit den Bundsgenossen der

---

zerrissen; und Pausanias begünstigte gegen den Willen des Lysander die Wiederherstellung der Athenischen Unabhängigkeit. Ueberdem wirkten die auf Sparta eifersüchtigen Thebaner, deren Häupter zu diesem Ende von den Persern bestochen waren, eifrig zur Rettung Athens mit. cfr. Plut. Lys. III. 59. ed. Reisk. — Nach den Gesetzen dieser rhetorischen Wahrheit ist es freilich nicht schwer, jemand zu loben, und lobend zu vergöttern. Sehr treffend und sinnreich sagt der Platonische Sokrates: „Wenn die Athener vor einer Versammlung von Peloponnesiern, oder die Peloponnesier vor einer Versammlung von Athenern gelobt werden sollten, dann wäre ein tüchtiger Redner nöthig, um seine Zuhörer zu überzeugen, und zufrieden zu stellen; wenn aber einer von eben denen auch beurtheilt wird, welche er lobt, da ist es keine Kunst, gut zu reden."

[*]) Ueber die Geschichte des korinthischen Krieges. S. Gillies. IV. 26. ff.

Lakedämonier, für deren Unabhängigkeit von denselben. Da sie nun siegten, gewährten sie ihnen gleiche Vortheile; mißlang ihre Absicht, so hinterließen sie denen im Peloponnesos gewisse Knechtschaft. Jene waren in einer solchen Lage, daß für sie das Leben kläglich, der Tod aber wünschenswerth war; diese hingegen waren im Tode und im Leben beneidenswürdig. Erzogen in den Herrlichkeiten und Gütern, welche ihre Väter durch ihr Verdienst erworben hatten, erhielten sie, nachdem sie Männer geworden waren, den Ruhm derselben, und bewiesen ihre Tapferkeit. Sie sind die Urheber vieler, herrlicher Wohlthaten für ihr Vaterland; sie richteten wieder auf, was andre hatten sinken lassen, und entfernten den Krieg weit von ihrem Gebieth. Sie endigten ihr Leben, wie wackern Männern zu sterben ziemt; dem Staat bezahlten sie den Lohn ihrer Ernährung, ihren Ernährern aber hinterließen sie Kummer.

Darum müssen die Lebenden ihren Verlust beklagen, sich selbst beweinen, und ihre Angehörigen wegen ihres noch übrigen Lebens bedauern. Denn welche Freude bleibt ihnen noch nach dem Begräbnisse solcher Männer, welche alles geringer achteten, als ihre Pflicht, sich selbst des Lebens beraubten, und ihre Frauen zu Wittwen machten, und ihre Kinder zu Waisen; ihre Brüder, Mütter und Väter hülflos verließen? Bei diesem großen und mannichfaltigen Unglück beneide ich ihre Kinder, weil sie noch zu jung sind, um zu wissen, welche Väter sie verloren haben; bedaure hingegen ihre Eltern, weil sie zu alt sind, um ihr Unglück zu vergessen. Denn was kann wohl schmerzlicher sein, als Kinder, welche man erzeugt und erzogen hat, zu begraben, und nun im Alter schwach an Kräften, aller Hoffnungen beraubt, ohne Freund und ohne Hülfe zu sein? Von denen bedauert zu werden, welche uns ehedem beneideten? Den Tod mehr wünschen als das Leben? Denn je vortrefflichere Männer sie waren, desto tiefer ist der Schmerz der Verlassenen. Wann sollen sie ihren Schmerz endigen? Etwa wenn der Staat unglücklich ist? Dann ist es ja natürlich, daß auch die andern jene Tapfern ins Leben zurückwünschten! Oder bei öffentlichem Glück? Dann ist es eine hinreichende Ursache zum Schmerz, daß ihre Kinder todt sind, während die Lebenden die

Früchte ihrer Tapferkeit genießen. Oder in eignen Leiden? — Etwa wenn sie sehen, daß ihre vorigen Freunde ihre Hülflosigkeit fliehen, und ihre Feinde ihr Unglück übermüthig verhöhnen? — Die einzige Art, dünkt mich, wie wir den hier Ruhenden thätig danken können, ist, wenn wir ihre Eltern, eben so wie sie selbst es thaten, ehren, ihre Kinder so lieben, wie sie, die Väter, selbst; und ihre Frauen eben so beschützen, wie jene, da sie noch lebten. Wen könnten wir auch wohl mit mehr Recht ehren, als die hier ruhenden Helden? Für wen der Lebenden billiger eifrig sorgen, als für die Angehörigen derselben, welche die Früchte ihrer Tapferkeit nicht mehr genossen haben als jeder andre, den wahren Schmerz über ihren Tod aber eigentlich allein tragen?

Doch ich glaube, man hat überhaupt Unrecht, solche Fälle zu bejammern. Denn es ist uns ja nicht verborgen, daß wir einmahl sterblich sind [8]). Warum sollten wir uns also härmen,

---

[8]) Zur Vergleichung hier ein angebliches Bruchstück aus der epitaphischen Rede des Hyperides. Stob. Serm. CXXIII. — „Es ist freilich schwer, diejenigen, welche sich in solchen Leiden befinden, zu trösten; denn der Schmerz wird weder durch Vernunft noch durch Verbothe besänftigt, sondern durch das Maaß der Empfindsamkeit eines jeden, und seiner Liebe für den Verstorbenen begränzt. Dennoch muß man Muth fassen, und seinem Schmerz nach Möglichkeit zureden; und nicht blos an den Tod der Verstorbenen denken, sondern auch an das große Beispiel, welches sie uns hinterlassen haben. Was sie gelitten, ist nicht beweinenswürdig, was sie aber gethan, höchst ruhmwürdig. Eben darum weil sie das gebrechliche Alter nicht erlebt, aber dagegen unzerstörbaren Ruhm gewonnen haben, sind sie in jeder Rücksicht glückselig. Für diejenigen unter ihnen, welche kinderlos gestorben sind, werden die Lobgesänge der Hellenen unsterbliche Kinder sein; statt derer hingegen welche Kinder hinterlassen haben, wird der dankbare Staat der Vormund ihrer Kinder sein. Ueberdem, wenn der Tod dem Nichtsein ähnlich ist, so sind sie von Krankheiten, vom Schmerz und von andern Unfällen des menschlichen Lebens befreit. Wenn sich aber das Bewußtsein, und die Vorsorge des göttlichen Wesens auch noch bis in die Unterwelt erstreckt, wie wir glauben; so dürften wohl diejenigen, welche die angegriffenen Rechte der Götter schützen, die höchste Glückseligkeit von dem götlichen Wesen erhalten."

daß diese hier litten, was wir alle schon lange erwarteten? Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wissen, daß der Tod den Schlimmsten, wie den Besten gemein sei? Denn der Tod versäumt die Bösen so wenig, als er die Guten schont; er beweist sich vielmehr gegen alle gleich. Wäre es möglich, daß diejenigen, welche den Kriegsgefahren entronnen sind, die übrige Zeit unsterblich sein könnten; so hätten die Lebenden Recht, die Verstorbenen ewig zu beklagen. Nun kann ja aber unsre Natur den Krankheiten und dem Alter nicht widerstehen, und der Genius, dem die Bestimmung unsres Schicksals zu Theil ward, ist unerbittlich. Darum sollte man diejenigen für die Seligsten achten, welche für das Größte und Herrlichste kämpfend ihr Leben endigten; die es nicht dem Zufall überließen, über sie zu entscheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, sondern den schönsten wählten. Auch ist ja ihr Ruhm unvergänglich, und die Ehre, welche ihnen widerfährt, ist werth von allen Menschen beneidet zu werden. Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; besungen aber als Unsterbliche wegen ihrer Seelengröße. Zudem werden sie öffentlich begraben, und zu ihrem Andenken werden Kampfspiele der Stärke, der Kunst und des Reichthums gefeiert, als wären die im Kriege Getödteten gleicher Ehre mit den Unsterblichen würdig. Ich preise sie daher, um ihres Todes willen glücklich, beneide sie und glaube, daß das Dasein nur für diejenigen Menschen ein Gut sei, welche wiewohl in vergänglichen Leibern, durch ihre Selbstkraft einen unvergänglichen Ruhm hinterlassen. Jedoch ist es Pflicht, den alten Gebräuchen gemäß zu handeln, das väterliche Gesetz zu ehren, und die Bestatteten zu bejammern.

Beurtheilung.

Was dieser epitaphischen Rede des Lysias einen gewissen Werth, ja sogar einen historischen Vorzug giebt vor den epitaphischen Reden des Plato und Thucydides und vor der panegyrischen des Isokrates, ist, daß sie rein epitaphisch ist. Ist sie ein durchaus ächtes Werk des Lysias, wie die Alten nicht zu bezweifeln scheinen; so war sie wirklich, freilich zu einer Zeit, wo die Blüthe des Atheniſchen Staats schon unwiederbringlich verwelkt, die öffentlichen Sitten schon sehr tief gesunken waren, der Ausdruck jener großen Volkshandlung der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit an ruhmwürdige Vorfahren, bei deren Betrachtung der denkende Alterthumsforscher gern mit Liebe verweilt. Sie ist alsdann die schätzbare Urkunde, aus der wir den ächten und reinen Begriff jener alt Athenischen Sitte am unmittelbarsten schöpfen müssen, von der uns jede noch so geringe geschichtliche Spur werth ist. Dieß würde in gewissem Sinne selbst dann noch wahr bleiben, wenn auch die Vermuthung einiger scharfsinniger neuern Forscher *) schon völlig erwiesen wäre, daß diese Rede zum Theil oder gar ganz unächt sei. Wir dürften und müßten dann voraussetzen, der spätere Sophist habe aus ächt epitaphischen Quellen geschöpft, nach rein epitaphischen Vorbildern gearbeitet; denn

*) Wie Reiske und Wolf. Comm. ad Lept. p. 363. Die Einwürfe, welche man aus künstlerischen Gründen, oder aus der historischen Wahrscheinlichkeit gegen die Aechtheit der ganzen Rede machen könnte, sind wohl nicht unbeantwortlich. Freilich kommt es hier auf ganz andre Gründe an, welche tiefer verwunden, und dem Vordertheil der Rede leicht den Garaus machen könnten. Ein Philolysias würde es vielleicht recht gern sehen, wenn das Werk seines Redners auf diese Weise von

in der ganzen Rede ist auch keine Spur von einer historischen oder philosophischen Umbildung. Daher ist denn auch die Rede des Lysias so volksmäßig und lebendig. So scheint mir die Klage beim Schluß der epitaphischen Reden beim Lysias viel wahrer und eindringender, als beim Plato, welcher uns, ungeachtet er, um neu zu sein, die Verstorbenen redend einführt, dennoch kalt läßt. Ueberhaupt verräth diese Sokratische Tändelei des auf Dichter und Redner eifersüchtigen Plato, der hier hat zeigen wollen, er könne, wenn er es der Mühe werth achte, trotz dem besten Redekünstler, schön reden und glänzend vernünfteln, gar sehr eine durchaus nicht panegyrische noch volksmäßige Philosophie; und die politische Schrift des Isokrates, welche an geprüften Thatsachen und einsichtsvollen Urtheilen ungleich reichhaltiger ist, als die Rede des Lysias, nahm das nur gelegentlich mit, was dem Redner Hauptzweck war, und war ohnehin wohl geeigneter, von einzelnen gebildeten Müssiggängern gelesen, als einem ganzen Volk gesagt, und von einem ganzen Volke gehört zu werden. Von dem kräftigsten bürgerlichen Leben ist dagegen die epitaphische Rede des Perikles beim Thucydides voll, gedrängt voll; aber diese Rede, deren gedankenschwangrer Ausdruck von tiefer Weisheit trieft, welche auch den gespannten Denker durch die Last ihres Inhalts gleichsam niedergedrückt, übersteigt die Geistesfähigkeiten vielleicht jeder großen Volksversammlung, gewiß der Atheniſchen, sehr weit. Sie ist der zusammengedrängte Ertrag der reichsten und geprüftesten Erfahrung. Die Gedankenarmuth in der epitaphischen Rede des Lysias war eine unvermeidliche Folge ihrer äußern Bestimmung, und darf dem Redner nicht zugerechnet werden.

---

einigen Abgeschmacktheiten gereinigt, oder lieber gleich die ganze Rede unter das kritische Mordmesser gebracht würde. Wer sich aber für den Geist der Attischen Sitte lebhaft interessirt, ein Philepitaphios, wenn ich so sagen darf, wird sich das Ganze freilich nur sehr ungern entreißen lassen, so gering auch der Kunstwerth desselben ist, es mag nun ächt oder unächt sein; und wird wenigstens wünschen dürfen, daß die Verurtheilung, nicht ohne diejenige förmliche Untersuchung geschehen möge, welche die kritische Gerechtigkeit so wenig wie die politische vernachlässigen darf.

Auch der schwelgerische Ueberfluß seiner Schreibart, welcher sich hier, wo er durch keinen bestimmten Zweck gebunden, frei spielen darf, unverhohlener zeigen kann, ist nicht des Künstlers, sondern des Zeitalters Schuld. Der künstlerische Styl des Lysias nähmlich, den wir aus seinen panegyrischen Reden am besten kennen lernen, ist eben der, welcher sich auch in den Werken des Aristophanes, Euripides, Plato und Isokrates findet, und bei noch so großer Verschiedenheit der Kunstart, des Charakters und Tons in allen ein und derselbe ist; der herrschende Styl der dritten Periode des öffentlichen Attischen Kunstsinns. Sein wesentliches Merkmahl ist das Uebergewicht der Fülle über die Harmonie. Ich meine eine scheinbare Fülle, eine Fülle des Scheins, welche allein in das Gebieth der schönen Kunst gehört; denn unstreitig kann eine Rede oder ein Gedicht, an Gedanken und wirklichen Sachen sehr leer und doch äußerst reich in dem Ausdruck behandelt sein und eben dadurch auch so erscheinen. Man vergesse nicht, daß es einen dürftigen Ueberfluß giebt, daß ein Kunstwerk arm und doch üppig sein kann; denn der Styl wird nicht sowohl durch das Maaß der künstlerischen Fülle und Harmonie, als durch ihr Verhältniß bestimmt. Besonders vergeße man dieß nicht beim Lysias und Isokrates, welche zwar noch zum dritten attischen Styl gehören, sich aber doch schon der Gränze des vierten nähern; so wie das Werk des Thucydides im vollkommenen Styl der zweiten Periode des öffentlichen attischen Kunstsinns gebildet ist, aber noch an die erste und älteste gränzt. Es ist nur eine leise Erinnerung an den Aeschylus, was den vollkommensten aller hellenischen Redekünstler vom Sophokles entfernt; denn einen durchaus vollendeten hatten die Hellenen nicht.

Weniger verzeihlich, nach unserm Gefühl wenigstens, dürfte es scheinen, daß das Lob des Lysias so rhetorisch, ja mythisch ist; denn wir verlangen mit Recht, daß alles Lob historisch sei. Er begnügt sich nicht, den Thatsachen durch Ausschmückung, nach dem Grundsatz der Hellenischen Redner, das Große zu verkleinern, und das Kleine zu vergrößern, kräftig nachzuhelfen; sondern er mischt ihnen auch noch schmeichelnde Mährchen bei, um das eitle Volk vollends zu berauschen. Er, der sich in seinen gerichtlichen

Reden immer streng bestimmt und mit nüchternem Maaß und nie unangemessen ausdrückt, opfert hier fast in jedem Ausdruck die goldne Schicklichkeit der scheinbaren Fülle auf, welche ein Redner, wenn er den Dichter machen will, durch den dürftigen Ueberfluß von Hyperbeln und Antithesen zu erkünsteln sucht. Mit Antithesen besonders und ähnlichen Zierathen, Parisosen, Paromoiosen u. s. w. ist der Epitaphios so reichlich ausgeschmückt, daß die Uebersetzung nur einen sehr kleinen Theil derselben nachbilden konnte; für Deutsche Leser werden auch diese wenigen mehr als zuviel sein. Die Hellenische Sprache ist an mannichfachen Bestimmungen der Worte reicher, in der Stellung der Worte aber freier, als die meisten ihrer Schwestern; daher es ihr auch im Spiel mit der Aehnlichkeit einander fast in allen einzelnen Worten entsprechender Sätze, keine neuere Sprache gleich thun kann. Aber nicht bloß einzelne Ausdrücke, sondern die ganze Rede selbst ist spielend. Sie täuscht unsre Erwartung, und scheint der Kunst eines solchen Redners, so wie ihrer erhabenen Veranlassung unwürdig. Und welch einer Veranlassung? Der kalte, entfernte Forscher sogar wird warm bei dem Gedanken an Salamis, an Thrasybulos, und alle die Helden, welche für die öffentliche Freiheit ihr Blut vergossen. Wie ganz anders Thucydides, der uns unterrichtend hinreißt, der uns mit inniger Wehmuth, und mit froher Begeisterung gleich sehr durchdringt? Die Vorbereitung, und der Schluß seiner epitaphischen Rede sind in der That wie die Einfassung eines großen Trauerspiels. Es ist befremdend, daß bei einem Stoff, wo selbst der ruhige Forscher, welcher für die Wißbegierde erzählt, unser Innerstes erschüttert; daß bei einem solchen Stoff der Redner, dem das große Geschäft gegeben war, im Angesicht eines gerührten und begeisterten Volks für den öffentlichen Schmerz und die öffentlichen Freude Worte zu finden, nur lau über die Oberfläche unsrer Seele weggleitet.

Doch auch diese Vorwürfe treffen nicht den Redner, sondern die panegyrische Redegattung überhaupt. Es findet eigentlich gar kein Vergleich zwischen der epitaphischen Rede des Thucydides, und der des Lysias Statt. Jene ist das Stück eines historischen Werks, und keine panegyrische Rede. Zwei durchaus verschiedene

Kunstarten, deren Natur der größte Künstler der Geschichte, wenn auch nicht nach wissenschaftlicher Einsicht, doch gewiß nach richtigem Gefühl sorgfältig unterschied! Nahm er Rücksicht auf die vom Perikles wirklich gehaltene panegyrische Rede, so wird er sie nach seinem besondern Zwecke, nach den eigenthümlichen Gesetzen und Bedingungen seiner Kunst umgebildet haben. Wenigstens liegt in seinem Grundsatze (I. 22.): „seine Helden so reden zu lassen, wie sie hätten reden sollen, dem ganzen Sinn des wirklich Gesagten so treu als möglich;" nichts, was dem widerspräche. Vielmehr hat er die Volksmährchen von uralten Heldenthaten weggelassen; deren Erwähnung doch in den epitaphischen Reden allgemein gebräuchlich, ja Kraft verjährten Herkommens, beinahe nothwendig und pflichtmäßig gewesen zu sein scheint.

Die panegyrische Beredsamkeit nähmlich, welche durch die Sophisten und unter diesen vielleicht im Gorgias ihre höchste Blüthe erreichte, ist eine unächte und unnatürliche Zwitterart der Redekunst und der Poesie, oder vielmehr ein unrechtmäßiger Eingriff der Redekunst in das Gebieth der Dichtkunst. Die alten Rhetoriker theilen die Beredsamkeit in die gerichtliche, in die berathschlagende, und in die panegyrische oder epideiktische, welche man eine festliche Beredsamkeit nennen könnte. Zu einem eigentlichen Fest gehört aber etwas mehr als eine fröhliche Gesellschaft; es ist wenigstens im Hellenischen Sinn, ein öffentliches Spiel. Ein öffentliches Spiel heißt ein solches, welches eine Handlung des Volks ist. Unter einem Volk verstehen wir aber nicht einen ungeordneten Haufen von Wilden, oder von rohen Menschen, sondern die gedachte Allheit der gesetzlichfrei vereinigten Menschen, welche in jedem Freistaat durch die Mehrheit der Bürger ersetzt wird, und die wirkliche Masse derselben selbst, in so fern sie jene darstellt. Ob das Volk spielen soll? Oder mit andern Worten: ob Feste in jedem Freistaate nothwendig sind? Das ist eine Frage tieferer Untersuchung, deren befriedigende und bejahende Beantwortung jeder, welcher so etwas zu finden versteht, im Plato finden kann. Jene Eintheilung der alten Rhetoriker ist demnach, für die politische Beredsamkeit, welche ihnen die wichtigste war, treffend und erschöpfend; denn die Beredsamkeit eines Plato, Ari-

stoteles oder Thucydides läßt sich freilich nicht in diese Fächer bringen. Es lassen sich nähmlich keine andern ursprünglich und wesentlich verschiedene Gelegenheiten denken, wo für das Volk, und an das Volk Reden gesagt werden könnten, als diese drei: entweder das Volk richtet, oder es giebt Gesetze, oder es ist zu festlichen Spielen vereint. Aber nur den schönen Künsten ist es erlaubt, an Festen die Empfindungen des spielenden Volks auszudrücken; nicht auch der Beredsamkeit. Denn Spiele müssen durchaus frei, und durch keinen ernsthaften Zweck gebunden sein, sonst sind es keine Spiele. Nun ist es aber der wesentliche Unterschied der Redekunst von der Dichtkunst, daß irgend ein ernstliches Geschäft ihr Hauptzweck, Schönheit aber nur ihr Nebenzweck sei. Die Beredsamkeit soll den Ernst nur schmücken. Thut sie aber einen Eingriff in das Gebieth der Dichtkunst, und macht die Schönheit zu ihrem Hauptzweck, so geschieht unvermeidlich, was durchaus nie geschehen sollte; die Redekunst wird mit der Wahrheit, und mit der Gerechtigkeit spielen. Und noch obendrein wird sie unbelohnt freveln, und kunstwidrig spielen; denn was unschicklich ist, kann nie wahrhaft schön sein. Die Erfahrung bestätigt dieß zur Genüge.

Kann der epitaphische Redner, welchen das Volk recht eigentlich, um sich von ihm kunstmäßig loben zu lassen, wählt, wohl etwas andres sein, als ein Schmeichler? Kann ein Schmeichler etwas andres, als schön schwatzen, und glänzend vernünfteln? Kann der epitaphische Redner wohl einen andern Zweck haben, als den panegyrischen, nach dem Beifall der bethörten Menge zu haschen? Oder den epideiktischen mit seiner Geschicklichkeit wie einer, der sich mit seinen Künsten sehen läßt, zu prahlen? Eine Ausnahme ist es freilich, wenn, wie zur bessern Zeit der athenischen Größe nicht die Geschicklichkeit des Redekünstlers, sondern der Werth des Bürgers, die Wahl des epitaphischen Redners bestimmt. Aber wenn dieser einzelne Bürger nicht so übermächtig ist, daß er sich zu dem ganzen Volk nicht als ein Unterthan, sondern wie ein Freund und weiser Führer verhält, so muß er doch ein Schmeichler sein, um seinen Auftrag erfüllen zu können. Gewiß hatte die wirklich gehaltene epitaphische Rede des Perikles einen größern Charakter, als die des Lysias.

Dadurch läßt sich aber diese durchaus verwerfliche Kunstart der Beredsamkeit selbst nicht rechtfertigen; und wir dürfen die epitaphischen Reden so wenig für eine Verbesserung, und einen glücklichen Zusatz der öffentlichen Bestattung halten, daß sie vielmehr schon eine Wirkung der einbrechenden Redewuth und Eitelkeit der Athener, und eine unglückliche Neuerung, durch welche die ursprüngliche Schönheit der alten Sitte verfälscht und entweiht ward, zu sein scheint. Nur Dichtern sollte es verstattet gewesen sein, bei der öffentlichen Bestattung, und an den jährlichen Festen für die Empfindungen des Volks einen Ausdruck zu finden, den öffentlichen Schmerz und den öffentlichen Dank auszusprechen, und durch Trauergesänge und Lobgesänge auf die für den Staat gestorbnen Helden um den Preis zu kämpfen.

So sind überhaupt auch die erhabensten und schönsten Einrichtungen des Alterthums schnell ausgeartet!

Von dem hohen Werth jener attischen Sitte wird jeder leicht so durchdrungen sein, daß es unnöthig sein dürfte, Zergliederungen darüber zu machen. Nur das müssen wir erinnern, daß nichts unpassender sein kann, als sie mit den römischen Parentationen, welche bekanntlich die römische Geschichte so sehr verfälscht haben, zu vergleichen. Was hat die Prahlerei einzelner adelicher und übermächtiger Geschlechter mit jenem großen Bürgerfeste gemein? Nie haben sich die römischen Leichenreden zur Würde einer öffentlichen Handlung erhoben! Allerdings aber hatte die athenische Sitte eine große Aehnlichkeit mit einem andern sehr bekannten römischen, so wie mit einem von vielen mit Recht bewunderten spartanischen Fest. Die attischen Epitaphien, die römischen Triumphe und die spartanischen Chöre der Greise, Männer und Jünglinge [*]) hatten im Ganzen einen und denselben Sinn; ein kriegerisches Volk an seine eigne Tapferkeit zu erinnern, und diese Tugend durch die Erinnerung selbst zu verdoppeln. Ein großes Triumvirat von drei Heldenvölkern des Alterthums! Es ist lehrreich, wie

[*]) Plut. Inst. Lac. p. 423. Steph. — Die Greise. Wackre Männer waren wir einst. Die Männer. Wir aber sind's. Willst du? Versuch's! Die Jünglinge. Tapfrer noch werden wir sein.

sich in den Verschiedenheiten dieser ähnlichen Feste die eigenste Eigenthümlichkeit der drei größten Völker des Alterthums sichtbar spiegelt; welche Völker immer vollendete Vorbilder in der Kunst, für das Vaterland zu sterben bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. Der eigenthümliche Vorzug des spartanischen Festes ist schöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die Größe der römischen Triumphe sind die hellenischen Feste nur kleinlich. Das Charakteristische der attischen Epitaphien ist, erst die schwermüthige Empfindsamkeit, dann die geschwätzige Eitelkeit, und endlich der bewunderungswürdige Geist der Gerechtigkeit und gesetzlichen Gleichheit. Wo es solche Feste giebt, da ist es kein Wunder, wenn sich nicht bloß zahllose einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, sondern wenn auch ganze Schaaren begeisterter Bürger nicht in trunkner Wuth, sondern in nüchterner Besonnenheit mit fröhlicher Eile dahingehen, von wo sie wissen, daß sie nicht zurückkehren werden! Es ist kein Wunder, daß die Athener insbesondre für die öffentliche Freiheit so gut zu sterben wußten. Denn Solon war ein kühner und schlauer Meister in der Kunst, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu mischen, und Menschen durch den Kitt aller himmlischen und irdischen Bürgerbande, von denen Plato lehrt [3]), zu einer gesetzlichfreien Masse zu vereinigen.

---

[3]) Plat. Polit. fin.

Beilage.

Die Olympische Rede des Lysias.

„Dionysios, der Herrscher Sikeliens hatte zu dem olympischen Fest Gesandte geschickt, um dem Gotte das Opfer zu bringen. Die Wohnung desselben auf dem heiligen Boden war sehr prächtig und reich; damit der Tyrann von Hellas desto mehr bewundert würde.“ Die folgende Rede des Lysias bewirkte eine so große Erbitterung, daß einige sogleich Hand ans Werk legten, und die Zelte zu plündern wagten.

* *
*

„Wegen vieler andrer herrlicher Thaten, meine Zuhörer, ist Herakles würdig, gepriesen zu werden, und auch weil er zuerst aus Liebe zu Hellas dieses öffentliche Kampfspiel versammelte. Denn in der damahligen Zeit war das Verhältniß der Staaten gegen einander feindlich. Nachdem er aber die Tyrannen vertilgt, und die Frevelnden gebändigt hatte, stiftete er dieses Fest, ein Kampfspiel der Leiber, für den Reichthum aber ein Antrieb zur Pracht und Ruhmliebe, und ein Schauplatz für Geisteswerke, mitten unter den schönsten Herrlichkeiten der ganzen Hellas; damit wir, um alles dieß, theils zu sehen, theils zu hören, an demselben Ort zusammenkommen möchten. Seine Absicht nähmlich war, daß diese Versammlung hier die Grundlage gegenseitiger Freundschaft für alle Hellenen sein solle.“

Das war also der Sinn seiner Stiftung! Ich aber trete auf, nicht um Vernünfteleien zu schwatzen, oder um über Worte zu streiten. Denn ich halte dafür, dieß sei eine Beschäftigung für ganz nichtsnutzige und hungerige Sophisten; die Pflicht eines wackern Mannes, und würdigen Bürgers hingegen, über das Eine, was noth ist, seinen Rath mitzutheilen. Ich rede von der ganz

unwürdigen Lage von Hellas, welche wir vor Augen sehen; ein großer Theil derselben ist in der Gewalt der Barbaren, und viele freie Städte sind von Tyrannen vertilgt. Wäre die Ursache dieser Leiden unsre Schwäche, so müßten wir uns in das Schicksal ergeben; da es aber bürgerliche Uneinigkeit, und gegenseitige Streitsucht ist, wie sollte es denn nicht nothwendig sein, jene zu besänftigen, diese zu bändigen? Und zu erwägen, daß Streitsucht der gewöhnliche Fehler der übermüthigen Glücklichen, Weisheit und Mäßigkeit in Entschlüssen aber ihre wichtigste Pflicht ist? Wir sehen ja die Größe dieser Gefahren, und wie sie uns von allen Seiten umringen. Ihr wißt es; der ist Herr, der auf dem Meer der Mächtigste ist; nun ist aber der König der Meister aller Schätze; und die Leiber der Hellenen sind ja dessen Eigenthum, der bezahlen kann; auch besitzt er selbst viele Schiffe, und viele andre der Tyrann Sikeliens. Es ist also nothwendig, den Krieg gegen einander zu endigen, und mit einmüthigem Sinn nur nach Rettung zu streben; uns über das Vergangene zu schämen, für das Künftige aber ängstlich zu sorgen: und unsere Väter nachzuahmen, welche die Barbaren, die fremdes Gebieth begehrten, ihres eignen beraubten. Sie waren es, welche die Tyrannen verjagten, und dann die Freiheit allen mittheilten.

Am meisten staune ich aber über die Lakedämonier, was wohl ihre Absicht sein mag, daß sie die Flammen der verheerten Hellas nicht achten; sie, welche, und zwar mit Recht, theils wegen ihrer angebornen Tapferkeit, theils wegen ihrer Kriegskunst, die Hegemonen der Hellenen sind. Sie allein wohnen sicher und doch unbefestigt, leben einmüthig und doch unbesiegt, und beharren ewig in derselben Verfassung. Deßwegen muß man auch hoffen, ihre Freiheit werde unvergänglich sein, und daß sie, die in vergangenen Gefahren Hellas Retter waren, auch die künftigen abwenden werden. Aber wahrlich der kommende Augenblick ist nicht zweckmäßiger, als der gegenwärtige. Man muß nähmlich den Fall derer, die schon verloren sind, nicht für ein fremdes, sondern für ein eignes Unglück achten; und nicht etwa warten bis Beider *)

---

*) Des Persischen Königs und des Sikelischen Herrschers.

Mächte auch an uns selbst kommen, sondern so lange es noch möglich ist, ihrem Frevel ein Ende machen. Denn wer sieht nicht, daß sie durch unsre gegenseitigen Kriege mächtig geworden sind? Dieß erregt zugleich Unwillen und Schrecken; die großen Verbrecher vollbringen ihre Unthaten ganz ungestraft, und die Hellenen hoffen umsonst auf Rache."

Anmerkung.

Der erste Grundsatz des hellenischen Völkerrechts war, allgemeine Brüderschaft unter allen Hellenen, und ewige Feindschaft wider alle Tyrannen und Barbaren. In einer zur Erläuterung dieses hellenischen Grundsatzes äußerst merkwürdigen Stelle (**Plat. Rep. lib. V. p. 44 — 48. tom. VII. ed. Bip.**) betrachtet Plato den Krieg unter Hellenen als einen unnatürlichen Zustand, den man als eine Krankheit ansehen, und so viel als möglich wie einen freundschaftlichen Streit behandeln müsse; den Krieg der Hellenen gegen die Barbaren dagegen findet er in der Natur gegründet, nur dieser sei eigentlich ein ächter Krieg. Solche Aeußerungen der alten Schriftsteller verdienen aufmerksam beachtet zu werden, indem sie uns über die Natur der Begebenheiten selbst, so wie über die ganze Ansicht der Alten davon, erst den vollen Aufschluß geben. Unläugbar ist es, daß mit Tyrannen und Barbaren sich an keinen wahren Frieden denken läßt; daß ein gegenseitiges rechtliches Verhältniß, welches allein den offenbaren und heimlichen Gewaltthätigkeiten wirklich ein Ende macht, und den Frieden verbürgt, nur unter sittlich begründeten und sittlich geordneten Staaten statt finden könne. Unter allen sie umgebenden Barbaren hatten aber die Hellenen allein ächte Bildung, und eine rechtliche Verfassung. Gegen den hellenischen Grundsatz selbst, würde sich daher vielleicht wenig einwenden lassen; wenn sie nur demselben gemäß gehandelt, und ihn nicht blos zur Hälfte, sondern ganz in Ausübung gebracht hätten.

VIII.

Kunsturtheil des Dionysios über den Isokrates. 1796.

Einleitung.

Was zu Anfang der nachstehenden Abhandlung eines der scharfsinnigsten alten Kritiker von den Lebensumständen des Isokrates gesagt wird, ist nur eine kurze Notiz. Auch vom politischen und philosophischen Charakter und Werth der Isokratischen Schriften sagt Dionysios, der ungleich mehr Künstlersinn, als historischen Geist besaß, wie sich selbst in seiner vortrefflichen römischen Alterthumslehre offenbart, nicht sehr viel, weder an Umfang noch an Bedeutung und Gehalt.

Der Uebersetzer glaubte daher, schon durch die Ueberschrift dieses Werks, die Aufmerksamkeit des Lesers von allen Nebensachen entfernen und auf das Wesentliche hinlenken zu müssen. Dieses aber, was den größten Werth darin hat, und für viele auch wohl am meisten einiger Erklärung bedarf, ist unstreitig der künstlerische Gesichtspunkt und Geist des Ganzen. Den eigentlichen Charakter, Zweck und Gegenstand der kritischen Abhandlung des Dionysios, schien ihm aber kein andres Wort so ganz auszudrücken, als das Wort Kunsturtheil. Denn selbst die Anordnung, Eintheilung und Behandlung des Stoffs wird ja darin nicht nach wissenschaftlichen, oder wie es bei bürgerlichen Reden wohl eigentlich sein sollte, nach sittlichen und gesellschaftlichen, sondern nach künstlerischen Gesetzen gewürdigt.

Dionysios selbst bestimmt diesen Zweck in der Einleitung zur ganzen Schrift über die alten Redner und Geschichtskünstler, von der wir nur einige Abschnitte besitzen, deren einer gegenwärtiger

Aufsatz über den Isokratischen Styl ist; mag das Uebrige nun verloren gegangen, oder das Ganze nie von ihm vollendet worden sein. Er freut sich im Eingange, daß in seinem Zeitalter viele andre Kunstarten, vorzüglich aber auch die Kunst der bürgerlichen Reden so große Fortschritte zum Bessern gemacht habe. In dem vorigen Zeitalter sei die alte und weise Beredsamkeit aufs schändlichste gemißhandelt und verderbt; vom Tode Alexanders an habe sie angefangen, allmählig zu sinken und zu welken, und gegen das jetzige Zeitalter habe nur wenig gefehlt, daß sie gänzlich verschwunden wäre. Nun fährt er fort, aufs lebhafteste wider die Redekunst zu eifern, welche seit gestern und heute aus ich weiß nicht welchen Höhlen Asiens gekommen sei, und die attische, alte und einheimische verdrängt habe. „Aber sagt er, die Zeit ist, nach dem Pindaros, nicht bloß gerechter Menschen herrlichster Retter, sondern wahrlich auch der Künste, der Bildungsarten und jeder würdigen Sache. Das bewies unser Zeitalter, mag nun ein Gott es so geleitet, oder der natürliche Kreislauf die alte Ordnung der Dinge zurückgebracht haben, oder mag auch das menschliche Begehren viele auf das Gleiche führen. Dieß geschah dadurch, daß unser Zeitalter der alten und züchtigen Redekunst die gerechte Ehre, welche sie auch vormahls besaß, wiedergab, die neue und unvernünftige aber nicht länger den ihr nicht zustehenden Ruhm genießen, noch sie in fremden Gütern schwelgen ließ.“ Die Umwälzung sei schnell gewesen und die Verbesserung groß. Denn außer einigen asiatischen Städten, wo man aus Unwissenheit das Schöne langsam begreife, habe man in allen übrigen aufgehört, die überladnen, frostigen und geschmacklosen Reden zu bewundern. Die Veranlassung und Ursache dieser so großen Umwälzung sei die alles beherrschende Roma, welche die gesammten Staaten, sich nach ihr zu richten, nöthige; und die Häupter derselben, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit steter Hinsicht auf Vollkommenheit und auf das Würdigste verwalteten, und für Beurtheilung sehr ausgebildet und von herrlicher Natur wären. Durch ihre Beförderung habe sich der verständigdenkende Theil des Reichs noch vermehrt, und der unvernünftige sei gezwungen worden, wieder vernünftig zu werden.

„Denn in der That werden von unsern Zeitgenossen viele schätzbare Geschichten geschrieben, viele gut abgefaßte bürgerliche Reden herausgegeben, und wissenschaftliche Werke, welche wahrlich nicht zu verachten sind." Er würde sich nicht wundern, fährt er fort, wenn die Nachahmung jener unvernünftigen Reden nicht länger als noch ein Menschenalter etwa dauern sollte. Denn was vom Ganzen aufs Kleinste zurückgebracht sei, könne leicht aus Wenigem Nichts werden. „Doch, dem die Dinge umwälzenden Zeitalter zu danken, die, welche den bessern Weg einschlugen, zu loben, und das Künftige aus dem Vergangenen zu vermuthen, und alles dem Aehnliche, was der erste beste sagen könnte, übergehe ich. Was aber der begonnenen Kunstverbesserung noch mehr Nahrung und Kraft geben dürfte, das will ich zu sagen versuchen; indem ich mir für meine Untersuchung einen allgemeinen, anziehenden und äußerst nützlichen Gegenstand wähle. Folgenden nähmlich: welches die schätzbarsten unter den ursprünglichen Rednern und Geschichtskünstlern seien, welches der Geist ihres Lebens und ihrer Beredsamkeit war, und was man von einem jeden annehmen und beibehalten solle; Kunstvorschriften ferner, welche den Schülern der bürgerlichen Redekunst zwar unentbehrlich, aber wahrlich doch weder gemein, noch von den Vorgängern abgenutzt sind. Mir wenigstens ist keine dergleichen Schrift bekannt, so sehr ich auch darnach gesucht habe. Doch versichern will ich es nicht, als wenn ich es bestimmt wüßte; denn es dürfte wohl vielleicht solche Schriften geben, die mir entgangen wären. Sich selbst zum Maaßstab der Kenntniß aller Dinge zu machen, und behaupten, etwas sei nicht, was doch sein kann; das ist sehr selbstgefällig und beinahe toll." Die Zahl der vortrefflichen Redner und Schriftsteller sei zu groß, als daß er über alle schreiben könne. Er wolle daher nur die wichtigsten aus ihnen auswählen, und über jeden reden; für jetzt über die Redner, mit der Zeit auch über die Geschichtskünstler. „Die anzuführenden Redner werden sein; drei von den ältern, Lysias, Isokrates, Isaeos, und drei von denen, die nach diesen blühten, Demosthenes, Hyperides, Aeschines, denn diese halte ich für die vortrefflichsten. Die Schrift soll in zwei Abschnitte eingetheilt werden, und mit dem über die ältern abgefaßten anfangen.

Schon diese Einleitung und noch mehr die Schrift selbst lehrt, daß Dionysios nicht alles erschöpfen wollte, was sich mit den Kenntnissen seines Zeitalters in künstlerischer Rücksicht über den ganzen Isokrates nur immer sagen ließe. Sein Hauptzweck war, den Isokratischen Styl, die Isokratische Kunstprosa, an und für sich, nach den bewährtesten Kunstlehren zu würdigen. Selbst über die ausgezeichnete künstlerische Meisterkraft des Isokrates, so vielen vortrefflichen Naturen seinen Geist, jedem nach dem Maaß seiner Kräfte und nach seiner Eigenthümlichkeit, lebendig mitzutheilen, ohne den seiner Schüler zu beschränken, eilt er mit einem Gleichnisse hin; welches jedoch so treffend ist, daß man sieht, Dionysios habe den Charakter und den hohen Werth dieser großen Eigenschaft, wodurch der Mann beinahe den Ehrennahmen eines rhetorischen Sokrates zu verdienen scheinen könnte, vollkommen begriffen.

Selbst die Künstlichkeit, das Fleißige der sorgfältig ausgebildeten und vielfach durchgearbeiteten Isokratischen Prosa, erhält, wenn man sie in ihrem vollständigen geschichtlichen Zusammenhange betrachtet, eine Bedeutung, welche sie in der Ansicht des Dionysios nicht hat. Jene gewählte, gefeilte Ausbildung und Durchbildung der ganzen Kunstwerke bis ins feinste Geäder, welche durch die Strenge und durch das Maaß des Fleißes selbst, Kraft erfordern und beweisen kann; jene Correctheit (denn mit diesem Wort, dem man nur nicht die Bedeutung einer unmöglichen Fehlerlosigkeit unterschieben darf, kann man wohl am besten das bezeichnen, was an einigen Werken der Römer und sogenannten Alexandriner immer Beifall und Nachahmung verdienen wird) ist in der Poesie der Hellenen, wo man sie nicht vor Menander und Philetas etwa suchen darf, ungleich jünger, und hat sich in der Prosa der Hellenen und mit der Schrift zuerst entwickelt. In dieser Rücksicht macht die Prosa des Thucydides und Isokrates vornähmlich eine große Epoche in der Kunstgeschichte.

Es wird damit gar nicht geläugnet, daß die Hellenen in derjenigen schönen Kunst, welche unter allen überall am spätesten aufgeblüht, am langsamsten gewachsen ist, und nirgends gleiche Reife mit andern Künsten erreicht hat, wahrscheinlich also weder

die leichteste noch die einfachste sein mag, in der Kunst der schönen Prosa nähmlich, wie in der Musik von den ersten Anfängen so kunstwörtlich und schulmäßig reden, wie von dem Höchsten. Wir wollen es niemand verargen, welcher nicht nach unbestimmten Urbildern in todten Begriffen, sondern nach lebendiger Anschauung reiferer attischer, römischer oder andrer Kunstwerke in Prosa, den gewaltigen Anlauf, welchen Isokrates im Panegyrikos zum Beispiel nimmt, nicht ohne einiges Lächeln mit dem vergleichen kann, was er denn nun wirklich geleistet hat.

Indessen wird der geschichtsforschende Kunstfreund auch noch nach einem solchen Lächeln die innigste Bewunderung für dieses wie für jedes andre Kunstwerk hegen, welches von ursprünglichem Geist beseelt, alles ist, was es in seinem Zeitalter, unter diesen Umständen, an seiner Stelle sein konnte und sollte; und nichts vermag wohl in allen Kunstarten den Sinn so sehr zu wecken und zu schärfen, als wenn man den allmähligen Fortschritten der Kunst oft mit gesammelter Betrachtung folgt, und bei jedem einzelnen dieser Fortschritte mit Achtung und Liebe verweilt. Daher wird vielleicht mancher wünschen, es wäre noch über jeden prosaischen Classiker ein so gediegenes, bewährtes, altes Kunsturtheil, wie das des Dionysios über den Isokrates, vorhanden.

Wenn Dionysios statt einiges, was den eigenthümlichen Ausdruck des beurtheilten Redners bezeichnen soll, zu wiederhohlen, und die Beispiele zu häufen, die Verschiedenheit des Isokratischen Styls in den verschiedenen Gattungen der Redekunst nicht bloß behauptet, sondern wirklich charakterisirt hätte; so würde er beinahe nichts von dem, was man von dem scharfsinnigsten hellenischen Kritiker dieses Zeitalters erwarten darf, zu wünschen übrig lassen. Aber selbst in diesen Wiederhohlungen zeigt sich die Reife, Tiefe und Eigenthümlichkeit seiner kritischen Wahrnehmungen; und die Rücksicht auf die Kunstart, und deren verschiedene Erfordernisse bezeichnet den Kenner, wie die stete Vergleichung mit dem Lysias, und die hohe Achtung, mit welcher er die Vortrefflichkeiten des Isokrates bewundert, bei der Strenge, mit welcher er seine Fehler tadelt.

Nicht als Episode, sondern zur Erläuterung eben dieses künst-

lerischen Geistes der ganzen Abhandlung ist alles bisher Gesagte angeführt. Denn derselbe dürfte doch grade in dieser Anwendung und bei diesem Stoff manchem fremd sein; weil nähmlich die Prosa, welche man im gegenwärtigen Zeitalter liest und schreibt, die bekannten Ausnahmen abgerechnet, im Ganzen genommen, durchaus Natur und keineswegs Kunst ist, noch auch als solche beurtheilt werden kann.

In den eigentlichen Gesichtspunkt des Dionysios kann man sich am besten und auf dem kürzesten Wege dadurch versetzen, daß man die bedeutende und schöne Vergleichung der Isokratischen Schreibart mit den Kunstwerken des Polykleitos und Phidias, und der Prosa des Lysias mit den Bildern des Kallimachos und Kalamis in ihrem tiefen Sinne vollständig auffaßt. Denn die Werke der bildenden Kunst betrachtet und würdigt man beinahe allgemein und wie von selbst, jeder nach dem Maaß seiner Kräfte, aus einem rein künstlerischen Standpunkte, von dem hier keine fremdartigen Zusätze die Aufmerksamkeit ablenken und zerstreuen, wie in so manchen andern, mit wissenschaftlichem Stoff, oder mit nützlichen und sittlichen Zwecken vermischten Darstellungsarten. Die sinnliche Schwere des Stoffs und der Behandlung nöthigt hier gleichsam den Meister, auf die Dauer, ja auf die Ewigkeit zu arbeiten; und die bleibenden Werke locken den Kunstliebhaber zu jener häufig wiederhohlten und ruhigen Betrachtung, wodurch der Eindruck sich erst fest bestimmen, und allmählig zum Urtheil reifen kann.

Ein andresmahl sagt Dionysios, daß die Werke des Platon und Isokrates nicht wie geschriebene wären, sondern ausgehöhlter und erhobner Bildnerarbeit glichen; wir würden sagen, sie seien wie mit Meißel und Feile hervorgetrieben und gerundet. Auch vergleicht er die ruhige Kraft des Isokrates, im Gegensatz der leidenschaftlichen Begeisterung des Demosthenes mit spondeischen Rhythmen und mit der dorischen Harmonie.

An Mannichfaltigkeit und Abwechslung setzt Dionysios den Ausdruck des Isokrates dem des Platon wie dem des Demosthenes und Herodotos nach. Den aus dem geschmückten und einfachen gemischten und zusammengesetzten Ausdruck hätte nach dem Theo-

phrastos, Thrasymachos zuerst gebildet und gestiftet; fortgesetzt, genährt, und beinah vollendet aber hätten ihn, nach dem eignen Urtheil des Dionysios, Platon und Isokrates. Denn es sei, den Demosthenes ausgenommen, unmöglich, andre Schriftsteller zu finden, welche das Nothwendige und Nützliche tüchtiger bearbeiteten, oder im Schmuck und in den künstlichen Zuthaten mehr glänzten, wie jene beiden. Diesen aus dem dichterischen und wissenschaftlichen, oder bloß nützlichen, gemischten Ausdruck muß man aber nicht mit der aus der erhabnen und reizenden gemischten und mittlern, schönen und vollendeten Wortstellung des Dionysios verwechseln. Er legt dem Isokrates nicht die mittlere sondern die üppige, blühende und zierliche Wortstellung bei, in welcher er unter den Epikern den Hesiodos, unter den Melikern die Sappho, und nach dieser den Anakreon und Simonides, unter den Tragikern, den einzigen Euripides, unter den Geschichtskünstlern streng genommen keinen, mehr als die andern aber, den Ephoros und den Theopompos, unter den Rednern den Isokrates, welcher unter allen Prosaikern diese Wortstellung am strengsten beobachte, für Urbilder erklärt, und als solche theils anführt, theils aus den Beispielen zergliedert. Dem Platon hingegen, welchen er mit Isokrates zusammen zu derselben Gattung des Ausdrucks geordnet hatte, legt er eine andre Wortstellung bei wie dem Isokrates, nähmlich die mittlere, weil er wie Herodotos Würde und Anmuth darin vereinige.

Es liegt aber noch etwas andres in jener Vergleichung der Isokratischen Prosa mit den Werken des Polykleitos und Phidias; dasselbe was Dionysios auf mehr als eine Weise zu erkennen giebt. Er hält nähmlich den Styl des Isokrates, ungeachtet er anerkennt, daß die Pracht und der Schmuck desselben oft unzweckmäßig, unschicklich und dadurch der lebendigen Wirksamkeit schädlich sei, für erhaben, wie den des Thucydides, und noch mehr als den des Gorgias. Diesen Eindruck wird die Isokratische Prosa wahrscheinlich auf Leser des gegenwärtigen Zeitalters durchaus nicht machen; es müßte denn etwa jemand die Schriften der Alten, mit dem Gefühl und Geist lesen, als ob er selbst ein Alter wäre. Um diese der Isokratischen Prosa beigelegte Erhabenheit zu erklären,

und das Urtheil des Dionysios in diesem Stücke zu rechtfertigen, müßte man ganz in das Einzelne der Sprachbeschaffenheit und des Redestyls eingehen. Dazu bedürfte es nicht nur einer sehr genauen Darstellung des allgemeinen Geistes in jener Periode der attischen Künste, zu der Isokrates gehört; sondern auch einer vollständigen Theorie der Parisosen, oder der symmetrisch freien Wiederkehr gleichlautender Sylbenfälle in den sich entsprechenden Gliedern der Rede, und andrer ähnlicher Figuren, deren Mißbrauch Dionysios am Isokrates so sehr tadelt. Wie viel Betrachtungen kann es nicht allein erregen, daß die Parisosen sich zum strengen Reim etwa so verhalten, wie der prosaische Numerus zum eigentlichen poetischen Metrum; so daß man die älteste hellenische Kunstprosa mit eben so viel Recht gereimt, wie rhythmisch nennen könnte. Und das war nicht etwa bloß eine Spielerei der Sophisten, sondern Geschmack des Publikums. Man erinnert sich, wie Gorgias durch solche Mittel zu Athen wirkte. Ueber die Natur der Antithesen oder der Gegensätze in den Gedanken und Redeformen, dieser gewöhnlichsten, unentbehrlichsten, und in Rücksicht auf Ueberfluß und Mißbrauch gefährlichsten Zier der Prosa, könnte man leicht ein ganzes Buch ohne alle Isokratische Ausdehnungs- und Erweiterungsmittel schreiben. Es wird eine anatomisch genaue Kenntniß von dem Knochen- und Muskelbau des menschlichen Körpers vorausgesetzt, um zu wissen, welche Stellungen und Verhältnisse in der Sculptur richtig sind, und warum einige derselben den Eindruck des Großen machen, andre aber bloß gefällig und zierlich erscheinen. Eben so ist es auch mit der Sprache, sobald sie als Kunst betrachtet, und bis in die feinsten Bestandtheile der Rede künstlerisch behandelt wird.

Wenn man sich aber auch in die künstlerische Ansicht prosaischer Werke mit dem Dionysios durchaus nicht versetzen kann; so muß man seine Abhandlung über den Isokrates dennoch als eine sehr schätzbare Urkunde der alten Kunstgeschichte gelten lassen. Weniges ist von so großer Wichtigkeit für die Kenntniß der alten Künste jeglicher Art, als die Kenntniß der alten Kunstlehre. In der Rhetorik kennen wir diese und ihren Einfluß auf die Ausübung und Kunst selbst noch am vollständigsten; wie viel

sich aber daraus auch für die Theorie der Hellenen von andern Künsten, und für die Verhältnisse dieser Theorie folgern läßt, ist vielleicht noch nicht allgemein bekannt. Aber grade der angewandte Theil der alten Kunstlehre, ausführliche Beurtheilungen zum Beispiel, ist der belehrendste; und unter diesen zeichnen sich die Schriften des Dionysios dadurch vortheilhaft aus, daß sie zugleich sehr eigenthümlich und von der andern Seite ganz allgemein gültig sind; voll ursprünglichen Geistes, und doch in dem Sinn, welcher im ganzen Alterthum der herrschende ist.

Die Alten und besonders die Griechen zeigen sich besonders wieder darin als ein durchaus kunstsinniges und künstlerisches Volk, daß sie auch die Sprache nicht bloß als Poesie, sondern selbst in Prosa ganz wie ein Werk und Gebilde der Kunst behandeln, in der lebendigen Rede, wie in der ausgearbeiteten Schrift. Dieselbe Idee des Schönen, welche in der Kunst und in den Sitten, in der Wissenschaft wie in der Geschichte des hellenischen Alterthums das vorherrschende Princip und den beseelenden Geist des Ganzen bildet, ward mit der gleichen Sinnigkeit von allen, die in noch so verschiedener Absicht und in den mannichfaltigsten Arten und Formen, die Kunst der Prosa übten, mit einem Scharfsinn und einer Zergliederung des Kunst- und Sprachgefühls, welcher nichts klein und unbedeutend schien, auf die feinsten Elemente des Gedankenausdrucks angewandt. Aus dieser künstlerischen Sorgsamkeit für den Ausdruck ging in der ersten Zeit und nach der ursprünglichen hohen Anlage, auch das Große des alten Redestyls hervor; wenn gleich sie in der spätern Zeit nur in leere sophistische Spitzfindigkeit oder Spielerei entartete. Uns ist und bleibt diese Art der Rhetorik eigentlich fremd; zwar findet sich wohl die gleiche, oder eine ganz ähnliche Absicht und Idee von einem festbestimmten Style der Kunst in der ausgearbeiteten Prosa bei Johannes Müller, Winkelmann, Klopstock; es ist aber sichtbar diese Idee von Redestyl und Prosakunst bei den genannten Schriftstellern aus den Vorbildern des Alterthums geschöpft und entnommen. Außerdem aber und im Ganzen ist die Vortrefflichkeit der neuern Schriftsteller in Prosa mehr ein Talent

der Natur und charakteristische Eigenschaft des hervorragenden Geistes, als ein fester Styl gebildeter und erlernter Redekunst.

Für uns war nur wichtig, dieselbe herrschende Idee des Schönen, und künstlerische Behandlung und Ansicht aller Dinge, wie in den Sitten und dem ganzen Gange der geistigen Entwicklung des hellenischen Alterthums, so auch im Einzelnen und Kleinen in der kunstreichen Rhetorik ihrer Prosa, an dem Beispiele einer Rede des Lysias und in der nachstehenden künstlerischen Beurtheilung der Isokratischen Werke nachzuweisen.

Charakteristik des Isokrates.

Aus dem Griechischen des Dionysios.

Isokrates der Athener, dessen Vater Theodoros ein wohlhabender Bürger vom Mittelstande war, und vom Besitz einer Flötenmanufaktur lebte, ward geboren in der sechs und achtzigsten Olympiade, als Lysimachos zu Athen Archon war, im fünften Jahre vor dem Anfang des peloponnesischen Krieges, zwei und zwanzig Jahre vor dem Lysias. Er genoß einer schönen Leitung, und ward nicht schlechter gebildet als irgend ein Athener. Sobald er ein Mann geworden war, ergriff ihn die Liebe zur Weisheitskunst. Er ward ein Zuhörer des Prodikos, des Gorgias und des Tisias, welche damahls den größten Nahmen bei den Hellenen, in Rücksicht auf Weisheit hatten; wie einige erzählen auch des Redners Theramenes, [1]) welchen die dreißig Tyrannen

---

[1]) Die politische Wichtigkeit und Zweideutigkeit, der heldenmüthige Tod des Theramenes, welcher hier auch unter den Meistern des Isokrates angeführt wird, ist vielleicht manchen Lesern aus Aristophanes, Xenophon, Cicero und andern gegenwärtig. Auch gehört dieß nur in so fern hieher, als es, wenn er mit Recht auch unter die Lehrer des Isokrates gezählt wird, bemerkt zu werden verdient, daß unter ihnen auch ein athenischer Staatsmann von solcher Bedeutung war. Sein rednerischer Charakter wird durch eine Stelle des Cicero bezeichnet: „Die ältesten Redekünstler, von denen nähmlich Schriften vorhanden, sind etwa Perikles und Alcibiades und zur selben Zeit Thucydides. Sie sind genau, scharf, kurz; an Gedanken reicher als an Worten. Auf diese folgten Kritias, Theramenes, Lysias. Den Theramenes kennen wir nur aus Erzählungen. Sie alle hatten noch das Markige des Perikles, aber bei etwas üppigerm Gewebe.“

tödteten, weil er ein Volksfreund zu sein schien; und er widmete sich mit allen Kräften den bürgerlichen Geschäften und Reden. Da sich aber die Natur widersetzte, indem sie ihm die ersten und wesentlichsten Eigenschaften eines Redners, Dreistigkeit und Stärke der Stimme, ohne welche es nicht möglich war im Haufen zu sprechen, versagte; so stand er von diesem Vorsatz ab. Da er jedoch nach Ruhm strebte, und der erste unter den Hellenen in der Redekunst sein wollte, wie er selbst sagt; so ergriff er den Ausweg, was er gedacht hatte, schriftlich mitzutheilen. Er wählte sich kein kleines Ziel, weder die Vorträge des Einzelnen, noch die andern gewöhnlichen Gegenstände der damahligen Vernünftler; sondern er schrieb über die Angelegenheiten der Hellenen und der Könige dergestalt, wie er glaubte, daß es zur bürgerlichen Verbesserung der Staaten und zur sittlichen Vervollkommnung der Einzelnen dienlich sei. Denn so schreibt er von sich in der panathenaischen Rede. Vor ihm war die Kunst der Vorträge in den Vernünftlerschulen des Gorgias und Protogoras gemischt behandelt; er entfernte sich zuerst von den die Naturlehre und den Vernunftschein betreffenden, ging allein auf die bürgerlichen, und widmete sein ganzes Leben dieser Wissenschaft, welche wie er selbst sagt, das Nützliche wollen, reden und thun lehrt. Er ward der berühmteste derer, die in seinem Zeitalter blühten, und bildete die vortrefflichsten Jünglinge aus Athen und dem übrigen Hellas, deren einige in gerichtlichen Reden die vollkommensten wurden, andere sich in bürgerlichen und öffentlichen Geschäften auszeichneten, und noch andere die die gemeinsamen Begebenheiten der Hellenen und der Barbaren aufzeichneten. So machte er seine Schule in Rücksicht auf die Verpflanzung der redenden Künste zu einem Nachbilde des Staats der Athener, erwarb sich einen größeren Reichthum als irgend einer von denen, welche sich mit der Weisheitskunst Geld verdient haben, und endigte sein Leben unter dem Archon Chäronidas, wenige Tage nach der Schlacht in Chäronea, nachdem er hundert weniger zwei Jahre gelebt hatte, aus freiem Entschluß, in der Absicht, mit dem Heil des Staats auch sein Leben zugleich aufzulösen, da es noch ungewiß war, wie Philippos, nun Herr der Hellenen, sein Glück brauchen werde. Das ist in Kurzem, was von seinen Lebensumständen erzählt wird.

2. Sein Ausdruck aber hat folgende Eigenthümlichkeiten. Er ist so rein wie der des Lysias, und setzt eben so wenig ein Wort ohne Ursache; er hält sich mit vorzüglicher Genauigkeit an die allgemeine und gewöhnlichste Sprache, denn auch diese scheut die Geschmacklosigkeit veralteter und räthselhafter Wörter. In den Bildern ist er etwas verschieden von dem des Lysias, und ist gleichmäßig gemischt; das Klare aber und das Gegenwärtige hat er gleich jenem. Er ist bedeutend und anziehend. Gewunden aber und zusammengedrängt wie jener ist er nicht, noch zu gerichtlichen Kämpfen geschickt, sondern vielmehr hingeworfen und üppig fließend. Er ist ferner nicht so kurz, sondern matt und langsamer als billig; aus welchen Gründen, werde ich bald sagen. Auch die natürliche, einfache und kampfmäßige Wortstellung des Lysias zeigt er nicht, sondern vielmehr eine zu festlicher und bunter Pracht kunstmäßig gebildete, welche auf der einen Seite glänzender ist wie jene, auf der andern aber auch überkünstlicher. Denn dieser Mann strebt überall nach schönem Ausdruck, und bemüht sich mehr geschmückt als einfach zu reden. Er vermeidet das Zusammenstoßen der Selbstlauter, weil es den Zusammenhang der Schälle auflöset, und den glatten Fluß der Klänge zerstört; und er versucht die Gedanken in einem sehr rhythmischen, von dem dichterischen Maaß nicht weit entfernten, gegliederten und weiten Kreis zu umfassen. Er ist mehr zum Lesen als zum Vortrag gemacht; denn an Festen können seine Reden zwar glänzen, auch ertragen sie die Untersuchung des genauen Lesers; aber die Kämpfe in Volksversammlungen und Gerichtsplätzen können sie nicht bestehen. Der Grund ist, daß es dazu viel leidenschaftlicher Kraft bedarf; dafür ist aber eine künstlich gegliederte Wortstellung am wenigsten empfänglich. Die Aehnlichkeiten und Gleichheiten der Worte und Sylben, die Gegensätze und aller Schmuck ähnlicher Wendungen ist sehr häufig bei ihm, und schadet oft der übrigen Kunst, indem er dem Ohr widersteht.

3. Wenn es, wie Theophrastos sagt, überhaupt drei Dinge sind, aus denen das Große, das Würdige und das Reiche im Ausdruck entsteht, die Auswahl der Worte, die Zusammenfügung derselben, und die Wendungen, welche sie umfassen; so wählt Iso-

krates sehr vortrefflich und setzt die besten Worte, fügt sie aber überkünstlich an einander, den musikalischen Wohllaut abmessend; ist überladen im Gebrauch der Wendungen, und wird hier meistens frostig, entweder durch das weit Hergehohlte, oder durch die Unangemessenheit der Wendungen für die Gegenstände, oder weil er nicht Maaß zu halten weiß. Diese Dinge nun machen seinen Ausdruck oft auch zu lang; ich meine, daß er alle Gedanken in einen künstlichen Gliederbau zusammenfügt, daß er diesen immer mit denselben Arten von Wendungen durchflicht, und überall nach Eurhythmie hascht. Denn nicht jeder Stoff verstattet denselben Umfang, eine ähnliche Wendung, oder den gleichen Rhythmus. Dadurch wird es nothwendig, den Vortrag mit nichts helfenden Redensarten hie und da auszufüllen, und über das Zweckmäßige auszudehnen. Ich behaupte nicht, daß er dieß überall thue; so rasend bin ich nicht; denn er fügt die Worte auch wohl einmahl kunstlos zusammen, löst die Verkettung der Redeglieder mit einer schönen Natürlichkeit, und vermeidet gekünstelte und überladene Wendungen, vorzüglich in den berathschlagenden und gerichtlichen Reden. Weil er aber meistens dem Rhythmus und dem Umfang des Perioden knechtisch dient, und die Schönheit des Vortrages in dem Reichthum setzt, so habe ich mich allgemeiner ausgedrückt. In diesen Stücken nun behaupte ich, bleibe die Sprache des Isokrates hinter der des Lysias zurück, und auch in der Lieblichkeit. Zwar blühend ist Isokrates, ja er nimmt es darin mit jedem andern auf, und zieht die Hörer an durch seinen Reiz; aber dieselbe Anmuth wie jener hat er doch nicht. In dieser Vollkommenheit bleibt er so weit hinter ihm zurück, wie eine aus fremdem Schmuck erborgte hinter der natürlichen Schönheit menschlicher Bildungen. Denn der Ausdruck des Lysias ist von Natur angenehm; der des Isokrates will es sein. In diesen Vollkommenheiten steht er also dem Lysias, meines Dafürhaltens nach; in folgenden aber übertrifft er ihn. Er hat mehr Erhabenheit in der Bezeichnung, weit mehr großartigen Glanz und Würde. Denn bewunderungswürdig und groß ist die mehr der heroischen als der menschlichen Natur angemessene Hoheit des Isokratischen Styls. Man könnte, dünkt mich, ohne das Ziel zu verfehlen, die Bered-

samkeit des Isokrates mit der Bildnerkunst des Polykleitos und des Phidias vergleichen, in Rücksicht auf das Erhabne und das Große und Würdige; die des Lysias hingegen mit der des Kalamis und Kallimachos, der Zierlichkeit wegen und der Anmuth. Denn so wie die letztgenannten Bildner in den kleinern und menschlichen Werken glücklicher, die erstern aber in den größern und göttlicheren geschickter sind; so ist auch der eine dieser Redner im Kleinen verständiger, der andre hingegen im Großen reicher. Vielleicht weil er schon von Natur großartig war; wo nicht, so war doch sein absichtliches Streben ganz auf das Erhabne und Bewundrungswürdige gerichtet. So viel vom Ausdruck unsres Redners.

4. In Rücksicht auf die Kunstvorschriften für den Stoff und dessen Behandlung ist Isokrates in einigen Stücken eben so gut als Lysias, in andern besser. Die jedem Gegenstande angemeßne Erfindung der rednerischen Schlüsse ist reich und dicht, und steht jener nichts nach. So zeigt auch die Beurtheilung von einem gleich großen Verstande. Die Anordnung aber und die Eintheilungen der Gegenstände, und die Ausführung in Rücksicht auf den kunstmäßigen Beweis, und das Durchflechten der Gleichartigkeit mit innern Veränderungen und äußern Zusätzen, und die andern Vollkommenheiten, welche die Anordnung des Stoffs betreffen, sind beim Isokrates weit höher und herrlicher; vorzüglich aber der Zweck der Untersuchungen, welchen er sich widmete und die Schönheit des Stoffs, welchen er stets bearbeitete. Sie waren von der Art, daß dadurch die, welche ihren Geist darauf richteten, nicht bloß zu rednerischer Geschicklichkeit gebildet werden konnten, sondern auch zu sittlichem Werth, und zum Nutzen für ihr Haus, ihren Staat und das ganze Hellas. Ja ich behaupte, daß diejenigen, welche sich die gesammte bürgerliche Vollkommenheit und nicht bloß einen Theil derselben zueignen wollen, diesen Redner stets in der Hand haben müssen; und wenn jemand nach der wahren Weisheit strebt, und nicht nur den lehrenden, sondern auch den ausübenden Theil derselben liebt, noch sich bloß das zum Ziel setzt, was ihm selbst ein zufriednes Leben gewähren muß, sondern auch das, was allgemeinen Nutzen stiften kann, so dürfte ich ihn wohl auffordern, die Grundsätze dieses Redners nachzuahmen.

5. Denn wen begeistert wohl nicht Liebe zum Staat und zum Volk; oder wer strebt wohl nicht nach dem bürgerlichen Guten und Schönen, wenn er seinen Panegyrikos lieset? in welchem er die Tugenden der Alten durchgeht und sagt: „Daß die, welche Hellas von den Barbaren befreiten, nicht allein im Kriege gewaltig waren, sondern auch edel von Sitten, und ruhmbegierig und enthaltsam; die für das Allgemeine mehr sorgten als für das Eigne, und das Fremde weniger begehrten als das Unmögliche; welche die Glückseligkeit nicht nach dem Maaß des Geldes beurtheilten, sondern nach dem der Achtung, indem sie glaubten, in der Ehre bei den Völkern ihren Kindern ein großes und tadelloses Vermögen zu hinterlassen; die einen schönen Tod für vorzüglicher hielten, als ein ruhmloses Leben. Sie sannen nicht darauf, glänzende und fein berechnete Gesetze zu haben, sondern daß die Mäßigkeit der herrschenden Sitten des alltäglichen Lebens, sich in nichts von der väterlichen Gewohnheit entferne. Ihre gegenseitigen Verhältnisse athmeten so viel Ruhmliebe und Bürgersinn, daß sie selbst bei ihren Zwistigkeiten darum stritten, nicht wer die andern vernichten, die übrigen beherrschen, sondern wer sich um den Staat die meisten Verdienste erwerben könne. Eben so waren sie auch gegen Hellas gesinnt, und fesselten die Staaten mehr durch aufmerksame Dienste und durch die Lockung der Wohlthaten an sich, als durch die Gewalt der Waffen. Worte waren bei ihnen zuverlässiger, als jetzt Eide, und sie achteten es für eben so unmöglich, Verträge zu brechen, als nothwendige Naturgesetze. Sie glaubten über Schwächere so verfügen zu müssen, wie sie in gleichem Falle von Mächtigern gefordert haben würden; sie hegten solche Gesinnungen, als seien ihre Staaten ihnen eigen, Hellas aber ihr gemeinsames Vaterland."

6. Welcher gewalthabende Mann und welches Haupt eines Reichs würde wohl nicht billigen, was er an den Philippos, den Makedonier geschrieben hat? wo er fordert: „Daß ein Feldherr und Besitzer einer solchen Gewalt die uneinigen Staaten nicht wider einander stoßen, sondern befreunden, Hellas vergrößern, und kleinlichen Ehrgeiz verachtend, solche Thaten unternehmen solle, durch die er, wenn sie gelängen, der berühmteste aller Fürsten

werden müßte; wenn sie aber mißlängen, er sich wenigstens die Liebe der Hellenen erwerben würde, die zu erlangen beneidenswerther sei als große Städte und viele Länder zu unterjochen. Ferner ermahnt er ihn, den Grundsätzen des Herakles zu folgen und der andern Heerführer, so viele mit den Hellenen wider die Barbaren zogen; und sagt, daß die, welche sich vor den übrigen auszeichneten, sich große Handlungen zum Ziel setzen, und sie mit Geisteskraft vollenden müßten, eingedenk, daß wir einen sterblichen Leib haben, durch Geisteskraft aber unsterblich werden; daß wir die Unersättlichkeit in Rücksicht auf jedes andre Gut mißbilligen, diejenigen aber bewundern, welche stets nach größerm Ruhm streben als sie schon besitzen; und daß es sich oft füge, daß alles andre, was der große Haufen für Glückseligkeit hält, Reichthum, Gewalt und Herrschaft, an die Feinde komme, daß sich die Tugend hingegen und das dadurch erworbne öffentliche Wohlwollen auf die Angehörigen eines jeden vererbe." Es ist schlechthin nothwendig, daß Fürsten, welche dieß lesen, von erhabnern Gesinnungen erfüllt werden, und eifriger nach der Tugend streben.

7. Was könnte aber wohl mehr zur Gerechtigkeit und zur Verehrung des Ehrwürdigen anfeuern, jeden für sich im Einzelnen und ganze Staaten im Allgemeinen, als die Rede vom Frieden? Denn in diesem bestrebt er sich die Athener zu überreden: „mit dem Vorhandnen zufrieden zu sein und nichts Fremdes zu begehren; die kleinen Staaten wie Besitzthümer zu schonen; die Bundsgenossen aber, wo möglich, mehr durch Liebe und Wohlthaten an sich zu fesseln, als durch Nothwendigkeit und Gewalt; und unter den Vorfahren nicht denjenigen zu folgen, welche vor dem dekelischen Kriege den Staat beinahe vernichteten, sondern denen, welche vor dem persischen Kriege alles Große und Gute standhaft übten. Er beweist, daß nicht die Menge dreirudriger Schiffe, noch mit Gewalt beherrschte Hellenen den Staat groß machen, sondern gerechte Grundsätze, und der Unterdrückten Beschützung. Er ruft sie auf, das Wohlwollen der Hellenen, welches er zur Glückseligkeit für höchst wichtig hält, dem Staat zu erwerben; kriegerisch sollten sie sein in Rücksicht auf die Zurüstung und Uebung, friedlich aber dadurch, daß sie niemanden

das geringste Unrecht zufügten. Er zeigt, daß nichts zum Reichthum, zum Ruhm und zur Glückseligkeit überhaupt so mächtig helfe, als die Tugend und deren Bestandtheile; und er tadelt diejenigen, welche dieß nicht glauben, sondern die Ungerechtigkeit für vortheilhaft und zum alltäglichen Leben für nützlich halten, die Gerechtigkeit aber für unvortheilhaft, und mehr andern als denen, die sie üben, heilsam achten." Ich zweifle, ob jemand entweder sittlichere oder richtigere, oder der Weisheitslehre angemeßnere Vorträge halten könnte.

8. Wer kann wohl die areopagitische Rede lesen, ohne dem Gesetz geneigter und treuer zu werden? Oder wer muß nicht das Unternehmen des Redners bewundern, der es wagte, zu den Athenern über ihre Staatsverfassung, worüber keiner der Demagogen zu reden versuchte, zu reden und zu fordern: „Sie sollten die damahls bestehende Demokratie abschaffen, weil sie dem Staat viel schade; indem er in Erwägung zieht, wie sie in solche Unordnung gerathen sei, daß nicht einmahl die Gewalthaber die Einzelnen mehr im Zaum halten könnten, sondern daß jeder thue und sage was ihm beliebe, und daß die unzeitige Redefreiheit allgemein für die eigentliche Volksherrschaft gehalten werde; und sie möchten die vom Solon und Kleisthenes errichtete Verfassung wieder herstellen." Indem er die Grundsätze derselben und die öffentlichen Sitten, auf denen sie beruhte, durchgeht, sagt er: „Die damahligen Menschen hätten es für entsetzlicher gehalten, Aelteren zu widersprechen, als die Schlachtordnung zu zerstören; nicht die Ausschweifung habe ihnen für Volksherrschaft gegolten, sondern strenge Zucht; die Freiheit hätten sie nicht in der Geringschätzung der Oberen, sondern in der Verrichtung des Befohlnen gesetzt. Sie hätten keinem Sittenlosen Macht anvertraut, sondern den Vortrefflichsten die Gewalten und Ehren verliehen, des Glaubens, daß auch die übrigen so sein würden, wie die Verwalter des Staats; anstatt dem eignen Vermögen aus dem öffentlichen wieder aufzuhelfen, hätten sie die eignen Reichthümer zum allgemeinen Besten verwendet. Außerdem hielten die Väter strengere Aufsicht über ihre Söhne, wenn sie Männer geworden, als da sie noch Knaben waren; ein-

gedenk, daß das öffentliche Beste mehr durch diese Zucht als durch jene Erziehung befördert werde. Sie hätten gute Sitten für wichtiger gehalten als eine künstliche Gesetzgebung; denn ihr Zweck sei nicht gewesen, die Fehlenden durch Strafen zurückzuhalten, sondern daß niemand etwas Strafwürdiges übe; das Vaterland, hätten sie geglaubt, müsse mächtig und frei sein, den Einzelnen aber dürfe nichts zu thun erlaubt sein, was die Gesetze verbieten; mit den Gefahren müsse man muthig kämpfen, und vor keinem Unfall erschrecken."

9. Und wer könnte wohl einen Staat und Männer kräftiger überreden als unser Redner, bei vielen andern Gelegenheiten, und auch in dem an die Lakedämonier gerichteten Vortrage, welcher „Archidamos" überschrieben ist, des Inhalts, daß man Messene den Böotern nicht überlassen solle, noch die Befehle der Feinde erfüllen! Denn damahls war die Schlacht bei Leuktra für die Lakedämonier unglücklich ausgefallen, und viele andre nach jener; und die Macht der Thebaner blühte, und war hoch gestiegen zu großer Herrschaft; die von Sparta hingegen war gesunken, und des alten Vorranges und Einflußes unwürdig geworden. Zuletzt also berathschlagte der Staat, ob man, um nur Frieden zu erhalten, Messenia fahren lassen solle, indem die Böoter diese harte Bedingung auferlegten. Da Isokrates nun sah, daß Sparta der Ahnen unwürdig handeln wollte, so verfaßte er diese Rede für den Archidamos, der zwar ein Jüngling war und die königliche Würde noch nicht bekleidete, aber große Hoffnungen hatte, zu dieser Ehre zu gelangen. Er geht in demselben zuerst durch: „wie rechtmäßig die Lakedämonier Messene erwarben, indem die Söhne des Kresphontes dasselbe übergaben, da sie der Herrschaft beraubt worden waren, auch die Gottheit befohlen hatte, sie aufzunehmen und die Beeinträchtigten zu rächen; und da überdem der Krieg den Besitz bestätigte, und die Zeit ihn fest und sicher machte. Er beweiset, daß man nicht den Messeniern, die nicht mehr vorhanden wären, sondern Knechten und Heloten die Stadt zum Freihafen und Zufluchtsort geben werde. Er geht die gefahrvollen Kämpfe durch, welche die Vorfahren der Herrschaft wegen muthig bestanden; er erinnert sie an ihren unter den Helle-

nen bestehenden Ruhm; er ermahnt sie, nicht mit dem Glück zu sinken, noch an einer Aenderung zu verzweifeln. Sie möchten erwägen, daß schon viele, die eine größere Macht besaßen als die Thebaner, von Schwächeren besiegt worden seien; daß viele schon durch Belagerung eingeschloßne, nachdem es ihnen schlimmer gegangen als den Lakedämoniern, die angreifenden Feinde dennoch vernichtet hätten. Er stellt ihnen den Staat der Athener zum Vorbilde auf, der nach einem sehr blühenden Zustande seinen Sitz habe verlassen müssen, und die äußersten Gefahren auf sich genommen habe, um nur nicht den Befehlen der Barbaren gehorchen zu müssen. Er ruft sie auf, über dem Gegenwärtigen nur nicht den Muth zu verlieren, und für das Künftige zu hoffen; da sie ja wüßten, daß die Staaten durch eine gute Verfassung und durch Kriegserfahrung, worin Sparta andere Staaten übertreffe, sich von solchen Unfällen zu erhohlen pflegten. Er glaubt, sie müßten jetzt, da es ihnen unglücklich ginge, den Frieden gerade nicht begehren; weil sie nach dem gewöhnlichen Wechsel der menschlichen Dinge auf eine vortheilhafte Veränderung hoffen dürften; sondern vielmehr die glücklichen Feinde, denn die Behauptung erlangter Vortheile sei gefährlich. Außerdem geht er noch vieles andre durch, alle glänzende Thaten, die von ihren berühmtesten Mitbürgern in den Kriegen gemeinschaftlich und einzeln ausgeführt worden; zeigt, wie viel Schande das verdiene, was sie thun wollten, und wie übel man von ihnen bei den Hellenen reden werde, und daß sie, wenn sie den Kampf nur begönnen, von allen Seiten her Beistand erhalten würden, von den Göttern, von den Bundsgenossen und von allen Menschen, deren Neid die vergrößerte Macht der Thebaner erregt habe. Er zeigt, welche Unordnung und Erschütterung in den Städten geherrscht habe, während die Böoter die Oberaufsicht über Hellas führten; und endigt damit, daß er, falls von allen diesem nichts geschehen und kein andrer Ausweg der Rettung übrig bleiben sollte, ihnen befiehlt, die Stadt zu verlassen; indem er ihnen angiebt, sie sollten die Kinder und Frauen und den übrigen unnützen Haufen nach Sikelia senden und nach Italia, selbst aber den festesten und zum Kriege tauglichsten Ort besetzen, und die Feinde zu Lande und zu Wasser auf alle Weise

angreifen und beunruhigen. Denn kein Heer werde gegen Männer anrücken wollen, welche unter allen Hellenen die tapfersten und erfahrensten Krieger, jetzt aber in Rücksicht auf das Leben verzweifelt gesinnt, und von gerechtem Zorn beseelt wären, und eine ehrenvolle Gelegenheit, ihr Schicksal zu erfüllen, erlangt hätten." Ich möchte wohl sagen, daß er hier nicht bloß den Lakedämoniern Rath ertheile, sondern auch den andern Hellenen und allen Menschen; weit besser als alle Weisen, welche die Vollkommenheit und die Schönheit zum Zweck des Lebens machen.

10. Ich könnte noch viele andre an Staaten, Herrscher und Einzelne geschriebene Reden von ihm zergliedern, deren einige die Völker zur strengen Zucht ermahnen, andre die Gewalthaber zur Mäßigkeit und zur gesetzlichen Herrschaft anführen, andre die Lebensart der Einzelnen sittlich zu bilden streben, indem sie jedem seine Pflicht zeigen. Aus Besorgniß indessen, daß meine Abhandlung sich über die Gebühr verlängern möchte, werde ich dieß übergehen. Um aber das Obige faßlicher zu machen, und weil die Verschiedenheit, durch welche Isokrates von Lysias abweicht, so wichtig ist, will ich ihre Vorzüge in einem Auszug zusammenstellen, und dann zu den Beispielen übergehen.

11. Die erste Vollkommenheit ihrer Reden, sagte ich, sei die klare Bezeichnung, worin ich bei keinem einige Verschiedenheit fand. Dann die genaue Beobachtung der damahls gewöhnlichen Sprache; und auch diese sah ich bei beiden in gleichem Maaße. Nachher bemerkte ich, daß beide sich der eigenthümlichen, gewöhnlichen und allgemeinen Worte bedienen; die Sprache des Isokrates mit einem Zusatze von bildlicher Künstlichkeit, worin sie so weit geht, daß sie Ueberdruß erregen kann. Den Vorzug der Klarheit und der Lebendigkeit, behauptete ich, besäßen beide in gleichem Maaß; die Gedanken kurz auszudrücken, das, glaubte ich, gelinge dem Lysias mehr; in Rücksicht auf die Erweiterungen hingegen schien es mir Isokrates besser zu treffen. Im Zusammenrücken der Gedanken und im gedrängten Vortrage lobte ich den Lysias, als geschickt zu wahrhaften Kämpfen; in der Bezeichnung sittlicher Eigenthümlichkeiten fand ich beide gewandt; in der Lieblichkeit aber und der Anmuth gab ich ohne Bedenken dem Lysias den Vorzug.

Das heldenmäßige Große fand ich beim Isokrates; das Ueberzeugende und Schickliche vermißte ich bei keinem von beiden. In der Wortstellung sei Lysias, nach meinem Urtheil, einfacher, Isokrates aber gelehrter; jener mehr ein täuschender Nachbildner der Wahrheit, dieser mehr ein glänzender Wettkämpfer der Künstlichkeit.

12. Dieß sagte ich vom Ausdruck der Beiden. Als ich den Inhalt würdigte, fand ich die Erfindung bei beiden bewundrungswürdig und auch das Urtheil; in der Anordnung der Schlüsse aber, in der Eintheilung der Beweise, in der Ausarbeitung jeglicher Art derselben, und in allen andern Forderungen aus dem vom Stoff handelnden Theile der Kunstlehre, hielt ich dafür, daß Isokrates den Lysias bei weitem übertreffe. In Rücksicht auf den glänzenden Werth der Gegenstände und die Erhabenheit des weisen Zwecks, sei er ihm noch überlegner als ein Mann einem Kinde, wie Platon gesagt hat [1]); ja, um die Wahrheit zu sagen, auch allen übrigen Rednern, welche diese Lehre mit wissenschaftlichem Geist behandelt haben. Aber das Kreismäßige im Gange seiner Perioden und die jugendliche Eitelkeit in den künstlichen Wendungen seines Ausdrucks billigte ich nicht. Denn oft dient der Gedanke dem Wohllaut der Sprache, und die Richtigkeit wird über der Zierlichkeit vernachlässigt; und die beste Weise in einem bürgerlichen und streitenden Vortrage ist doch die, welche der Natur am meisten gleicht. Die Natur aber fordert, daß der Ausdruck

---

[1]) Die Stelle des Platon, worauf sich der Kunstrichter hier bezieht, steht im Phädros. Sokrates sagt: „Isokrates, o Phädros, ist noch jung. Doch will ich sagen, was ich von ihm ahne. Phaed. Was denn? Sokr. Er scheint mir, in Rücksicht auf seine Anlagen, für die Art von Reden des Lysias zu gut zu sein; und auch von edlerem Charakter. So daß ich mich nicht wundern würde, wenn er bei fortschreitender Reife in den Reden selbst, mit denen er sich jetzt beschäftigt, alle, welche sich je den Reden gewidmet haben, so weit überträfe, als ob sie Kinder wären; noch auch, wenn ihn dieß nicht befriedigte, sondern eine göttlichere Begeisterung ihn zu größeren Dingen führte. Denn von Natur, o Freund, ist eine gewisse Weisheitsliebe in der Seele dieses Mannes. Dieses nun gehe ich, auf Eingebung der benannten Götter dem Isokrates, als meinem Geliebten, zu verkündigen."

den Gedanken folge, nicht die Gedanken dem Ausdruck. Ich kann mir nicht denken, welchen Nutzen dieser jugendliche und der Bühne angemeßne Schmuck einem Rathgeber, der über Krieg und Frieden redet, oder einem Bürger, der vor seinen Richtern den Kampf über Leben und Tod besteht, gewähren könne; vielmehr weiß ich, daß dieses sogar Schaden verursachen könne. Denn jede absichtliche Verzierung ist bei ernsthaften und unglücklichen Angelegenheiten unzeitig, und nichts verhindert so sehr das Mitleiden.

13. Ich bin nicht der erste, welcher dieß behauptet; denn auch viele unter den Alten dachten eben so über ihn. Philonikos, der dialektische, lobt zwar die übrige Kunst seines Ausdrucks, tadelt aber dieses Gesuchte und Ueberladne; er gleiche einem Mahler, sagt er, welcher alle seine Gemählde mit den nähmlichen Bekleidungen und Gestalten verziere. „In der That, sagt er, fand ich, daß alle seine Schriften dieselben Wendungen des Ausdrucks gebrauchen; so daß in vielen, obgleich das Einzelne künstlich ausgearbeitet ist, das Ganze doch völlig ungeschickt erscheint, weil der Vortrag der herrschenden Stimmung des Inhalts nicht angemessen ist.“ Hieronymos, der Philosoph [3]) sagt: „Lesen könne man seine Reden wohl schön, mit erhobner Stimme aber und mit einer dieser Absicht angemeßnen Gebehrdung in Volksversamm=

---

[3]) Dieser Hieronymus, welchen Dionysios hier zur Bestätigung seines Urtheils anführt, war ein berühmter Gelehrter der peripatetischen Schule, welcher über viele Gegenstände der Kunstlehre Schriften hinterlassen hatte. Cicero im Redner, wo er davon handelt, wie sehr man in Prosa Verse vermeiden müsse, und wie schwer dieß sei, sagt: „Aus vielen Schriften des Isokrates hat Hieronymus etwa dreißig Verse ausgesucht, meistens senarische, d. h. jambische Trimeter, doch auch Anapäste. Was kann häßlicher sein, als dieß? Freilich ist er beim Auswählen boshaft verfahren. Er hat nähmlich die erste Sylbe vom ersten Worte eines Gedankens weggenommen, und wieder die erste Sylbe des folgenden an die letzte angefügt. Auf diese Weise ist der Anapäst herausgekommen, welcher der aristophanische genannt wird. Dieß kann und braucht man nicht zu vermeiden. Und doch hat dieser Verbesserer selbst gerade in der Stelle, wo er tadelt, wie ich bei genauer Untersuchung gefunden habe, sich unbedachtsamer Weise einen Senarius entwischen lassen.“

lungen hersagen, keineswegs. Denn was das Wichtigste ist und die Menge am meisten zu bewegen pflegt, das Leidenschaftliche und Beseelte nähmlich, habe er vermieden; überall diene er dem Fließenden; das Gespannte aber und das Gelassene zu mischen und abwechseln zu lassen, und mit Leidenschaft erregenden Gegenständen zu durchflechten, das habe er vernachlässigt. Ueberhaupt aber ziehe er sich in den kleinen Umfang der Stimme eines vorlesenden Knaben zurück, und sei nicht gemacht, um mit rednerischer Stimme, mit leidenschaftlicher Kraft und mit lebendiger Gebehrdensprache vorgetragen zu werden." Dieß und Aehnliches haben auch viele andre gesagt, worüber ich nichts zu schreiben brauche. Denn aus den angeführten Beispielen vom Ausdruck des Isokrates, wird der überall nach Schmuck jagende Wohlklang seiner gegliederten Wortstellung offenbar werden, und das um Gegensätze, Gleichheiten und Aehnlichkeiten stets bemühte Kindische seiner Wendungen. Doch tadle ich nicht die Gattung dieser Wendungen überhaupt, sondern nur das Uebermaaß; denn viele Geschichtskünstler und Redner haben sie gebraucht, um der Sprache Blüthe zu geben.

14. Denn durch das Unzeitige und Unnatürliche, widerstehen sie, behaupte ich, dem Ohr. In dem Panegyrikos, der berühmten Rede, ist er sehr reich an dergleichen Fehlern. „Ich achte sie der meisten Güter schuldig, und der höchsten Ehren würdig." Hier ist nicht nur das Glied dem Gliede ähnlich, sondern auch die Wörter den Wörtern; dem „Meisten" das „Höchsten;" dem „Güter" das „Ehren;" dem „Schuldig" das „Würdig." Und wiederum: „Sie benutzten es auch nicht wie eignes, und verwahrlosten es wie fremdes;" denn das zweite Glied endigt dem vorhergehenden ähnlich; und unter den Worten ist dem „Benutzten" das „Verwahrlosten" entgegengesetzt. Er fügt hinzu: „sondern sie verpflegten es zwar, wie ihnen Zustehendes; verschonten es aber pflichtmäßig, wie sie nichts Angehendes." Denn auch hier entspricht dem „Verpflegten" wiederum das „Verschonten" und dem „ihnen Zustehendes" das „sie nichts Angehendes." Und sogar dieß ist noch nicht hinreichend; in den folgendem Perioden setzt er wiederum dem: „Er würde sowohl selbst am meisten gelten;" das nachfolgende: „Als auch seinen Kindern großen Ruhm

hinterlassen;" entgegen, und dem: „Noch ahmten sie ihre Verwegenheiten gegenseitig nach;" das darangefügte: „Noch richteten sie ihre Unternehmungen gegen sich selbst." Ohne auch nur einen kleinen Zwischenraum zu lassen, setzt er nach diesem hinzu: „Sondern sie hielten es für ein größeres Uebel, schimpflich von ihren Mitbürgern getadelt zu werden, als rühmlich für das Vaterland getödtet zu werden." Auch hier entspricht dem „Schimpflich" das „Rühmlich" und dem „Getadelt zu werden," das „Getödtet zu werden." Wenn er nun hier wenigstens Maaß hielte, so wäre er noch erträglich; aber er kann nicht nachlassen. Demnach setzt er in den folgenden Perioden wieder: „Daß gute Menschen nicht vieler Abhandlungen, sondern nur weniger Bedingungen bedürfen um sich über das Allgemeine und über das Besondre zu vereinigen." Das „Abhandlungen" und „Bedingungen" endigt ähnlich; und das „Vieler" und „Weniger" und „Allgemeine" und „Besondre" sind sich entgegengesetzt. Darauf, als ob er noch nichts dergleichen gesagt hätte, will er den Hörer mit gehäuften Gleichheiten der Endigung überschwemmen, und setzt gleich hinzu: „Die Angelegenheiten der übrigen Staaten verwalteten sie so, daß sie die Hellenen verpflegten und nicht verhöhnten. Sie glaubten sie anführen, nicht sie beherrschen zu müssen; sie wollten lieber Häupter als Herren, geheißen, Erretter und nicht Verderber genannt werden, die Städte mit Wohlthaten an sich ziehen, und nicht mit Gewalt an sich reißen. Ihre Worte waren zuverläßiger als jetzt Eide, und Verabredungen galten ihnen für unabänderliche Fügungen." Doch wozu bedarf es einer weitläuftigen Zergliederung des Einzelnen? Denn fast die ganze Rede ist durch solche Wendungen verziert. Jedoch haben die gegen das Ende seines Lebens geschriebenen Reden weniger dieses Jugendliche, weil sie, wie mir es scheint, durch die Zeit zu reifem Verstande gelangten. Darüber ist das bisher Gesagte hinreichend.

15. Jetzt wäre es wohl Zeit, zu den Beispielen überzugehen, und durch dieselben zu zeigen, worin die eigenthümliche Stärke dieses Redners besteht. Alle Gattungen von Aufgaben und alle Arten von Reden in einem so engen Raum zu bezeichnen, ist unmöglich. Eine angeführte Volksrede und einer von den gerichtli-

chen Vorträgen wird hinreichend sein. Die berathschlagende Rede ist diejenige, in welcher er die Athener aufruft, den sogenannten bundsgenossischen Krieg zu endigen, welchen die Chier gegen sie führten und die Rhodier; und ihren ehrgeizigen Absichten auf die Oberherrschaft zu Lande und auf dem Meere zu entsagen; indem er ihnen zeigt, daß die Gerechtigkeit nicht nur sittlicher sei, als die Ungerechtigkeit, sondern auch vortheilhafter. Das Hingeworfene und Nachlässige im Gange, und die Künstelei der Perioden findet sich freilich auch hier; doch sind die der Bühne angemeßnen Wendungen sparsam gebraucht. Dieß müssen die Leser übersehen und nicht wichtig achten; auf das übrige aber ihre ganze Aufmerksamkeit richten. Die Rede fängt so an:

16. „Alle, welche hieher treten, pflegen zu sagen, das sei das Größte und Wichtigste für den Staat, worüber sie Rath ertheilen wollen. Indessen wenn sich eine solche Einleitung nur für irgend einen andern Gegenstand schickt, so scheint es mir auch den gegenwärtigen Angelegenheiten angemessen, damit den Anfang zu machen. Denn wir sind hier zusammengekommen, um über Krieg und Frieden zu berathschlagen, welche den größesten Einfluß im menschlichen Leben haben; und wer über sie richtige Entschlüße faßt, muß also nothwendig die, welche das nicht thun, an Wohlfahrt übertreffen. So groß ist die Wichtigkeit der Gegenstände, wegen welcher wir versammelt sind! Aber ich sehe, daß ihr die Redenden nicht nach dem Gesetz der Gleichheit anhört, sondern euren Geist zu dem einen wendet, den andern aber nicht einmahl euer Ohr leihen wollt. Es ist nicht befremdlich, daß ihr so handelt. Denn auch zu andern Zeiten wart ihr gewohnt, alle übrigen hinweg zu stoßen, außer diejenigen, welche nach euren Wünschen reden. Man könnte euch mit Recht tadeln, daß ihr, da ihr doch wißt, daß viele große Geschlechter durch die Schmeichler zu Grunde gerichtet worden sind, und da ihr diejenigen, welche diese Kunst im häuslichen Leben üben, haßt, in Staatsgeschäften euch nicht so gegen sie verhaltet; sondern, indem ihr diejenigen tadelt, welche ihnen Gehör und Beifall geben, dennoch ihnen selbst offenbar mehr traut, als andern Mitbürgern. Denn ihr habt gemacht, daß die Redner darauf sinnen und nachforschen,

nicht was dem Staat nützlich sein würde, sondern Reden, wie sie euch gefallen können, zu sagen; in Erwartung welcher, auch jetzt der große Haufe unter euch zusammengeflossen ist. Denn es ist allen offenbar, daß euch die besser gefallen, welche euch zum Krieg ermuntern, als die, welche euch über den Frieden Rath ertheilen. Jene erregen nähmlich die Erwartung in euch, daß wir die Besitzthümer in den Städten bekommen, und die Macht wieder erlangen werden, welche wir ehedem besaßen; diese hingegen erwähnen nichts dergleichen, sondern daß man Ruhe halten müsse, und nicht gegen das Recht nach großen Dingen streben, sondern mit der Gleichheit zufrieden sein; welches für die meisten Menschen unter allem das schwerste ist. Denn wir hängen so an Hoffnungen, und sind so unersättlich in dem, was ein Vortheil zu sein scheint, daß nicht einmahl die, welche die größten Reichthümer besitzen, dabei stehen bleiben können, sondern immer mehr begehren, und sich der Gefahr aussetzen, auch das, was sie haben, zu verlieren. Daher darf man wohl besorgen, ob ihr nicht auch von solcher Unvernunft ergriffen werden möchtet. Denn mit Ungestüm scheinen mir einige in den Krieg zu stürzen, als ob ihnen nicht die ersten besten dazu gerathen, sondern als ob sie es von den Göttern selbst gehört hätten, daß wir überall glücklich sein, und die Feinde leicht besiegen werden. Was sie schon wissen, müssen Vernünftige nicht erst überlegen, denn das ist überflüßig; sondern handeln, wie sie beschlossen haben. Von dem, was sie noch überlegen, müssen sie aber den Ausgang nicht schon zu wissen glauben, sondern so darüber denken, als vermöchten sie nur Vermuthungen anzustellen, was, wie es der Zufall füge, geschehen werde. Keines von beiden ist euer Fall; euer Zustand ist vielmehr so widersprechend wie nur möglich. Ihr seid nähmlich zusammengekommen, als müßtet ihr das Beste aus allen Vorschlägen auswählen; und ihr wollt niemand hören, wie die, welche euern Wünschen gemäß reden, als wüßtet ihr schon ganz klar, was zu thun sei. Ihr solltet vielmehr, um das öffentliche Beste ausfindig zu machen, auf diejenigen eure Aufmerksamkeit richten, welche sich euren Meinungen widersetzen, als auf die, welche ihnen willfahren; überzeugt daß unter denen, die hier auftreten, die, welche

sagen, was ihr verlangt, leicht täuschen können. Denn das nach Wunsch Gesagte verfinstert die Einsicht des Besten. Von denen hingegen, welche nicht nach eurem Beifall streben, sondern euch Rath ertheilen wollen, dürft ihr dergleichen nicht besorgen. Denn es ist unmöglich, daß sie euch von eurer Ueberzeugung abbringen könnten, ohne die Heilsamkeit ihrer Rathschläge einleuchtend zu beweisen. Außerdem aber, wie könnte wohl jemand entweder das Vergangne richtig beurtheilen, oder über das Zukünftige gut berathschlagen, wenn er nicht die Gründe der Gegner mit einander vergliche, und einem so wie dem andern zuhörte? Ich erstaune sowohl über die Aelteren, daß sie vergessen, als auch über die Jüngeren, daß sie noch von niemand gehört haben, wie wir noch niemahls durch diejenigen, welche uns ermahnten, den Frieden zu suchen, irgend ein Uebel erlitten; daß wir hingegen durch diejenigen, welche so leicht für den Krieg entscheiden, in großes Unglück gerathen sind. Daran denken wir ganz und gar nicht, sondern sind bereit, ohne daß wir uns dadurch im geringsten weiter brächten, Schiffe zu bemannen, Abgaben zu bezahlen, Hülfe zu senden, und mit den ersten den besten Krieg anzufangen, als wenn es nicht unser eigner Staat wäre, den wir in Gefahr setzen. Daran ist Schuld, daß ihr, da es eure Pflicht wäre, für das Allgemeine wie für das Eigne zu sorgen, in Rücksicht auf beides nicht eines Sinnes seid. Wenn ihr über eigne Angelegenheiten berathschlagt, so sucht ihr die vernünftigsten Rathgeber unter euch aus; wenn ihr aber über Staatsangelegenheiten Versammlungen haltet, so seid ihr mißtrauisch und tadelsüchtig gegen Rathgeber solcher Art, und gebt euren Beifall den Nichtswürdigsten unter allen, welche die Rednerbühne besteigen; und haltet die Trunkenen für bessere Volksfreunde als die Nüchternen, und die, welche keine Vernunft haben, als die Verständigen, und die, welche die Güter des Staats vertheilen, als die, welche öffentliche Ausgaben aus eignem Vermögen für euch bestreiten. Daher muß man sich wundern, wenn jemand hofft, der Staat werde, wenn er solchen Rathgebern folgt, zu größerer Wohlfahrt anwachsen. Aber ich weiß wohl, daß es ein steiler Weg ist, sich euren Gesinnungen zu widersetzen; und daß man,

wo das Volk herrscht, nicht frei reden darf, außer hier die, welche die tollsten sind und sich nichts um euch kümmern, und die Possenreißer auf der Bühne. Das ist das Schrecklichste unter allem, daß ihr denen, welche die Gebrechen des Staats unter die übrigen Hellenen ausbringen, mehr Dank wißt, als den Wohlthätern; diejenigen hingegen, welche euch mit Worten strafen und zur Vernunft zu bringen suchen, so sehr haßt, wie die, welche dem Staat etwas Uebles zugefügt. Obgleich sich dieß nun so verhält, so will ich doch nicht von dem Vorsatz abstehen, den ich einmahl gefaßt. Denn ich bin nicht gekommen, um euch zu schmeicheln, noch um ein Händeklatschen zu buhlen, sondern um zu offenbaren, wovon ich überzeugt bin; erstlich über die Gegenstände, welche der Prytanis aufgiebt; dann über die übrigen Angelegenheiten des Staats. Denn die Vorträge über den Frieden werden nichts fruchten, wenn wir nicht über die letztern künftig richtige Beschlüsse fassen. Ich behaupte, man müsse Frieden machen, nicht bloß mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern und Koern, sondern mit allen Menschen; nicht nach den Verträgen, welche jetzt einige entworfen haben, sondern nach denen, welche mit dem König der Perser und mit den Lakedämoniern geschlossen wurden: worin verordnet ist, daß die hellenischen Staaten selbstständig sein, die Besatzungen aus fremden Städten ausziehen, und alle nur die ihrige inne haben sollen. Denn gerechtere und für den Staat nützlichere, wie diese, werden wir nirgends finden."

17. Nach dieser Einleitung und angemeßnen Vorbereitung der Zuhörer für die zu haltende Rede, wo er die herrlichste Lobrede auf die Gerechtigkeit ausführt, und die gegenwärtige Verfassung tadelt, läßt er sogleich die Vergleichung der damahligen Menschen mit den Vorfahren darauf folgen: „Ich habe diese Einleitung deßwegen vorangeschickt, weil ich im folgenden ohne alle Verheimlichung und ganz unbekümmert zu euch reden werde. Denn welcher aus der Fremde Kommende, und von euch noch nicht Angesteckte, sondern plötzlich in die gegenwärtigen Begebenheiten Versetzte, würde wohl nicht denken, wir seien rasend und von Sinnen, die wir stolz sind auf die Thaten der Vorfahren, und fordern, daß man die Stadt über das damahls Verrichtete lobpreise, und doch

nichts von dem thun, was jene, sondern ganz das Entgegengesetzte? Denn jene kriegten beständig für die Hellenen mit den Barbaren; wir hingegen haben diejenigen, welche sich in Asia ihren Unterhalt erwarben, von dort entfernt, und gegen die Hellenen geführt. Jene wurden ferner der Hegemonie würdig geachtet, weil sie den hellenischen Städten Freiheit verschafften und Beistand gewährten; wir hingegen haben sie zu Knechten gemacht, und das Gegentheil gethan, was jene, und zürnen noch, wenn wir nicht dieselbe Ehre und Macht wie jene haben sollen; wir, die wir an Thaten und Gesinnungen so weit hinter den im damahligen Zeitalter Lebenden zurückbleiben, als jene für die Rettung der Hellenen" u. s. w. „So wenig bekümmern wir uns um sie; wenn ihr einen Fall anhören wollt, so könnt ihr auch die übrigen leicht entscheiden. Obgleich die Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn jemand der Bestechung überführt wird; so wählen wir doch die, welche dieß am offenbarsten thun, zu Feldherren, und setzen den, welcher die meisten Bürger verführen kann, über die wichtigsten Angelegenheiten. Wir achten die Verfassung nicht minder wichtig, als das Heil des ganzen Staats; wir wissen, daß die Demokratie bei Ruhe und Sicherheit zunimmt und bleibt, im Kriege hingegen schon zweimahl umgeworfen ward; und dennoch bezeigen wir uns feindlich gegen die, welche den Frieden wünschen, las seien sie oligarchisch; und halten diejenigen, welche Krieg wollen, für wohlgesinnt, als Freunde der Demokratie. Wir, in Reden und Geschäften die erfahrensten, sind so ganz ohne alle Ueberlegung, daß wir über dieselben Gegenstände desselben Tags nicht dasselbe denken, sondern das nähmliche, was wir, ehe wir in die Versammlung gingen, mißbilligten, wenn wir zusammengekommen sind, beklatschen; kurze Zeit darauf aber, wenn wir weggegangen sind, das hier Beschloßne wieder tadeln. Wir, die wir die weisesten der Hellenen sein wollen, folgen Rathgebern, die jeder verachten würde; und bestellen die nähmlichen zu Herren aller öffentlichen Angelegenheiten, denen niemand irgend eine seiner eignen würde anvertrauen wollen."

18. So ist der Mann in berathschlagenden Reden. In den gerichtlichen ist er übrigens sehr streng und natürlich; in der

Wortstellung aber hat er jenes Fließende und Glänzende; zwar weniger, wie in andern Reden, aber er hat es doch. Niemand glaube indessen, ich wisse nicht, daß Aphareus, der Stiefsohn und adoptirte des Isokrates, in der Rede gegen den Megakleides über die Erstattung behauptet, sein Vater habe keine gerichtliche Schrift verfaßt; oder daß Aristoteles erzählt, es würden sehr viele Bände gerichtlicher Isokratischer Reden von den Buchhändlern umhergetragen. Ich weiß es, daß sie das sagen, ich traue aber weder dem Aristoteles, welcher dem Isokrates einen Flecken anhängen will, noch stimme ich dem Aphareus bei, welcher in dieser Absicht eine glänzende Rede erdichtet. Den Athener Kephisodoros hingegen, der ein Zeitgenosse und der ächteste Schüler des Isokrates war, und die bewunderungswürdige Vertheidigung in der Gegenschrift wider den Aristoteles verfertigte, halte ich für einen gültigen Zeugen der Wahrheit, und glaube nach ihm, daß unser Redner einige gerichtliche Aufsätze geschrieben habe, aber nicht viele. Ich führe ein Beispiel derselben an, denn für mehrere ist kein Raum; nähmlich die sogenannte Wechslerrede, die er für einen gewissen Fremden, der unter seine Schüler gehörte, gegen den Wechsler Pasion schrieb. Die Rede ist folgende:

19. „Der Streit, ihr Richter, ist für mich sehr ernsthaft. Ich laufe nähmlich nicht bloß Gefahr, eine große Geldsumme zu verlieren, sondern daß man von mir glaube, ich begehre widerrechtlich fremdes Gut; eine Sache von der äußersten Wichtigkeit für mich. Vermögen würde mir doch hinlänglich übrig bleiben, wenn mir auch dieses genommen wird. Wenn man aber glaubte, ich fordere dieses Geld, ohne Ansprüche darauf zu haben; so würde ich Zeit Lebens einen üblen Ruf haben. Es ist äußerst schlimm, mit Gegnern von dieser Gattung zu thun zu haben, ihr Richter. Denn die Verträge mit den Wechslern werden ohne Zeugen geschlossen; und widerfährt einem Unrecht, so geräth man natürlich in eine sehr üble Lage, da sie so viel Freunde haben, und so viel Geld durch ihre Hände geht, und da sie durch ihr Gewerbe den Schein der Zuverlässigkeit erhalten. Dessen ungeachtet hoffe ich es allen klar beweisen zu können, daß mir dieses Geld vom Pasion geraubt worden sei. Zuerst will ich euch, was vor-

gefallen, so gut ich es vermag, erzählen. Mein Vater, ihr Richter ist ein Sinoper, der wie alle wissen, die nach dem Pontos schiffen, mit dem Satyros in einer so freundschaftlichen Verbindung steht, daß er eine große Strecke Landes unter sich hat, und die gesammte Herrschaft desselben besorgt. Der Ruf dieser Stadt und der übrigen Hellas machte mir Lust, auf Reisen zu gehen. Mein Vater befrachtete zwei Schiffe mit Korn, gab mir Geld und schickte mich weg, zum Handel, und zugleich auch damit ich die Merkwürdigkeiten sehen könnte. Pythodoros, der Sohn des Phönix, machte mich mit dem Pasion bekannt, welchen ich denn auch als meinen Wechsler brauchte. Einige Zeit darauf, da man Verläumdungen an den Satyros gebracht hatte, mein Vater strebe nach der Herrschaft, und ich ginge mit den Verbannten um, ließ er meinen Vater ergreifen, und trug den aus dem Pontos hieher Reisenden auf, das Geld von mir in Empfang zu nehmen, und mir zu befehlen, daß ich heimkommen solle, und mich, falls ich das nicht thue, von euch auszufordern. Da ich mich nun in einer so äußerst üblen Lage befand, ihr Richter, so erzähle ich dem Pasion mein Unglück. Denn ich war so genau mit ihm verbunden, daß ich ihn vorzüglich, nicht bloß in Geldsachen, sondern auch in andern Angelegenheiten, zum Vertrauten machte. Nun glaubte ich, wenn ich alles Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen, falls es mit meinem Vater nicht gut ginge, des hiesigen und des dortigen Vermögens beraubt, alles zu verlieren; wenn ich es hingegen auf den Befehl des Satyros nicht übergeben wollte, mit offnem Geständniß dieser Absicht, würde ich mich selbst und meinen Vater beim Satyros den größten Verläumdungen aussetzen. Nachdem wir es also überlegt hatten, schien es uns das rathsamste, dasjenige Geld, was sich nicht verbergen ließ, zu übergeben, dasjenige aber, was bei ihm in Verwahrung lag, nicht bloß abzuläugnen, sondern mich sogar selbst anzugeben, als sei ich auch andern auf Wucher schuldig, und alles zu thun, was jene am meisten überzeugen könnte, ich hätte kein Geld. Damahls nun, ihr Richter, glaubte ich, Pasion rathe mir alles dieses aus Freundschaft; nachdem ich aber meinen Anschlag gegen die Geschäftsträger des Satyros ausgeführt hatte, erfuhr ich, daß er es in der bösen

Absicht gethan, mir das Meinige zu entwenden. Denn da ich mein Eigenthum zu mir nehmen, und zu Schiffe nach Byzantion reisen wollte, glaubte er, jetzt zeige sich ihm die günstigste Gelegenheit; denn die bei ihm in Verwahrung liegende Geldsumme sei ansehnlich, und einer schamlosen Handlung wohl werth; ich habe vor vielen Zeugen abgeläugnet, daß ich irgend etwas besitze, da es mir öffentlich abgefordert worden, und habe eingestanden, daß ich andern schuldig sei; und überdem, o Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich anders wohin wenden wollte, würde er sich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimschiffen wollte, würde ich mit meinem Vater umgebracht werden. Durch diese Gründe bewogen, faßte er den Gedanken, mir das Geld zu rauben, und gegen mich gab er vor, er habe jetzt nichts, um mich bezahlen zu können. Als ich aber, um zu wissen, was an der Sache sei, den Philomelos und den Menexenos zu ihm schickte, um ihn zu mahnen, so läugnete er gegen sie, daß er etwas von dem meinigen habe. Welchen Entschluß, glaubt ihr wohl, daß ich faßte, da so viel Unglück von allen Seiten auf mich einbrach? Ich hatte die Wahl, entweder zu schweigen, und mir von ihm das Geld rauben zu lassen, oder zu reden, und nichts mehr dadurch zu gewinnen; beim Satyros aber mich und meinen Vater in die größte Verantwortung zu bringen. Nach der Zeit aber, ihr Richter, kamen Boten zu mir, daß mein Vater losgelassen sei, und daß Satyros alles Vergangene so sehr bereue, daß er ihm die größten Beweise seines Zutrauens gegeben, seine Herrschaft noch größer als die er zuvor besaß, gemacht, und meine Schwester zur Frau für seinen Sohn gewählt habe. Als Pasion dieß erfuhr, und da er wußte, daß ich ihn nun öffentlich über das Meinige belangen würde; so schaffte er den Sclaven bei Seite, der um das Geld mitwußte. Da ich kam und ihn suchte, indem ich in ihm den klarsten Beweis meiner Anklage zu finden glaubte; so sprach er das entsetzliche Wort, ich und Menexenos, wir hätten ihn, da er bei Tisch saß, verführt, und sechs Talente Silbers von ihm genommen. Damit

aber kein Beweis noch Untersuchung darüber Statt finden möchte, sagte er, hätten wir den Sclaven aus dem Wege geräumt, kämen ihm nun mit einer Klage entgegen, und forderten den heraus, welchen wir selbst aus dem Wege geräumt hätten. Das sagend, zürnend, und weinend, zog er mich zum Polemarchos, forderte Bürgen, und ließ mich nicht eher los, bis ich ihm für sechs Talente Bürgen stellte. Zeugen, tretet herbei."

20. Daß diese Rede in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks von den spielenden und berathschlagenden der ganzen Gattung nach verschieden sei, wird jeder zugeben. Doch weicht sie nicht ganz von dem Isokratischen Gange ab. Sie enthält noch Spuren jener Künstlichkeit und Prachtliebe; und die Schlüsse sind oft mehr dichterisch als natürlich. Zum Beispiel, wenn er sagt: „Ich glaubte, wenn ich das Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen" u. s. w. Denn kunstlos und einfach wäre es so gewesen: „Ich glaubte, wenn ich das Geld nicht herausgäbe, würde ich in Gefahr kommen." Ferner die Stelle: „Und außerdem, ihr Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich wo anders hinwenden wollte, würde er sich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimschiffen wollte, würde ich mit meinem Vater getödtet werden." Denn der Periode ist über die Gewohnheit des gerichtlichen Vortrags ausgedehnt, die Wortstellung hat etwas dichterisches, und die Gestalt des Ausdrucks ist aus den in Kunstreden gebräuchlichen Gleichheiten und Aehnlichkeiten genommen. Daß das „Wagen wollte," und „Hinwenden wollte," und „Heimschiffen wollte," an derselben Stelle steht, und die gleiche Größe der drei Glieder, sind Kennzeichen des Isokratischen Styls. Ferner was kurz darauf folgt: „Daß er ihm die größten Beweise seines Zutrauens gegeben, und seine Herrschaft noch größer, als die, welche er zuvor besaß, gemacht, und meine Schwester zur Frau für seinen Sohn gewählt habe." Denn hier ist wieder das „Gegeben" und „Gemacht" und „Gewählt" ähnlich. Man könnte außer diesem leicht noch mehres sagen, wodurch die Eigenthümlichkeit dieses Redners noch weiter ins Licht gesetzt werden würde. Es ist aber wohl nothwendig, auf die Zeit Rücksicht zu nehmen.

IX.

Caesar und Alexander.

Eine welthistorische Vergleichung. 1796. *)

Als Julius Caesar in den Geschäften eines Quästor nach Gades im jenseitigen Hispanien kam, und daselbst neben dem Tempel des Herkules das Bild Alexanders des Großen erblickte, seufzte er

*) Wie die Idee des Schönen das herrschende Princip und das göttlich Positive in der Kunst und im Leben der Griechen ist, und aller hellenischen Bildung als der beseelende Mittelpunkt zum Grunde liegt; so ist es die Idee des Großen, welche in dem römischen Volkskampf so wie in der historischen Entwicklung des römischen Charakters alles bestimmt, und überall vorherrschend den Ton, obwohl in veränderter Gestalt, zu allen Zeiten angiebt. Das Große aber gehört mehr der Natur an, als der Kunst; wie denn auch leicht zu bemerken ist, daß die Römer selbst in dem Gebiethe des Kunstschönen, wo sie am glücklichsten waren, wie in der Baukunst, dieses mehr in das Naturgroße hinübergezogen haben. Die Größe des Charakters aber, wenn sie, wie bei den Römern nicht aus einer geistigen Gesinnung hervorgeht, welche nur das Göttliche sucht, sondern so wie sie mit ausdauernder Festigkeit sich in dem Kampf der rauhen Wirklichkeit bewährt und kriegerisch durcharbeitet, beruht auch mehr auf der Naturkraft, als auf dem innern Sinn und Leben eines sittlichen Gemüths. Indem nun die Römer durch die volle und freie Entwicklung solcher großen Naturkraft, so wie durch die vorherrschende Klarheit des Verstandes mit den Griechen ganz auf einer Linie stehen, gleichwohl aber auch wieder weit von ihnen abgetrennt sind, weil ihnen jene Idee des Schönen und der echte Künstlersinn eigentlich immer fremd geblieben ist; so hat es von jeher einen besondern geschichtlichen Reiz gehabt, eine Nation gegen die andre, oder verwandte Charaktere aus beiden, vergleichend zusammenzustellen. Den höchsten Gipfel solcher Parallelen aber bilden wohl die beiden großen Eroberer,

tief; es ekelte ihn gleichsam vor seiner Schläfrigkeit, in einem Alter, wo Alexander schon den Erdkreis unterjocht hatte, noch nichts Ruhmwürdiges vollbracht zu haben. Er forderte sogleich Urlaub, um in Rom die erste Gelegenheit zu größern Unternehmungen zu ergreifen. In seinen Träumen der folgenden Nacht fanden Traumdeuter Anzeichen einer künftigen Alleinherrschaft über den Erdkreis; jedes nur nicht blöde Auge konnte seine Wünsche errathen. Mit diesem Seufzer, mit dieser Rückkehr nach Rom, beginnt ein ganz neuer Abschnitt in dem Leben des Caesar, welcher sich bis zum Uebergang über den Rubiko erstreckt.

Caesar selbst hat sich also zuerst neben dem Alexander gestellt; und was war natürlicher, als daß man sie nachher sehr oft verglich? „An Erhabenheit der Entwürfe, Schnelligkeit im Siegen, und Ausdauer in Gefahren, sagt der kostbare Vellejus, (bei dem der wahre Caesar schon anfängt, sich in den Divus Julius der spätern Römer zu verlieren) war Caesar, entsprossen aus dem edelsten Geschlecht der Julier, an Schönheit, Geisteskraft und verschwenderischer Freigebigkeit der Erste seiner Mitbürger, dessen Größe die Natur und den Glauben der Menschen überstieg, jenem großen Alexander aber, wenn er nüchtern und nicht zornig war, höchst ähnlich." Auch Plutarch hat das große Paar in die Reihe seiner vergleichenden Lebensbeschreibungen aufgenommen; glücklicherweise ist uns aber für dießmahl die Vergleichung selbst geschenkt worden. Die Liebhaber können sich jedoch im Appian schadlos halten, welcher die beiden Weltüberwinder durch eine ermüdend lange Reihe ganz oberflächlicher oder zufälliger Aehnlichkeiten vergleicht,

---

deren Charakteristik dieser Aufsatz gewidmet ist; denn ihre welthistorische Einwirkung war vor allen ähnlichen die umfassendste und dauerndste in ihren Folgen bis auf die spätesten Zeiten; wie auch jeder von ihnen, Caesar wie Alexander, die entscheidende Epoche eines allgemeinen Umschwunges in Sitten, Geist und Denkart, und eines ganz veränderten Zustandes der Dinge, für beide Nationen bezeichnet. In Hinsicht auf den zum Grunde liegenden Ernst eines solchen Strebens, wird man in diesem ersten Versuche der Art, die jugendliche Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdruckes mit Nachsicht aufnehmen.

die nur ein historischer Sophist so zierlich beschreiben und so wunderbar deuten konnte. Plutarch selbst würde ihn kaum übertroffen haben. Ueberhaupt könnte einem Plutarch, durch sein Haschen nach unbedeutenden Aehnlichkeiten oder Gegensätzen, alle solche Zusammenstellungen sehr verleiden. So bemerkt er einmahl nicht ohne Erstaunen, daß die vier tapfersten und schlauesten Feldherren, Philippus, Antigonus, Hannibal und Sertorius sämmtlich einäugicht waren; und es dürfte uns kaum Wunder nehmen, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, uns eine vergleichende Geschichte dieser vier einäugichten Helden zu hinterlassen.

Um die vollständige Eigenthümlichkeit eines großen Mannes zu erforschen, muß man ihn vielmehr für sich allein, in seinem Zusammenhange und in seiner Welt betrachten, und sich vor der Hand wenigstens alle störenden Seitenblicke versagen. Dabei kann es denn auch sein Bewenden haben, wenn man nur im Allgemeinen bewundern will. Will man aber den Werth oder Unwerth eines Helden genau bestimmen; so ist es sehr vortheilhaft, wenn man auch in die andre Schale der Wage ein mächtiges Gegengewicht legen kann. Nur muß man nicht Erzeugnisse verschiedener Welten zusammen paaren wollen. So sollte man nie Helden der alten und der neuen Geschichte mit einander vergleichen, weil man doch nur Gefahr läuft, indem man nach einem leeren Schatten von Aehnlichkeit hascht, das Wesentliche aus den Augen zu verlieren. Bei tieferem Forschen stößt man gewiß auf ursprüngliche Verschiedenheiten, welche alle Vergleichung unmöglich machen; denn die Gesetze, Gränzen und Verhältnisse der antiken und der modernen Bildung weichen so weit von einander ab, daß man die alte und die neue Geschichte, wie zwei für sich bestehende, wenn gleich in einander eingreifende Welten betrachten kann. Wahrer Werth ist überall ein und eben derselbe; aber der Maaßstab der Würdigung für die Alten und für die Neuern ist dennoch durchaus verschieden. — Nicht so mit den Vergleichungen griechischer und römischer Männer; diese sind Bürger Einer Welt, und die Vergleichung der Einzelnen setzt selbst den allgemeinen Charakter der beiden antiken Völker, welche eine gemeinschaftliche und ganze Bildung so ungleich theilten in ein helleres Licht; daher sind auch viele Zu-

sammenstellungen des Plutarchus so glücklich, und lehrreich unterhaltend.

Caesar und Alexander, ein gewaltiges Paar; die beiden mächtigsten und auch die beiden würdigsten Weltbeherrscher des ganzen Alterthums! Beide haben so unermeßlich viel gethan, daß man Bücher über sie schreiben müßte, wenn man auch nur das Merkwürdigste ausheben wollte. Die eigentlichen Urkunden zur Geschichte des Caesar gehören schon an sich zu den gediegensten Schriften des Alterthums; hier ist lauter reines Gold, und man darf sich nicht erst durch Schlacken durcharbeiten. Die Hauptquellen zur Geschichte des Alexander hingegen strömen so trübe, die verlornen Spuren zur Seite sind so zerstreut und oft so unkenntlich, daß eben dadurch der Scharfsinn des Forschers gereizt wird. Um hier nicht das schon so oft Gesagte bloß wiederhohlen zu dürfen, muß man entweder ganz weitläuftig, oder sehr kurz sein. Ich habe die Kürze gewählt, und werde nur die bedeutendsten Züge bemerken; ich gebe nur ein Urtheil mit Beispielen, keine Geschichte.

* *
*

„Caesar," sagte Cato, „sei unter allen allein mit nüchterner Besonnenheit daran gegangen, den Staat umzustürzen"; und Cato war vielleicht der einzige seiner Zeit, welcher den großen Feind mit der gleichen Nüchternheit des Urtheils durchschaute. — Schon als Jüngling hatte Caesar diesen nüchternen Blick, und ließ sich auch den glänzendsten Schein nicht blenden. Er war eben in Asien, als er den Tod des Sulla erfuhr, und kehrte in Hoffnung auf die neue durch Lepidus erregte Spaltung eilends nach Rom zurück; aber obgleich er durch große Bedingungen gelockt wurde, ließ er sich dennoch in keine Verbindung mit dem Lepidus ein, weil er theils der Geschicklichkeit desselben nicht traute, theils die Gelegenheit nicht so günstig fand, als er erwartet hatte. Während seiner männlichen Reife aber wußte er die Gelegenheit und den Augenblick so behutsam zu erwarten, dann schnell und entschlossen zu ergreifen, und auch so vollständig zu benutzen, wie

kein andrer. Er lieferte seine Schlachten nicht bloß nach dem Entwurf, sondern auch ganz unvorbereitet, so wie sich plötzlich eine günstige Gelegenheit zeigte; oft trotz Ermüdung und Ungewitter, um den Feind desto mehr zu überraschen. Es war zweifelhaft, ob er kühner oder vorsichtiger sei. Zur rechten Zeit wagte er das verwegenste, aber er verschwendete seine Tapferkeit nie. Er sparte sie auf die Fälle, wo seine Krieger einer solchen Anfeurung wirklich bedurften; und pflegte wohl die Pferde wegzuschicken, das seinige zuerst, um sich selbst die Mittel zur Flucht zu nehmen. Dann that aber auch sein durch die Seltenheit selbst wirksameres Beispiel, und besonders die Gleichheit der Gefahr, Wunder! Die schrecklichste Gefahr brachte ihn nie aus der Fassung, und ein beispielloses stetes Glück machte ihn nicht sicher und sorglos im Kriege. Im Gegentheil hat er grade da seine schönsten Siege erfochten, wo man ihn schon rettungslos verloren glaubte; und je öfter er gesiegt hatte, desto zurückhaltender ward er zum Schlagen. Kurz man wird kein Beispiel finden, daß er den Augenblick versäumt, oder nur halb benutzt hätte, oder daß der Augenblick ihn unvorbereitet und unschlüssig überrascht hätte. Dieses war ihm so natürlich, daß ihn das Gegentheil an andern gleichsam befremdete. Als er bei Dyrrhachium geschlagen und nicht verfolgt ward, sagte er: „Pompejus verstehe nicht zu siegen." Nie besiegte er den Feind, ohne ihn zugleich des Lagers zu berauben; nie ließ er den Erschrocknen Zeit. Es ist sehr merkwürdig, wie aufrichtig er oft die große Macht des Augenblicks anerkennt, den Eigensinn des wandelbaren Glücks bemerkt. Diese Bescheidenheit hat einen ganz eigenen Reiz in dem Munde eines Helden, der alles, was ihm durch eine gewaltige Anstrengung, oder durch irgend eine große List gelungen ist, mit so sichtbarer Freude, und mit dem Nachdruck einer fröhlichen Heiterkeit erzählt. Er hatte durch eignen Verstand und eigne Kraft so viel selbst gethan, daß er der Fortuna, welche durch ihre Gunst gegen ihn ein altes römisches Sprichwort [1]) bestätigte, ihren Antheil nicht mißgönnen durfte.

---

[1]) Fortes Fortuna juvat.

Bei der damahligen allgemeinen Schlemmerei der Römischen Großen, und bei Caesars sonstiger Sinnlichkeit ist es nicht unbedeutend, daß er auch im wörtlichen Sinne so nüchtern war; seine Feinde selbst konnten es nicht läugnen, daß er im Wein äußerst enthaltsam sei. Noch bedeutender aber ist es, daß er auf diese an sich nicht so seltne Enthaltsamkeit einen gewissen Werth legte, und den Cato in seiner Schrift gegen ihn, unter andern auch darüber schmähte, daß dieser sich einmal im Sokratischen Becher nach alt Catonischer Sitte [2]) einen Rausch getrunken hatte. Doch möchte ich nicht sagen, daß er, wie vielleicht Augustus, gefürchtet habe, zu offenherzig zu werden. Diese Art von Verstellung war ihm fremd; er wußte von Furcht so wenig als von Scham. Er ist in dieser Rücksicht der Einzige seiner Art; ein despotischer Eroberer, der offenherzig und ohne alle mißtrauische Angst war. Entdeckte Verschwörungen und nächtliche Zusammenkünfte verfolgte er nicht weiter, als daß er durch ein Edict zeigte, daß sie ihm bekannt wären. Er lebte so sorglos dabei fort, daß man nach seinem Tode glauben konnte, er habe aus Lebenssattigkeit die Dolche der Verschwornen absichtlich nicht vermieden; aus Furcht war er also nicht scharfsichtig. Und dennoch hörte er auch als ewiger Dictator der Römischen Republik, als vergötterter Gefährte [3]) des Gott Quirinus mitten unter seinen Triumphen nicht auf, die Menschen mit der gewohnten Nüchternheit des Urtheils zu durchschauen. „Ich sollte so thöricht sein," sagte er, „und noch daran zweifeln, wie sehr ich gehaßt werde, da Marcus Cicero so lange im Vorzimmer warten muß, bis es mir gelegen ist, ihn zu sprechen? Zwar, wenn einer wenig empfindlich ist, so ist er es; doch zweifle ich nicht, daß er mich vom Grunde seines Herzens haßt." Nachdem Brutus für den Dejotarus sehr feurig und frei geredet hatte, sagte er: „Es kommt viel darauf an, was dieser Brutus will; was er aber auch wollen wird, das wird er ent-

---

[2]) Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

[3]) Quirini contubernalis.

schieden wollen. — Was von seiner Ahnung über die weissagende Hagerkeit des Cassius erzählt wird, ist bekannt.

Noch mehr aber beweist die Art seines Todes eine fast beispiellose Gegenwart des Geistes. „Das ist Gewalt!“ rief er, als er zuerst ergriffen ward, und: „Verruchter Casca, was beginnst du?“ und verwundete dann schnell den Cassius. Sobald er aber die gezognen Dolche von allen Seiten auf sich eindringen sah, verhüllte er sein Haupt mit der Toga, und zog zugleich mit der Linken das Gewand herab, um mit Anstand zu sinken. Die holde Scham einer sterbenden Polyxena darf man wohl nicht bei dem greisen Imperator voraussetzen; denn nichts war entfernter von ihm, als solche überflüßige Empfindungen. Es war ihm zur andern Natur geworden, keinen Augenblick unthätig zu sein; sobald daher die Vertheidigung zwecklos war, widmete er nun die wenige noch übrige Zeit und Kraft dem äußern Anstand, für den er ja auch im Leben eine beinahe übertriebne Sorgfalt trug; wohl nicht aus Gefallsucht oder aus eigentlicher Liebe zum Schönen, sondern weil er in den größten wie in den kleinsten Dingen die höchste Angemessenheit um ihrer selbst willen liebte, und alles Ungeschickte und Ungestaltete haßte. Er schrieb noch als Imperator eine grammatische Schrift, welche lange nach seinem Tode gepriesen und angeführt ward; denn da er viel zu schreiben und zu reden hatte, so war es ihm, wie überhaupt, so auch hier unmöglich, diesseits der Vollendung stehen zu bleiben. Darum konnte er auch die heillose Zeitverwirrung nicht leiden, und berichtigte den Kalender. So war ihm sein eigner viel verspotteter Kahlkopf sehr verhaßt; auch ergriff er keine Ehre begieriger, als das Vorrecht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen.

Es war die vollkommene Harmonie seines großen Verstandes, und seiner eben so großen thätigen Kraft, aus der jene hohe Nüchternheit entsprang, und welche ihm über seine Gegner eine so entschiedene Ueberlegenheit gab. Nur der einzige Cato kam ihm darin gleich; ein Feind, der ihm nicht gewachsen war, weil er nur rechtmässige Mittel brauchen konnte. Diese Nüchternheit ist eigentlich die charakteristische Eigenschaft des Caesar, und unterscheidet ihn gar sehr vom Alexander, welcher den Wein erst nur als Würze fröhlicher Geselligkeit, bald aber auch um seiner selbst willen

ausschweifend liebte; der selten nüchtern, und auch nüchtern tollkühn und jachzornig wie ein Trunkner war. Er pflegte eigentlich alle Knoten, wie den Gordischen, zu zerhauen, nicht zu lösen; und wollte oft das Unmögliche ungestüm gegen das Glück erzwingen und ertrotzen. Es beantwortet sich daher jene Frage, welche die alten Schriftsteller mehrmahls aufgeworfen haben, eigentlich von selbst, wer von beiden Sieger gewesen sein würde, ob der nüchterne oder der trunkne Held, wenn sie mit gleichen Mitteln um die Alleinherrschaft gegen einander gekämpft hätten.

Caesar hatte allerdings Leidenschaften auch außer denen, die ihn zu seinem Ziele führten; unedle Leidenschaften, welche seinen großen einfachen Gang leicht hätten stören oder ganz verwirren können. Er wußte sie aber zu überwinden, und während seiner Reife gehorchten wirklich alle seine Kräfte schnell und unfehlbar seinem imperatorischen Verstande. — In seiner Jugend konnte er jachzornig aufbrausen. Er vertheidigte einen Clienten gegen den König Hiempsal so eifrig, daß er im Streit den Juba, des Königs Sohn, beim Bart packte, der ihm dafür im Bürgerkriege, als einer der eifrigsten und mächtigsten Pompejaner sehr viel zu schaffen machte. Ueber seine sehr starke Anlage zur Rachsucht giebt der jugendliche Zug mit den Seeräubern viel Licht. Er ward von denselben auf einer Reise nach Rhodus, wo er seine Muße dem Apollonius, dem berühmtesten Lehrer der Redekunst seiner Zeit, widmen wollte, gefangen, und mußte zu seinem großen Verdruß vierzig Tage unter ihnen bleiben, nur mit einem Arzt und zwei Kammerdienern; denn seine übrigen Begleiter und Sclaven hatte er gleich Anfangs fortgeschickt, um Geld zu seiner Auslösung herbei zu schaffen. Als darauf das Geld ausgezahlt, und er am Ufer ausgesetzt worden war, wußte er, wiewohl er damahls keine obrigkeitliche Macht und Würde hatte, noch in der folgenden Nacht eine Flotte zusammen zu bringen, segelte nach dem Ort, wo die Räuber waren, schlug einen Theil ihrer Flotte in die Flucht, nahm einige Schiffe und viele Mannschaft gefangen, und kehrte frohlockend über den nächtlichen Sieg zu den Seinigen heim. Er gab die Gefangnen sogleich in Verwahrung, und eilte nach Asien zum Proconsul Junius, um sich von diesem die Vollmacht auszu-

wirken, die Gefangnen nach Willkühr bestrafen zu dürfen. Da dieser es abschlug, und sagte, er wolle die Gefangnen verkaufen, eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit an die Küste zurück, ehe die Briefe des Proconsuls daselbst ankommen konnten, und ließ alle, die er gefangen genommen hatte, wie er es ihnen oft im Scherz gedroht hatte, ans Kreuz schlagen. Eine wohl überlegte, kleinliche und nicht einmahl kluge Rache! Denn als er bald darauf nach Rom zurückeilen mußte, gerieth er in die größte Gefahr, weil diese Seeräuber damahls das Meer entschieden beherrschten. Man erschrickt ordentlich, wenn man liest, daß es ihm noch als eine besondre Milde angerechnet ward, daß er die Gefangnen vor der Kreuzigung umbringen ließ; denn sie kreuzigen zu lassen, hatte er einmal geschworen. Für einen jungen Römer und einen künftigen Welteroberer freilich milde genug! Allerdings aber zeigt eine solche Einfachheit in Vernichtung seiner Feinde und Befriedigung der Rachsucht von einer gewissen großen Art, durch die sich ein Caesar von dem Pöbel gemeiner Tyrannen unterscheidet, deren sinnreiche Grausamkeit eigentlich kindische Leidenschaftlichkeit und ekelhafte innere Ohnmacht verräth. Jener wird auch wohl fähig sein, wenn sein Verstand es ihm gebiethet, der Rache ganz zu entsagen, und wie der milde, versöhnliche Caesar während seiner Reise, seinen Haß bis auf die kleinste Spur zu vertilgen. Seine hoch gepriesene Milde im Bürgerkriege und während seiner Herrschaft war ein tief durchdachter Entwurf; und die Kraft, mit der er ihn durchsetzte, die Standhaftigkeit, mit der er ihm treu blieb, können in der That nicht genug bewundert werden. Nur muß man dieß seinem gütigen Herzen nicht anrechnen; und an ein Gefühl von Achtung für Pflicht und Recht ist vollends bei ihm gar nicht zu denken. Ich gestehe es, ich habe keinen rechten Glauben an die natürliche Milde eines rachsüchtigen Eroberers, von dem es so ausdrücklich gerühmt wird, daß er die berühmtesten Blutvergießer weit übertroffen habe, dem es auch nicht einmahl einen Entschluß kostete, selbst die entsetzlichste, wenn nur zweckmäßige Grausamkeit zu vollbringen. „Auf diese Art,“ schreibt er selbst seinen Vertrauten, „wollen wir, wo möglich versuchen, Aller Neigung zu gewinnen, und einen daurenden Sieg zu erlan-

gen; denn die andern haben durch ihre Grausamkeit dem allgemeinen Haße nicht entfliehen, noch auch den Sieg lange behaupten können, außer dem einzigen Sulla, dem ich nicht nachzuahmen denke. Dieß soll eine ganz neue Art zu siegen sein, daß wir uns mit Milde und Schonung waffnen. Wie dieß möglich sei, darüber fällt mir manches bei, und vieles kann noch ausgedacht werden." — „Nicht aus Entschluß oder aus Hang sei Caesar nicht grausam," sagte der offenherzige Curio: „sondern weil er die Milde für ein Mittel halte, das Volk zu gewinnen; hätte er die Liebe des Volks verloren, so würde er grausam sein." Caesar war wirklich sehr versöhnlich, wie er zum Beispiel den Catullus, wiewohl er selbst gestanden hatte, daß derselbe ihn durch einige noch vorhandne, sehr derbe, aber vielleicht sehr wahre, Gedichtchen auf ewig gebrandmarkt habe, sobald er ihm Genugthuung leistete, noch an demselben Tage zur Tafel zog; aber vielleicht war er nur deshalb so versöhnlich, weil er eigentlich niemanden achtete, und auch niemanden liebte. Nur denke man nicht, daß gar keine Rachlust in der Tiefe seines Herzens vorhanden war. Seine eigne Erzählung verräth, daß er sich sehr gern an den Massiliern, welche eifrig Pompejanisch waren, und ihm mit äußerster Hartnäckigkeit widerstanden hatten, gerächt hätte; und auf seinen vorzüglichen Haß gegen sie, bezieht sich Cicero, als auf etwas allgemein bekanntes. Er giebt vor, er habe die Massilier, ein sehr gebildetes und freiheitsliebendes Volk jonischer Abkunft, nur in Rücksicht auf den Ruhm und das Alterthum dieser Republik geschont; wie Alexander bei der Plünderung Thebens das Haus eines beinahe schon ein Jahrhundert verstorbenen alten Dichters heilig halten ließ. Dem Caesar ist bei jener Versicherung wohl nicht ganz zu trauen. Zwar hatte er wirklich noch jene köstliche Ehrfurcht vor dem classischen Alterthum, vor ächter Bildung in Künsten und Wissenschaften, wie viele Züge beweisen; aber er konnte auch, wenn er anders seinem großen Entwurf einer klugen Milde treu bleiben wollte, mit einer so wichtigen Stadt, die so große Vorrechte genoß, und in das Factionsspiel der Hauptstadt so tief verwickelt war, nicht so geradezu verfahren, als mit einer unbedeutenden thessalischen Stadt, die er, bloß weil sie gewählt hatte, was ihr

das Sicherste schien, ohne Bedenken vernichtete. — Man wundre sich nicht, daß ich auf ein Gefühl einen so hohen Werth lege, welches jetzt fast nur zur Schminke der Faulheit mißbraucht wird, die es behaglicher findet, an den Trümmern der Vorwelt wollüstig zu klagen, als mit angespannter Kraft auf dem graden Wege wacker vorwärts zu streben. So wie bei den Neuern die innige Ueberzeugung von einer unverlierbaren und gränzenlosen Vervollkommungsfähigkeit des einzelnen Menschen wie des ganzen Geschlechts der letzte Anker der sinkenden Tugend ist; so bei den spätern Alten, als die Menschheit schon rettungslos gesunken war, und immer tiefer sank, die Ehrfurcht vor dem classischen Alterthum damahls die einzige Grundlage ächter Größe, wie jetzt die Ehrfurcht für Wissenschaft und Aufklärung.

Zwar verachtete er in der Blüthe seiner Kraft seine Gegner, einen einzigen ausgenommen, viel zu sehr, um sie recht ernstlich hassen zu können. Die harten Reden indessen, mit denen er seine milden Thaten begleitete, hatten wohl nicht bloß die Absicht, ein heilsames Schrecken einzuflößen, sondern waren zugleich ein Beweis seiner gar nicht milden Natur. Seine eignen Darstellungen bekräftigen das mehr als zur Genüge. Wie gehässig und verächtlich macht er nicht alle seine Feinde, nicht ohne triumphatorischen Muthwillen; außer den einzigen Pompejus, welchen er auffallend schont. Besonders gegen den Cato wird er so ausgelassen und spottend, daß er die Würde der Geschichte beinahe darüber vergißt. Ueberhaupt muß es denen, die ein Werk, in welchem Cato und die Pompejaner nicht weniger komödirt werden, als Sokrates und seine Schüler in den Wolken des Aristophanes, als ein unnachahmliches historisches Kunstwerk preisen, noch nicht klar sein, was ein historisches Kunstwerk ist. Wahr ist's, Caesar schrieb seine Commentarien mit dem Geiste, mit welchem er siegte. Ein bloßer Stoff zur Geschichte kann nicht gediegener sein, und in dieser Rücksicht sind sie leicht einzig in ihrer Art; diese gediegene Kraft der lebendigsten Darstellung in so gedrängter Kürze und leichter Klarheit hat einen ganz eignen Reiz. Ein so höchst einfacher Styl des Ausdrucks würde, nach Cicero's treffender Bemerkung, durch den künstlichen Schmuck eines Redners nur verfälscht werden, und

könnte Verständige von fernerer Bearbeitung desselben Stoffs ganz abschrecken. Auf den Nahmen eines vollkommnen historischen Kunstwerks aber darf doch ein solches Partheiwerk keinen Anspruch machen; dazu gehört vor allem ein Stoff und Gegenstand, welcher einen allgemeinen Werth und einen bleibenden Gehalt hat, als ein Theil und wesentliches Stück der Menschengeschichte; so groß und würdevoll aufgefaßt, erklärt, geordnet, gewürdigt und dargestellt, wie ein Mann, von sittlich und bürgerlich gediegenem und großem Charakter, der zugleich ein tiefer historischer Denker und nicht ohne poetisches Gefühl wäre, einen solchen Stoff verarbeiten würde. Die erste Bedingung einer Geschichte des Pompejanischen Bürgerkrieges wäre wohl die gewesen, aus einem höhern sittlich geschichtlichen Standpunkte die Optimaten und Caesarianer mit jener erhabenen Gerechtigkeit eines Thucydides, welcher Athener und Spartaner gleich wahr und streng gerecht würdigt, nach dem Grundsatze der historischen Gesetzesgleichheit gegen einander zu würdigen. Caesars Commentarien hingegen sind, wie schon Asinius Pollio urtheilte, nicht einmahl durchgehends aufrichtig und mit zureichend gründlicher Prüfung abgefaßt. Die auffallende Schonung des Pompejus in denselben aber ist eigentlich sehr natürlich. Wer etwa glaubt, daß er in ihm den ehemahligen Freund und Verwandten, den verdienten Bürger oder den großen Mann ehrt, der kennt den Caesar nicht. Er schonte in ihm nur den Triumvir, wie selbst im Sulla den Dictator; darum ließ er Beider Bildnisse, welche der Pöbel niedergerissen hatte, wieder aufrichten. So wetteiferten die macedonischen Fürsten, Ptolomäus und Demetrius, ein Mann von grausamem und bösem Charakter, aber von geistiger Bildung und von dem zartesten Kunstgefühl, während Tausende der Ihrigen für ihre Ehrsucht im Kriege umkamen, in einer Großmuth, die sie nichts kostete, gegen einander! Sie waren nur Nebenbuhler; die eigentlichen Feinde Beider waren ihre zertretnen Völker.

Die Menge der Frauen, mit welchen Caesar ein Verständniß hatte, verräth eine heftige Sinnlichkeit; und gewiß war es nur sein Verstand allein, welcher seine Leidenschaften, wo dieß jemahls der Fall war, zurückhielt, und nicht etwa irgend ein sittliches Gefühl. Auch von Seiten des männlichen Umgangs brachte ihn

Nikomedes in üblen Verdacht. Sein berüchtigter Umgang mit diesem bithynischen König war Gegenstand des Spottes mancher Jambendichter, und der Gemeinplatz aller Pompejanischen Redner. Bibulus, welcher nicht vergessen konnte, daß man ihr gemeinschaftliches Consulat, nur spottweise das Consulat des Julius und des Caesar genannt hatte, hieß ihn dafür die „Bithynische Königin.“ „Erst habe er einen König geliebt, so wie nun das Königthum.“ Cicero antwortete ihm im Senat, als er die Sache der Nysa, der Tochter des Nikomedes vertheidigte, und die Wohlthaten des Königs gegen sich erwähnte: „Rede nicht davon, ich bitte dich; wir wissen nur zu gut, was er dir und was du ihm gegeben hast.“ Curio, der Vater, ging so weit, daß er ihm vorwarf: „Er sei der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer.“ Schon als Herr der römischen Welt, während er bei Fackeln, wo vierzig Elephanten zur Rechten und Linken die Fackelträger führten, im stolzesten Siegsgepränge das Capitol festlich bestieg, mußte er sich von seinen Commilitonen sehr nachdrücklich an jene böse Geschichte vom Nikomedes erinnern lassen. Die übermüthige Soldateske spottete auch in ihren frechen Triumphliedern über seine Verschwendung erborgter Gelder, über das schlechte Essen, welches er ihnen zu Dyrrhachium gereicht hatte; ja sogar über seinen Kahlkopf. Die merkwürdigen Bruchstücke dieser Triumph- und Spottlieder auf den Caesar beweisen zur Genüge, daß die Soldatenscherze der römischen Veteranen so scharf trafen, wie ihre Schwerter. Ueberhaupt waren eine derbe Lustigkeit und kecke Spottsucht ursprüngliche Züge und Eigenheiten des römischen Charakters; und nichts ist unrömischer als jene mürrische Steifheit, welche wir aus der späteren Zeit, wo jede freie Regung unterdrückt war, oder nach einer angenommenen Würde des Ausdrucks bei den Schriftstellern, in das Bild, welches wir uns von dem römischen Charakter entwerfen, aufzunehmen pflegen. Die unbegränzte Freiheit der Soldaten-Scherze bei Triumphen aber war eine uralte Sitte der Römer, welche Dionysius als einen Beweis für ihre griechische Abstammung anführt. Sie hat auch wirklich etwas Attisches; nur daß die festliche Freiheit zu Athen ein Recht aller freien Bürger, zu Rom nur dem Soldaten, als solchem, vergönnt war.

Es liegt in dieser durch die Sitte geheiligten Freiheit ausgelassener Scherze und fröhlichen Spottes etwas sehr Bedeutendes; und es ist ein recht eigentlich charakteristischer Zug, welcher die freie Bildung und den classischen Sinn der alten Völker verräth und bezeichnet, wenn man anders ganze Nationen und Zeiten, wie einzelne Menschen aus ihren Spielen oft besser kennen lernt, als aus ihrem Ernst, wo sie mit einem Anlauf und auf den Effekt handeln.

Unter den vielen römischen Frauen, mit welchen Caesar in Liebes-Verbindung gestanden, war auch eine Frau des Crassus und eine des Pompejus. Es ist bemerkenswerth, daß der arglistige Mann, während er mit dem Gelde des einen, und mit der Macht und Würde des andern eigentlich allein herrschte, auch in ihrem Hause und Ehebette statt ihrer einzutreten gewagt. Fast könnte man daraus vermuthen, daß er bei seinen Liebeshändeln ehrgeizige und politische Nebenabsichten hatte, wie man dieß späterhin dem Augustus vorwarf, und daß er die Frauen nur zu gewinnen suchte, um die Männer desto sichrer zu lenken oder ihre Geheimnisse zu erforschen. Seine Heirathen wenigstens hatten sichtbar immer einen politischen Zweck! Wie das Eheband in den ruhigen Perioden der alten Republiken der festeste Kitt der geselligen Ordnung war; so gingen in der Periode der bürgerlichen Kriege die Römischen Frauen bei der großen Leichtigkeit der Ehescheidung, als ein wichtiges Verbindungsmittel der gegen einander stehenden Partheien, schnell aus einer Hand in die andre, und veränderten die Familie nach dem Wechsel der politischen Verhältnisse und Absichten.

Aber Caesar hatte bei seinen Liebesverständnissen gewiß nicht immer bloß solche ehrgeizige Nebenabsichten; denn er überließ sich ihnen auch da, wo es seinen Hauptzweck hindern konnte. „Er hat auch Königinnen geliebt;" sagt Suetonius: „unter andern die afrikanische Eunoë, Boguds Frau, dem er unermeßliche Reichthümer schenkte; am meisten aber die Kleopatra, mit der er oft die Nächte durch beim Gastmahle zubrachte, und die er sogar nach Rom kommen ließ, mit Ehren und Geschenken überhäufte, und ihr erlaubte, den Sohn, welchen sie geboren hatte, nach seinem

Nahmen zu nennen." Hier hatte ihn wohl die Leidenschaft überwältigt; denn er schadet sich dadurch ungemein viel bei den stolzen Römern, die gar keinen Sinn dafür hatten, daß eine besiegte Königin des Auslandes eine andre Bestimmung haben könne, als einen Triumphzug in der Alles beherrschenden Roma, vollständiger auszuschmücken, und dann zu sterben, oder zu einem erniedrigten Leben aus Erbarmen begnadigt zu werden, wie die junge und schöne Arsinoë, der Kleopatra Schwester, mit welcher Caesar seinen Alexandrinischen Triumph zierte.

Aber wie stimmt nun die für sein Gelingen in Rom ihm so nachtheilige Liebe für die Königinnen, und besonders der verderbliche Aufenthalt bei der Kleopatra, mit der sonst ihm eignen vollkommnen Herrschaft seines Verstandes über seine Leidenschaften überein? — Nur während der Periode der höchsten Stärke seines Wesens bewährte sich die innre Uebereinstimmung aller seiner Kräfte in größter Charakter-Einheit so durchaus vollkommen. Nachher finden sich häufige Spuren von Versunkenheit, und vorher eben so häufige Spuren von Unreife, deren mehrere schon gelegentlich angeführt sind; nicht bloß in dem ersten Abschnitt seines eigentlichen Lebens, welcher mit der hartnäckigen Verweigerung, seine Frau, Cornelia, des Cinna Tochter, auf des blutdürstigen Dictators Gebot, zu verstossen, und mit Sulla's Urtheil, daß in diesem jungen Menschen mehr als ein Marius stecke, beginnt; sondern auch in dem zweiten von der Rückkehr aus Hispanien bis zum Uebergang über den Rubico. Wie alle organischen Kräfte, wenn sie nicht gehindert werden, aus ihrem Keim sich allmählig bis zur Reife entwickeln, und nach erreichtem Gipfel, sich wieder ihrer Auflösung nähern; so findet sich dieses auch im Ganzen und im Einzelnen der antiken Menschheit, indem die Bildung der Alten nur ein reines Erzeugniß der durch keine Kunst gestörten Natur war. Es befremdet uns beim ersten Blick, mit welcher Zuversicht die Alten die Perioden und besonders die höchste Blüthe eines Künstlers und Denkers, oder eines Helden angeben; da aber die bestimmteste Entschiedenheit der Bildungsstufen wie der Arten eine wesentliche Eigenschaft der freien natürlichen Entwicklung ist, so bedurfte es auch wirklich nur eines gesunden Blicks, um sie

wahrzunehmen. Wer den angebornen Sinn für das Classische durch vielfaches Forschen genährt und geschärft hat, kann leicht in diese Weise der Beurtheilung und der Lebensansicht eingehen, selbst da, wo ihn die Spuren der Alten verlassen. In Caesars Leben vollends sind die Abschnitte so hervorspringend, daß sie sich dem Auge von selbst darbieten. Wer kennt nicht sein merkwürdiges Verweilen am Rubico, und seine rasche Entscheidung? Eine große Epoche nicht bloß in seiner äußern Lage, sondern auch in seinem innern Charakter! Von diesem Uebergange über den Rubico, wo er nun endlich grade auf sein großes Ziel, durch die drohendsten Gefahren und Hindernisse aufs höchste gespannt, unverhohlen zugehen konnte, bis zur Pharsalischen Schlacht, waren alle seine Kräfte in der größten Wirksamkeit und in der vollkommensten Harmonie. Man wird während dieser Zeit auch nicht die geringste Spur von Unvorsichtigkeit oder Erschlaffung an ihm entdecken können; selbst seinem natürlichen Uebermuth wußte er Einhalt zu thun. In dieser Periode drängen sich ordentlich die Züge einer ächt Themistokleïschen Verschlagenheit, nicht wie die verunglückte Nachahmung des Themistokles beim Pompejus, der seine ungeschickte Flucht mit dem großen Beispiel jenes alten classischen Meisters *) politischer Verschlagenheit zu beschönigen suchte, während er, der doch auch nur herrschen wollte, eigentlich floh, weil er hoffte, wie Sulla zurückkehren zu können, und diese thörichte Hoffnung nicht einmahl verschweigen konnte. Ob Caesar bei Alesia mehr Kriegskunst gezeigt hat, würde schwer zu entscheiden sein; daß er sich aber bei Ilerda und Dyrrhachium noch mehr als großen Mann und Charakter überhaupt zeigte, das ist aus seiner eignen Erzählung klar. Jetzt ersann er auch seinen großen Entwurf einer durchaus

*) Die Römischen Großen der damahligen Zeit verglichen sich gern mit den classischen Staatsmännern der gebildeten politischen Vorzeit; denn als solche betrachteten sie wirklich die berühmtesten griechischen Staatsmänner und beurtheilten ihren politischen Charakter völlig nach Art der Kunstkritiker. So verglich Caesar, der so geschickt grade die Schmeicheleien zu treffen wußte, welche den Cicero am meisten gewinnen mußten, denselben in seinem Anticato mit dem Theramenes und Perikles.

milden und schonenden Dictatur und Militärherrschaft ganz gegen die Natur aller, und gegen das Herkommen der römischen Bürgerkriege. Die glücklichsten Erfindungen haben ein so natürliches Ansehen, daß jeder hinterdrein denkt, so würde er es auch gemacht haben. Man bedenke aber nur, daß Caesar die vorhandnen republikanischen Formen ohne Umschweif über den Haufen warf; daß er auch nicht einmahl den Schein annahm, bloß als gesetzmäßiger Dictator im altrömischen, schon verloren gegangnen Sinn des Worts, neue Formen an ihre Stelle setzen, den Staat reinigen, von seinen Wunden heilen, und eine Constitution stiften zu wollen: daß er schlechthin ins Große rauben und plündern mußte, um die Kriegskosten zu bestreiten; daß er von Verbrechern und zu Grunde gerichteten Verschwendern umgeben war, die alles zu fordern wagten, und ihn unaufhörlich zum Morden ermunterten. Er war genöthigt, die Republik und die Provinzen Männern anzuvertrauen, deren keiner, wie Cicero doch wohl etwas übertrieben sagt, sein väterliches Vermögen nur zwei Monathe hatte verwalten können. Dazu kommt noch, daß ein einziger rascher Schritt unvermeidlich unzählige andre nach sich gezogen hätte; wie denn Curio, welcher den Gang der Begebenheiten gewiß aus der Nähe beobachtet hatte, urtheilte, daß die Ermordung des hartnäckigen Metellus, zu welcher der Sieger allerdings sehr gereizt ward, unvermeidlich ein großes Blutvergießen nach sich gezogen haben würde. Ueberdem war der Weg ganz gebahnt, nachdem Proscriptionen und Hinrichtungen den römischen Partheien in ihrem erbitterten Kampf so geläufig geworden waren. Pompejus selbst verhehlte nicht einmahl die Absicht, den Sieg nach Sullas Art zu gebrauchen, und auch die Optimaten erwarteten nichts andres, als was sich von der gleichgültigen Härte eines unter Blutvergießen graugewordenen Kriegers, von einer Rotte raubgieriger Verbrecher, und von der Wuth eines Bürgerkriegs erwarten ließ: nähmlich ein allgemeines Morden und eine allgemeine Plünderung. Auch der Undank der begnadigten Pompejaner mußte Caesars Rache und Leidenschaften aufreizen. Wenn man alle diese Umstände erwägt, so kann man der Kraft der Selbstbeherrschung, der hohen Standhaftigkeit, mit welcher Caesar

seinen großen Entwurf ausführte, die höchste Bewunderung nicht versagen. Er gab der Welt zum ersten Mahle das beispiellose Beispiel einer den republikanischen Gegnern selbst beinahe heilsam erscheinenden Tirannei; wie denn Cicero selbst nach Caesars Tode gleichsam wider Willen gesteht, das verworfene Zeitalter hätte einen solchen Herrn kaum verweigern dürfen.

Den Augenblick, wo Caesar den höchsten Gipfel seiner Charakterstärke erreichte, und nun wieder zu sinken anfing, hat er selbst wunderbar deutlich bezeichnet. In seinen Commentarien, die sonst immer so entfernt von allen müßigen Betrachtungen, schnell und grade zum Ziele eilen, und auch das gedrängte Urtheil nur als Thatsache geben, verweilt er nur ein einzigesmahl bei jenem gewöhnlichen Volks-Aberglauben, mit welchem griechische Mythographen und Rhetoriker wie Römische Chronikenschreiber im Geiste der Priester und Augurn ihre kunstreiche historische Darstellung, so oft überfüllt haben. Er kann nicht müde werden, die Wunderzeichen des Pharsalischen Sieges zu häufen. Es ist, als wollte er sagen: es geschah ein gewaltiger Ruck durch die ganze Natur, da Caesar Herr der römischen Welt wurde. Auch ging wirklich das in ihm selbst vor, was er auf die Natur übertrug. Gleich darauf sagt er: „Caesar hatte, im Vertrauen auf den Ruhm seiner vollbrachten Thaten nicht angestanden, mit einer geringen Macht nach Alexandria zu reisen, und glaubte nun an jedem Orte sicher zu sein.“ „In Alexandria“ fährt er fort, „zwangen ihn die Etesien oder Jahreswinde zu bleiben; denn diese sind die widrigsten für die, welche von Alexandria abschiffen wollen.“ Man weiß, welchen ägyptischen Zauber diese Etesien bedeuten. Es ist auch nicht unbedeutend, daß er nun für gut fand, seine Geschichte nicht weiter selbst zu schreiben; denn Muße hatte er wohl vorher eben so wenig wie seitdem. Sein dürftiger Nachfolger in der Aufzeichnung seiner Thaten, sagt uns bald darauf: „daß die Kleopatra im Schutz des Caesar geblieben sei.“ Endlich reißt er sich von ihr los; aber seine ausschweifende Freude über die seltne Schnelligkeit [5]) eines für ihn gar nicht ausgezeichneten Sieges über den

[5]) Veni. Vidi. Vici.

Pharnakes ist schon ein Beweis der rettungslosen Versunkenheit, welche wir hier nicht weiter zu verfolgen brauchen.

Der Charakter eines classischen Staatsmannes und antiken Helden muß nach dem beurtheilt werden, was er in der Periode seiner vollendeten Kraftentwicklung war. Caesars eigenthümlichste und unterscheidende Eigenschaft ist diesem gemäß die innre Consequenz seines Wesens; die vollkommene Uebereinstimmung nähmlich einer vollendeten imperatorischen Kraft, und eines vollendeten imperatorischen Verstandes. Was unter der imperatorischen Kraft zu verstehen sei, bezeichnet schon der Römische Nahmen so glücklich, daß es kaum einer langen Erklärung bedarf; die Kraft, Menschen nicht bloß äußerlich zu besiegen, sondern auch innerlich ihren Geist sich zu unterwerfen und zu beherrschen. Daß Caesar eine empörte Legion durch ein Wort beugte; daß er einen Lucullus durch bloße Drohungen so zu überwältigen wußte, daß dieser ihm zu Füssen fiel; gehört eben so gut dazu, als daß er oft allein ein wankendes Heer wieder zum Stehen brachte, indem er sich den Fliehenden entgegenwarf, sie einzeln bei der Kehle faßte, und mit dem Angesicht gegen den Feind kehrte, wenn auch der Schrecken schon so groß war, daß ein Adlerträger ihn zu verwunden drohte, ein andrer das Zeichen in seiner Hand zurückließ.

Auch Caesars Verstand war durchaus nur ein imperatorischer Verstand, aber dieses war er im höchsten Maaße; es war eben ein solcher, wie ihn ein vollkommener Held zum Handeln und zum Siegen braucht, ohne alle andre überflüssige Zugabe. An dieser imperatorischen Einsicht und Gewalt übertreffen denn auch seine Commentarien selbst die größten historischen Kunstwerke der Griechen, so wie durch die Römische Größe und durch jene den Römern eigenthümliche und in Caesars Familie einheimische Urbanität und geistreiche Art der fröhlichen gesellschaftlichen Stimmung, welche überall hindurchschimmert. Eben dieses war auch an seinen Reden zu bemerken, welche er mit heller Stimme und feuriger Gebehrde vortrug, an denen man vorzüglich die große Kraft, Schärfe und Raschheit, vor allen aber eine bewundernswerthe Sorgfalt in der Sprache, eine voll=

endete Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks pries. Caesar ist zwar in allem, was noch von seinen Werken, Briefen oder Reden vorhanden ist, nie auf Kosten der Klarheit kurz im Ausdruck; doch liebte er auch hier wie überall im Leben und Handeln den kürzesten Weg, grade zum Ziele, so daß ihm auch der schnellste Tod der beste dünkte. Der ganze Charakter seiner Beredsamkeit ist eine Bestätigung seines Strebens in allen Dingen nach dem, was auf die meisten am schnellsten wirkte. Was seinen Commentarien so großen Werth giebt, ist nicht etwa eine der Dichterkraft ähnliche Rednergabe. Es ist in ihnen auch kein Gedanke von einer schön gegliederten und kunstreich großen Anordnung des Ganzen, wie in keiner römischen Geschichte, den Sallustius ausgenommen; und in dieser Rücksicht scheinen sie selbst gegen Xenophons Anabase ungebildet und roh an Kunst.

Wohl hatte auch Caesar die Schwachheit, Gedichte zu machen; diese waren aber nicht glücklicher, als die des ernsten Brutus und des gelehrten Cicero, und beinahe schlecht zu nennen. Man kann es nicht ohne Lächeln lesen, wie sorgfältig sich Cicero bei seinem Bruder nach der vollständigern Meinung des Caesar über einen poetischen Versuch von sich erkundigt, und dann dessen vorläufiges Kunsturtheil anführt, das durch seine Bedingtheit und durch seinen geistreich abgefaßten Ausdruck selbst noch schmeichelhafter lautet, und einen komischen Anstrich von Kennerschaft hat. Ueberhaupt hatte Caesar durchaus kein eigentliches Gefühl für das wahre Schöne. Seine Liebe für die Werke der alten Mahler und Bildner, für künstliche, prächtige und kostbare Sachen aller Art, widerspricht dem nicht, und ging ganz natürlich aus vielen andern charakteristischen Eigenschaften seines Wesens hervor. Wohl hatte er eine eigne Liebe und Liebhaberei für das Vollendete jeglicher Art; dieselbe Ehrfurcht für das alte Classische, welche in jener Zeit unter den Gebildeten allgemein war. Dazu kam die römische Liebe zu gediegener Pracht; und endlich jener den großen Herrschern und Eroberern oftmahls eigne Hang zu Kostbarkeiten von blos willkührlichem Werth. So war er ein Liebhaber von großen Perlen, deren Gewicht er dann und wann vergleichend in seiner Hand prüfte.

Consequent vollendet, wie sein ganzes Wesen, waren auch die beiden wesentlichen Bestandtheile desselben, seine praktische Kraft und sein großer Verstand. Die Schnelligkeit und die intensive Stärke seiner Thätigkeit war nicht größer, als ihr unermeßlicher Umfang, ihre unerschütterliche Ausdauer. Sein Urtheil war unfehlbar sicher, sein Verstand fest, aber auch sein Gedächtniß war stark und sein Geist erfinderisch. Wegen dieser innern Consequenz und Zusammenstimmung aller seiner intellektuellen Vermögen und praktischen Eigenschaften zu dem Einen Ziele, wird man auch nicht leicht in der neuern Geschichte einen Helden auffinden, welcher darin dem Caesar gleich gestellt werden könnte; da überdem der eigenthümliche Vorzug der Neuern nicht sowohl in der außerordentlichen Größe der einzelnen geistigen und moralischen Kräfte, als in der Anlage zu einer höhern Richtung und Anwendung aller besteht. Sonst wird man hier im Einzelnen wie im Ganzen der modernen Bildung und Geschichte, sehr oft Schnelligkeit und Ausdauer im Leben und Handeln, Charakterstärke und Umfang, umfassende Größe des Geistes, so wie auch mehrentheils Gedächtniß und Erfindsamkeit, oder Geist und Einbildungskraft und Beurtheilung, nur auf gegenseitige Unkosten zu einer großen Höhe gebracht finden. Den Charakteren des Alterthums giebt dagegen eben jener Einklang aller Kräfte und des ganzen Lebens, auf einen gegebnen Mittelpunkt und auf ein, wenn gleich nicht so geistiges, bestimmtes Ziel, die antike Größe und den festen, sichern Styl im Leben, welcher ihnen den Anstrich einer höhern Vollendung, d. h. einer entschiednen und consequent vollendeten Naturkraft verleiht. Ueberdem haben solche Schwierigkeiten und ein solcher Schauplatz für politische Charakter- und Heldengröße nach dem Untergange der römischen Republik kaum jemahls wieder in der Art Statt gefunden. Die Kraft, welche dazu gehört, eine ererbte Monarchie zu erheben und zu erweitern, und die, welche erfordert wurde, eine Republik, und zwar die größte, welche je gewesen ist, durch republikanische Mittel monarchisch zu beherrschen, leiden gar keine Vergleichung. Es kann uns das nur als ein einzelner Zug von der Thätigkeit und Schnelle seines Geistes gelten, daß er zwei

Briefe im Reiten, oder auch vier, oder wenn er ganz müssig war, sogar sieben zugleich dictiren konnte. Wohl aber erregt es Erstaunen, wenn wir erwägen, daß darunter Briefe so großen Inhalts waren und vielleicht oft auch von so vollendeter Feinheit, wie ein noch vorhandner an Cicero, der ganz das Gepräge des Caesar an sich trägt. Er mußte überhaupt, um seinen Zweck zu erreichen, alle bedeutenden Männer in der ganzen ungeheuren Römerwelt, welche ihm nützlich oder schädlich sein konnten, durchschauen, bewachen und nach seinen Absichten lenken; wie er aber dieses wirklich ausgeführt hat, das kann man schon aus seinem Verhältniß zum Cicero und zum Pompejus, welches wir noch am vollständigsten kennen, einigermaaßen sich denken und bewundern lernen.

An Schnelligkeit und Feuer war er dem Alexander gleich, an Ausdauer und Umfang übertraf er ihn sehr weit; auch hatte ihm kein Philippus vorgearbeitet. Kein früherer und kein späterer römischer Held hat solche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die ältern hatten es eben darum leichter, weil sie, wenn auch eben so ehrgeizig von Gesinnung, doch der Form nach Republikaner waren, und also wie Caesars Nachfolger einen schon gebahnten Weg betraten.

Gäbe es einen Maaßstab von Herrscher-Größe, so würde Caesar in Hinsicht der Kraft wohl den höchsten Gipfel derselben bezeichnen. Wollte man bloß in dieser Rücksicht die Heldencharaktere der neueren und neuesten Zeit, welche in ähnlicher Art die gleiche Laufbahn imperatorischer Allgewalt haben beschreiten wollen, gegen ihn aufstellen und mit ihm vergleichen; so würde Caesar besonders durch die innre Consequenz und glückliche Vollendung, und die eben daher rührende große Sicherheit des Verstandes, den Vorzug behaupten. Wir müssen hier die Begriffe genau auffassen und sorgsam auseinander halten; denn der vollendete Charakter ist von dem, welcher bloß außerordentlich und groß in dem Maaße seiner Kraft ist, nicht bloß dem Grade sondern selbst der Art nach ganz verschieden. Man bemerkt an mehreren großen Eroberern der modernen Zeit vom Attila an, etwas Trauriges in ihrer Stimmung, eine innre Unzufriedenheit, die

aus dem Mangel an Uebereinstimmung hervorgeht, und einen hier und da sogar mürrischen Anstrich hervorbringt. Caesar hingegen war mit sich zufrieden, ja von entschieden fröhlichem Charakter, wie alle vollendeten und mit sich selbst in Harmonie stehenden Menschen. Der Genuß der inneren Vollendung scheint wohl der höchste, den es, so weit die Natur allein solchen gewähren kann, für den Menschen überhaupt giebt; gegen diesen ist selbst der in seiner seltnen Reinheit köstliche Genuß der frischesten Jugendblüthe des ganzen Wesens gering. Vollendung aber, diese höchste Gunst der Natur, ist nichts andres, als das glückliche Zusammenwirken, die vollständige Vereinigung mehrerer großen Kräfte, und aus dieser Vereinigung gehen ganz neue Eigenschaften und Vollkommenheiten hervor, welche kein auch noch so großes Maaß einer einzelnen Kraft hervorbringen kann. Die wunderbare Macht, welche in der innigen und gegenseitigen Gemeinschaft und Harmonie aller sittlichen und geistigen Kräfte liegt, geht schon aus der Geschichte der alten Staaten hervor, die ganz auf dieser Gemeinschaft beruhten. In Rücksicht dieser glücklichen Vollendung kann Caesar mit dem Perikles verglichen werden, der groß als Staatsmann, Feldherr, Redner und Oberhaupt einer untergehenden Republik, gleich ihm, an der Gränzscheide einer glorreichen alten Zeit und einer neuen Weltentwicklung für den kleineren Kreis von Athen in der Geschichte dasteht, wie Caesar in der umfassenderen Römischen Welt.

Die Natur hat, so scheint es, ihre Günstlinge; doch wird das Gleichgewicht einigermaßen durch das große Gesetz wieder hergestellt, daß Vollendung fast immer nur durch mannichfache Beschränkungen erkauft wird.

So war zum Beispiel ein gänzlicher Mangel an dem feineren und sittlichen Zartgefühl ein wesentlicher Zug und Bestandtheil in Caesars Charakter und eigenthümlicher Größe. Ein Caesar, der dabei noch einige Regungen von Edelmuth oder von Gewissenhaftigkeit, kurz so eine gewöhnliche halbe Tugend gehabt hätte, würde nicht nur ein höchst unvollkommnes, sondern vielleicht sogar, trotz der Größe einzelner aber übel zusammenhängender Kräfte, ein sehr schwaches Wesen gewesen sein; denn Schwä-

che ist oft nicht ursprünglicher Mangel, sondern Folge eines unglücklichen Verhältnisses großer Kräfte, die sich gegenseitig hemmen und aufheben.

Für einen vollkommnen Weltüberwinder war Alexander bei aller Leidenschaftlichkeit, welche bei so gränzenloser Macht freilich mehrentheils schlimmere Folgen haben kann und wirklich hat, als die nüchterne Bösartigkeit eines vollendet klugen Verstandes, ein viel zu guter und menschlicher Held. Die leichte Entzündbarkeit seines Herzens und seiner Leidenschaften selbst, war von sehr edler Art, wie die des Homerischen Achilles. Sie verräth eine so tiefe Fühlbarkeit, so regen Sinn und lebendige Schnellkraft starker und edler Neigungen, daß Caesar dagegen als eine rohe Römische Natur ganz hart und rauh erscheint. Nur muß man dem Alexander verzeihen, daß er Gefühle, die einen tiefen Quell ächter Sittlichkeit in seinem Innern verrathen mit gewohnter despotischer Gewaltsamkeit äußerte; und dem Caesar in seiner mehrentheils noch republikanischen Welt, die mehr bürgerlichen Formen nicht zum Verdienst anrechnen; da er von Charakter und nach seinen Absichten und Gesinnungen mehr Tyrann war als jener. Das, was Alexander gegen schuldige oder angeklagte Macedonier that, muß man wenigstens nach den Grundsätzen des strengen Kriegsrechts beurtheilen, welches immer auch bei den billigsten Völkern rascher zu Werke geht, als die bürgerliche Rechtsstrafe. Alexanders scheinbare Tollkühnheit übrigens war mehrentheils dem Zweck gemäß und im Ganzen auf richtige Einsicht gegründet, eine Folge und eine Pflicht seiner Lage. Es galt hier nicht, einen verständigen Feind durch größern Verstand kunstmäßig zu besiegen, sondern eine überlegne aber blinde Macht über den Haufen zu werfen, wobei der Ruf seiner unglaublichen Thaten fast mehr that, als diese selbst. In dem Charakter keines Eroberers wird man so viele tugendhafte Elemente und schöne Züge finden. Die unvermeidliche Zerstörung Thebens kostete ihm einen schweren innern Kampf. Mit Zuversicht gab er sein Leben in die Hand des Philippus, eines eifrig ergebnen und erprüften, aber schwer verläumdeten Dieners. Er glaubte an Treue und ist der höchsten, innigsten Freundschaft fähig gewesen. Er liebte den Hephästion so,

daß er in der Blüthe seiner Kraft, und im Ueberfluß von Macht und vergötternden Ruhm, kurz von allen Gütern, die das Glück geben und nehmen kann, über seinen Verlust untröstlich blieb.

Man könnte vielleicht nach gewöhnlichen Vorurtheilen sagen, an die Tugend zu glauben, sei Thorheit an einem Eroberer, und die wahre Freundschaft eine unnütze Episode in seinem Leben. Aber darin zeigt es sich eben, daß Alexander mehr war, als die gewöhnlichen Eroberer; der nüchterne Caesar dagegen war von solchen ruhmwürdigen Schwachheiten allerdings ganz frei. Doch diesen Mangel an edlen und sittlichen Gefühlen hat Caesar wohl mit vielen andern großen Eroberern und Weltbeherrschern gemein. Eine ganz andre Beschränktheit, die seines politischen Geistes, der Bildung, die er selbst hatte, und die er der zerrißnen Welt zum Ersatz hätte geben können, so wie in der Art und den Mitteln, wie und durch welche er diese Bildung zu befördern und auszubreiten vermochte, ist ihm mehr ausschließend eigen.

Nach dem pharsalischen Siege glaubte er, es sei nun alles geschehen; und da begann doch eigentlich erst der schwerste Theil einer Aufgabe. Denn die Macht der Pompejaner, oder vielmehr die alten republikanischen Formen hatten in der ganzen römischen Welt unglaublich tief Wurzel gefaßt, und waren nach allen erlittenen Erschütterungen noch sehr fest und stark. Man kann leicht denken, daß die Verfassung der Römer, die bis auf ihre Landstraßen und Wasserleitungen wie für die Ewigkeit bauten, nicht sogar lose begründet, noch so leicht umzuwerfen gewesen. Was war natürlicher, als daß das ungeheure morsche Gebäude über dem Haupte des sorglosen Siegers zusammenstürzte, der ihm den letzten Stoß gegeben hatte. War sein Fall nothwendig, mußte sein Entwurf scheitern; so lag die Schuld also an einem innern Widerspruch desselben, der bei seiner Vollendung wohl nur aus einem ursprünglichen Mangel seines Genius entspringen konnte.

Caesar hat während der kurzen Zeit seiner ungestörten Alleinherrschaft viel Großes angefangen, vieles Größere gewollt; nur das einzige nicht, was Rom vor allem Noth war, und was allein ihm selbst Sicherheit geben konnte: eine wenn gleich im innern Wesen mehr monarchische, doch aber zwischen den alten Formen

der Republik, und der neuen Zeit und Epoche dieser zur Weltherrschaft angewachsenen einzelnen Stadt, schonend und weise vermittelnde, aber fest begründete Verfassung und organische Staatsgestaltung. Sehr nachdrücklich erinnert ihn Cicero in der schönen Rede für den Marcellus an diese Pflicht, mit einer Würde und Freimüthigkeit, welche man hoch ehren müßte, wenn der Redner sie nicht durch falsche Betheurungen von Wünschen für Caesars Sicherheit entweiht hätte, während er nach dem Tode des Siegers lechzte, vielleicht gar um die keimende Verschwörung wußte; denn daß er die heilsame Wahrheit an die angenehme mit Feinheit anschließt, daß er den Caesar so glänzend aber doch mit Wahrheit lobt, darf wohl nicht getadelt werden.

Hätte Caesar gekonnt, was Cicero, Rom und die Menschheit laut und schweigend von ihm forderten, so würde er es sicher auch gewollt haben. Aber er hatte überhaupt nur diejenige politische Kraft und Geschicklichkeit und einen solchen Verstand, welcher dazu gehört, um das Haupt einer Parthei zu sein; aber durchaus gar kein gesetzgebendes, oder organisch einrichtendes Staatsgenie, wie etwa ein Solon oder andre große Staatenbegründer und Erneuerer. Ein überraschender Mangel zeigt sich beim Caesar, sobald es über die Gränzen jenes Partheikampfs hinaus geht. Selbst da er auf der größten Höhe seiner Macht stand, und noch neu zuerst als Sieger nach Rom kam, machte er sich in sechs, sieben Tagen jener Menge selbst, deren Sache er zu führen vorgab, so verhaßt, daß Cicero daraus große Hoffnungen schöpfte. Er fand den hartnäckigsten Widerstand, und gesteht selbst, daß er ohne seinen Zweck erreicht zu haben, die Stadt hatte verlassen müssen. Und was durften sich nicht die Republikaner, selbst nach ganz beendigtem Kriege, eben um seines Uebermuthes willen gegen ihn erlauben? Es ist daher nicht für zufällig zu halten, wenn alles Politische in seinen beinahe nur militärischen Geschichtsbüchern immer nur so beiläufig berührt, und ganz oberflächlich behandelt wird. An der Spitze seines Heeres oder als Haupt einer Parthei im politischen Kampf und Bürgerkrieg hatte er eine unüberwindliche Gewalt und war einzig groß; nicht so aber als oberster Lenker eines großen Staats

in ruhiger Friedenszeit, um auf die Dauer mit Ordnung zu herrschen.

Wenn ein Mann das Ziel aller seiner Wünsche und den höchsten Gipfel des Glücks bis zur Sättigung erreicht hat; so kann man aus diesem Ziele selbst die eigentlichen Gegenstände und den Umfang seiner Neigungen am besten vollständig kennen lernen. Da geschieht es denn oft, daß, wer nur von göttlich hohen Bestrebungen träumte, oder laut prahlte, plötzlich still wird, und nun keine Wünsche mehr hat, weil seine nächsten Begierden befriedigt sind. Die Gränzen der Neigung sind ein sicherer Maaßstab der Kraft; denn, was der Mensch recht vollständig kann, das will und wünscht er auch dauernd. Caesar hat das äußerste Ziel seiner Wünsche erreicht, und war vor Zufriedenheit ordentlich lebenssatt, jedoch ohne alle Spur jener Schwermuth, welche ein unbefriedigtes und hoffnungsloses höheres Streben andeuten könnte. Es war auch nicht Ueberdruß und Unmuth aus heimlicher Verzagtheit oder aus Mißtrauen in die bestehende Fortdauer seines Glücks; eine reine Lebenssattigkeit war es, ohne Wunsch und Furcht, bei der er immer heiter, ja sogar ausgelassen fröhlich blieb; das bloße Gefühl, daß er am Ziel sei. „Ungern, sagt Cicero, „habe ich dein höchst erhabenes und höchst weises Urtheil gehört: „„Du hättest zur Befriedigung der Natur, und auch für den Ruhm genug gelebt."" Genug, wenn du willst, vielleicht für die Natur; ich will auch, wenn du meinst, hinzusetzen, für den Ruhm; aber, was das wichtigste ist, für das Vaterland, gewiß noch viel zu wenig. Daher laß, ich bitte dich, diese Einsicht denkender Männer in Verachtung des Todes; wolle nicht auf unsre Unkosten ein Weiser sein. Denn ich muß es oft hören, daß du dasselbe immer wiederholst: „„Du bedürfest des Lebens nicht weiter."" Ich würde es zugeben, wenn du nur für dich lebtest, oder nur für dich geboren wärest. Jetzt aber, da deine Thaten das Heil aller Bürger, und den ganzen Staat umfaßt haben, bist du so weit von der Vollendung der größesten Werke entfernt, daß du noch nicht einmahl mit der Grundlage deiner Entwürfe fertig bist." So redeten die großen Römer jener Zeit einer zu dem andern!

Da Caesar nichts mehr wünschte, hatte er gewiß alles ge-

than, was er vermochte, und wozu er die Kraft und die Anlagen, so wie das Streben des Geistes besaß. Oder war es etwa kein lockendes Ziel einer hohen Ruhmbegierde, die sinkende Größe des römischen Volks zu retten? — Selbst die leichteste Auflösung der schweren Aufgabe jenes für eine neue, monarchische Staatsgestaltung reifen Zeitalters; den alten bürgerlichen Formen leise einen andern, der jetzigen Beherrschung angemeßnern Sinn unterzuschieben, das ganze Morsche aus dem frühern Leben in der Stille bei Seite zu schaffen, das bloß Schadhafte zu bessern, zu stützen und neu zu übertünchen, schien ja ein so verdienstvolles Werk, daß der versteckte und verstellte Charakter, der das Glück und den Verstand hatte, es zu vollenden, beinahe von der Geschichte selbst unter die Götter versetzt worden ist. Der neue Stifter des größesten Staats, der neue Bildner des erhabensten Volks zu sein, dazu fehlte dem Caesar die innre Kraft und Anlage. Siegen im weitesten Sinne des Worts, das konnte er; nicht bloß mit dem Schwert, sondern auch durch die Gewalt der Rede und den Einfluß der gesellschaftlichen Verbindung, durch überlegne Kraft und Verschlagenheit die Menschen einzeln und in der ganzen Masse unter sich beugen, an sich reißen und fesseln, und nach seinen Absichten lenken; und das war sein eigenthümliches Talent, worin Caesar vielleicht von keinem andern Staatsmann oder Helden übertroffen worden ist.

Moderne Sophisten irren sehr, wenn sie dem Caesar ihren Lieblingsirrthum leihen, und durch sein Beispiel vielleicht bestätigen wollen: als sei die Alleinherrschaft ihm nur Mittel gewesen, um seiner unbegränzten Menschenliebe Genüge zu leisten, und die allgemeine Glückseligkeit nach dem ganzen Maße seiner unermeßlichen Kräfte befördern zu können. Nein, das Siegen selbst, in jenem weitern und auch im gewöhnlichen Sinn, war sein letzter Zweck. Es war einer seiner Lieblingsentwürfe, einen Tempel des Mars zu bauen, so groß als er noch nirgends vorhanden wäre; ein Zug, der bedeutend ist für diese Seite seines Charakters. Das Triumphiren war es, was er eigentlich wollte und liebte. Auch konnte er es sich nicht versagen, gegen alle politische Klugheit, selbst über römische Bürger auf eine Weise zu triumphiren, welche alle, die noch römisch dachten, empören mußte.

Seine Bildung beschränkte sich darauf, daß er Vollendung jeder Art, in den größten, wie in den kleinsten Dingen um ihrer selbst willen liebte, alles Ungeschickte haßte und das Classische, nicht weil es wahr, gut, schön und gerecht, sondern weil es in seiner Art vollendet war, ehrte. Denn für ächte sittliche Güte, künstlerische Schönheit, oder die innere göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit hatte er so wenig Anlage, Sinn und Vermögen, als zum Dichten. Seine Welt und sein Gegenstand war das Angenehme und das Nützliche. Aber freilich betrieb er das Nützliche ins unermeßlich Große; daher denn auch viele seiner Entwürfe durch die Weise und die Kraft erhaben scheinen, wiewohl ihr letzter Zweck von der Art ist, daß er streng genommen, nie erhaben genannt werden darf.

Das Höchste, was er zur Beförderung und Verbreitung dieser materiellen Bildung zu thun vermochte, war: Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, vor denen jeder andre erschrocken wäre, und unermeßlichen Stoff zur Stelle zu schaffen. Er hat nicht vermocht, auch nur auf einen seiner Anhänger einen geringen Theil seines großen Geistes fortzupflanzen, wie Alexander eine ganze Pflanzschule von Helden, Feldherrn und großen Herrschern hinterließ, noch wie ein Solon oder Themistokles politische Einrichtungen zu stiften, oder neu zu beleben, und ihnen seinen Gedanken einzuhauchen. Er ist zur größern Hälfte ein Barbar; denn sein Genius war kinderlos.

Ein rohes, oder mißgebildetes Volk zu einer ächt menschlichen Bildung zu erheben, das lag ganz außer seinem Gebieth. Aber ein kriegerisches und freiheitsliebendes Volk mit dem Schwert in der Hand dergestalt zum Frieden zu richten, (was die Römer mit einem eigenen Ausdrucke pacare nennen,) daß es wie zerschmettert war, und sich fortan geduldig unter das Joch der eisernen Weltherrschaft von Rom beugte, das verstand er wie kein andrer. Nach solchem Zwecke und in diesem Geiste handelte er denn auch in Gallien so, daß einige im Senat den Vorschlag machten, ihn den Feinden auszuliefern. Gallien war für ihn freilich nur ein Mittel und Vorbereitung zu andern höhern Zwecken; eine reiche Goldgrube, und eine Kriegsschule für seine Legionen.

Alexander hingegen, immer das Entgegengesetzte zusammenfassend, schützte seine neuen Unterthanen eben so sehr gegen den Uebermuth seiner Krieger, als gegen die Grausamkeit und Habsucht der eigenen Satrapen. Noch in den späteren orientalischen Sagen wird seine Menschlichkeit hoch gepriesen. Heißt er auch einigen der „Räubergott"; welcher Eroberer hat jemals der leidenden Menge nicht so geheißen? Und weiß denn diese auch die unvermeidlichen Uebel, welche selbst den gerechtesten Krieg besonders im Alterthum begleiten mußten, von den überflüßigen und zwecklosen Verheerungen zu unterscheiden? Alexanders Krieg gegen die Perser aber war so gerecht, als nur je einer ist geführt worden. Freilich wuchs und vermehrte sich seine Lust am Erobern mit den Fortschritten selbst; er nahm dann auf seinem Wege mit, was ihm zur Hand lag, sonst wäre er nicht Alexander gewesen. Die griechische Freiheit schonte er so sehr, daß er sogar einige, die sich zu Tyrannen aufgeworfen hatten, ihren Mitbürgern auslieferte.

Es genügte ihm nicht, Völker zu überwinden; das höchste Ziel seines Ehrgeizes war, der Stifter eines allgemeinen Staats, der Bildner aller Völker zu sein, und das ganze menschliche Geschlecht mit dem hellenischen Geist zu erfüllen. Ueberhaupt war der Charakter des griechischen Eroberungstriebes, der sich schon geraume Zeit vor Alexander, ja selbst vor den Entwürfen des Philippus, Jason und Agesilaus, und vor dem Rückzuge der Zehntausend mit Xenophon mächtig zu regen anfing, ungleich edler als der Römische. Die Triebfeder der Asiatischen Erobrer war Ruhmsucht und Liebe zum Glanz; die Seele der Karthagischen Eroberungen war Habsucht und Geld, oder Handelsvortheile; von den Scythen endlich, d. h. von allen, welche nomadisch lebten und dachten, könnte man sagen, daß sie nur aus Noth und Mangel an Lebensunterhalt oder an hinreichender Beschäftigung auf Eroberungen ausgingen. Die Römer strebten nach unbegränzter Macht und Ehre und Herrschaft; daher die Größe des Römischen Weltstaates; denn jedes über die sinnliche Gegenwart hinaus gehende Streben nach einer Idee von dauerndem Nachruhm und Ehre des Vaterlandes, ist schon im Einzelnen erhaben, ge-

schweige denn die öffentliche Begeisterung eines ganzen Volks. So wie jede organische Kraft, wenn ihre innre Entwicklung vollendet ist, und der Stoff des Lebens sich nun vollkommen gestaltet hat, sich fortzupflanzen und ein Gleichartiges aus sich heraus zu bilden strebt; so äußert sich bei den Griechen von dem Augenblick an, da ihre gesammte Bildung, deren allgemeine Gültigkeit und hohe Bedeutung sie selbst nicht wissenschaftlich wußten und erkannten, aber sehr bestimmt ahneten, den höchsten Gipfel erreicht hatte, den Trieb, diesen Geist allgemein zu verbreiten, und alle Völker hellenisch zu bilden. Von diesem Augenblick an war allgemeiner Frieden und Brüderschaft unter allen Griechen, und ewiger Krieg gegen alle angränzenden Barbaren und Tyrannen der öffentliche Lieblingswunsch, und der Gemeinplatz aller Sophisten und politischen Redner, weil es die herrschende Denkart jener Zeit und des ganzen hellenischen Volks war.

Alexander hat wohl den Anfang gemacht oder wenigstens die große Absicht gehabt, die mißgebildeten Asiaten zu einer ächt menschlichen Bildung zu erheben. Konnte nun gleich der hellenische Geist in Asien nie völlig durchdringen, welches ihn auch, als ein von Ursprung aus fremdartiges Element, in einer späten Zeit, obwohl sehr verfälscht, ganz wieder von sich geworfen hat; so ist doch die allgemeinere Verbreitung ächter Bildung, zu der Alexander so jung und so schnell, einen so dauerhaften Grund zu legen wußte, für die Entwicklung der Menschheit nicht verloren gewesen, und sie beweis't in ihrem Gründer einen Umfang und eine Mittheilungskraft ächter Bildung, gegen welche das Wirken des Römischen Weltbeherrschers nur roh und ungebildet erscheint. Man findet diese ächte Bildung, so wie den Geist und Sinn dafür, überhaupt wohl nur bei Griechischen Herrschern und Eroberern, deren erster und würdigster Alexander war und geblieben ist.

Er wußte den königlichen Feldherrn der Macedonier, das freie Oberhaupt des Systems der Griechischen Freistaaten, und den Asiatischen Beherrscher des großen Persischen Reichs auf das vollkommenste in sich zu vereinigen. Während er in der Kriegskunst Epoche machte, dem Handel eine ganz neue Richtung gab, Asien mit griechischen Pflanzstädten übersäete, Entdeckungsreisen veran-

staltete, durch welche die Gränzen der Erdkunde und Naturgeschichte unermeßlich erweitert wurden; untersuchte er, ein würdiger Schüler des Aristoteles, mit Philosophen, die Natur ächter Bildung, den Charakter der fremden Asiatischen Völker und ihre zweckmässigste Behandlung. In der Anmuth des Betragens und des Geistes ein zweiter Alcibiades, schmückte er den Gang seiner Eroberungen selbst dergestalt mit ächt Griechischer Schönheit der Kunst und des Lebens, mit gymnastischen Spielen und musikalischen Festen, daß er einem fröhlichen Zuge des Bacchus ähnlicher sah, als einem verheerenden Kriege. Ganz eigen war ihm besonders, was man das Vermögen politischer Belebung und organischer Schöpfung nennen könnte; die Kraft und die Kunst, Menschen nicht bloß an sich zu binden, sondern auch unter sich in einer neuen politischen Schöpfung zu vereinigen; dem so vereinigten und neu gestifteten Wesen aber ein von seinem Stifter unabhängiges eignes Leben mitzutheilen, und überhaupt den eignen Schöpfergeist auf seine Anhänger fortzupflanzen. Es ist bekannt, wie geschickt er die Sitten der Asiaten und der Griechen umzubilden, zu mischen und zu vereinigen verstand. Seine Neigung, Städte zu stiften, ging beinahe in das Uebertriebne, und war nicht ohne hellenische Eitelkeit: denn nach dem Sinne der Griechen, war es noch schöner und heiliger, Urheber eines politischen Wesens, Bildner eines Volks (κτίστης) als Sieger in öffentlichen Spielen zu sein. Wie aus der Schule des Sokrates und Isokrates durch ihre bildende Meisterkraft eine Schaar von Philosophen und Rednern hervorging; so war das Lager des Alexander eine Pflanzschule von Königen. Seine Nachfolger und Schüler waren an Kraft und Geist, an Kühnheit und Verschlagenheit, an Schönheit und Würde der Gestalt, königliche Menschen; sie schienen, sagt ein Alter, nicht aus einem einzigen Volke, sondern aus dem ganzen menschlichen Geschlecht auserlesen zu sein. Der geringste von ihnen wäre noch würdig gewesen, mit dem Caesar um den Preis des Sieges als Feldherr zu kämpfen.

Von Alexanders höherm sittlichen Charakter wollen wir nur noch zwei Züge anführen. Er ist wohl der einzige bekannte Welteroberer, von dem uns berichtet wird, wie er seine im Zorn be-

gangenen Fehler so aufrichtig bereuen konnte. Seine heiße Reue über die Ermordung des Klitus kann an den Schmerz erinnern, durch welchen Timoleon seine große Handlung nicht wie ein griechischer Sophist wähnt, entweihte, sondern vielmehr die heilige Reinheit seiner Triebfeder bestätigte. Die rettungslose Schwermuth, in welche Alexander gegen das Ende seines Lebens versank, die er so vielfach und so heftig äußerte, ist in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerth und giebt den tiefsten Aufschluß über das innerste Wesen seines sittlichen Vermögens und Strebens. Es liegt in dieser erhabnen Unzufriedenheit, welche der Tod des geliebten Freundes beim Alexander nur veranlaßte, etwas wunderbar Rührendes und wiederum auch etwas ergreifend Großes. Ein lebendiger Beweis gleichsam, daß der Mensch nur die Wahl hat, zwischen zufriedner Beschränktheit und rastloser Hoheit. Was ist größer, als im üppigsten Ueberfluß von allem, was man nur begehren kann, unbefriedigt nach dem unerreichbaren Höhern und Göttlichen zu schmachten? Das ist mehr als Ilerda und Dyrrhachium! — Wohl war auch über das Leben und ganze Wesen des Brutus, wie uns von den alten Geschichtschreibern bemerkt wird, eine Schwermuth von ähnlicher Art verbreitet, durch welche die Strenge seiner Tugend für unser Auge zur sittlichen Schönheit gemildert wird. Dem Caesar aber war ein solches Gefühl ganz fremd. Sein materieller Lebensüberdruß war eine bloße Sattigkeit im Uebermaaß aller irdischen Güter; und gerade an diesem Endpunkte seiner Lebensbahn wird es am auffallendsten sichtbar und deutlich, wie es überhaupt in allen seinem großen Thun und Wirken an dem Streben nach dem unsichtbaren Höheren und an einer göttlichen Idee gefehlt hat. Wer wollte nun nicht lieber der unbefriedigte, unvollendet gebliebene Alexander sein, als der glückliche Caesar, welcher das volle Ziel seines Strebens erreicht hat; der aber dabei dem Catilina ähnlich war, und den Cato hassen mußte?

Seine Aehnlichkeit mit dem Catilina bekannte Caesar selbst öffentlich, als man ihm Vorwürfe machte, daß er einige Menschen von der niedrigsten Herkunft zu den höchsten Ehrenstellen befördert hatte, indem er darauf erwiederte: „Wenn ihm Meuchelmörder und Räuber in Behauptung seiner Macht und Würde nützlich

gewesen wären, so würde er auch diese eben so belohnen." Es ward allgemein geglaubt, er hätte bei einer gewissen Gelegenheit einen gemietheten Angeber, weil der Entwurf mißlang, durch Gift bei Seite geschafft. In seinem ersten Consulat stahl er dreitausend Pfund Gold aus dem Capitol, und legte eben so viel vergoldetes Erz an dessen Stelle, verkaufte Bündnisse und Reiche. Sehr oft plünderte er Tempel und geheiligte Stätten und zerstörte unschuldige Städte der Beute wegen. Die Kosten des bürgerlichen Krieges und den Aufwand seiner Triumphe und öffentlichen Schauspiele und Werke bestritt er nur durch solche und ähnliche Räubereien.

Cato, der lieber gut sein als scheinen wollte, und in allem sittlich streng nach altrömischer Tugend handelte, weil er nach seinem Charakter nicht anders konnte, war dem Caesar an Seelengröße in einer entgegengesetzten Art völlig gleich und gewachsen; welcher ihn eben darum herzlich haßte, weil er ihn nicht verachten konnte. Der Anfang ihrer offnen Fehde war jener große Tag, wo die Donner der Catonischen Beredsamkeit den schon siegreichen, verrätherischen Rath des verschlagnen Caesar über die Catilinarischen Verschwornen zerschmetterten, und den sinkenden Senat mit altrömischer Begeisterung erfüllten. Wie klein war es, daß der Sieger das Bildniß dieses Mannes im Triumphe aufführte, welcher durch seinen freien Tod eigentlich in höherm Sinne über ihn triumphirt hatte; denn allerdings glaublich ist die Nachricht eines sonst nicht sehr glaubwürdigen Zeugen, daß der Tod des Cato den Caesar wirklich schmerzte, weil er ihn um den gehofften Triumph brachte, wiewohl er sich nicht darüber äußerte, bis er endlich in die wohlfeile Betheurung der milden Absichten ausbrach, die er gegen ihn gehabt zu haben versicherte. Kleinlicher noch ist, daß er selbst als Dictator, einem müssigen und zänkischen Redner gleich, Schmähungen gegen ihn schrieb, welche so armselig waren, daß die Republikaner selbst sie zu verbreiten wünschten, um Cato's Ruhm dadurch desto mehr zu verherrlichen, und Caesars Absicht, den Cato zu tadeln, lächerlich zu machen.

Alexander gab seinem Zeitalter eine ganz angemeßne, ja die möglichst beste Richtung auch für die griechische Geistescultur und deren Verbreitung in Asien. An den Gräueln der nachfolgenden

Despoten hatte er keinen Theil und keine Schuld; sie waren seiner großen Natur ganz entgegen. Caesar hat den Sturz des alten freien Rom nichts zum Bessern angewandt oder umgestaltet, sondern nur auf das Schlimmere und Schlimmste beschleunigt und vorgearbeitet, und andre unwürdigere Welttyrannen haben, ihm nachfolgend, die Früchte seiner Thaten genossen. Der ganze Ertrag seiner herkulischen Arbeiten war am Ende doch nur ein Beitrag mehr zum Glück des Augustus. Caesar würde Legionen von Menschen, wie Sulla und Augustus waren, in jenem weitern Sinne des Worts besiegt haben; aber in der feinern Herrscherkunst war er nur ein Anfänger gegen den Augustus, der so meisterhaft der verborgne Monarch einer scheinbaren Republik zu sein wußte; und an organischem Gesetzgebergenie übertraf ihn selbst Sulla, der zwar ein unumschränkter Dictator, aber doch noch in einem ganz republikanischen Geiste und Sinne Dictator war, sehr weit. Für einen republikanischen Imperator war Caesar zu tyrannisch, für einen unumschränkten Monarchen zu republikanisch, zu frei und sorglos in seinen eignen Sitten und Leben.

Und dieses war nicht etwa Folge eines zufälligen Fehlschrittes, welcher die andern unvermeidlich nach sich gezogen hätte. Es war nicht, daß er gleich im Anfange seines öffentlichen Lebens über den Rubiko gegangen war; es war vielmehr eine ursprüngliche Unzulänglichkeit seines Wesens, um der großen Aufgabe der damahligen Weltepoche völlig Genüge leisten zu können. Er war schon von Natur tyrannisch gesinnt und voll von monarchischem Stolz, aber ohne die solcher Form angemeßne innre Würde und sittliche Haltung und Strenge gegen sich selbst. Schon sehr frühe rühmte er sich in der Leichenrede auf seines Vaters Schwester Julia, seines vermeinten königlichen Geschlechts, und pries die Erhabenheit einer solchen Abkunft. Solche Aeußerungen waren sehr unweise und unpassend für den Bürger eines Freistaats, für ein Partheihaupt in der damahligen Römerwelt, und konnten nicht anders als zu einer solchen Katastrophe führen. Aber leicht wird diese vergessen, so lange der Gott des Tages noch auf dem Gipfel des Glücks steht; und unaufhaltsam schnell und leicht ist der Uebergang von einem demagogischen Sieger zu einem tyranni-

schen Alleinherrscher. Caesar hatte seine herrschsüchtigen Gesinnungen auch gar nicht hell, und führte immer den Spruch des Eteokles beim Euripides im Munde: „Um der Herrschaft willen könne man schon ungerecht handeln, im übrigen gerecht." Als Sieger scheute er den Nahmen eines unumschränkten Herrschers und Tyrannen so wenig, daß er ihn vielmehr zu fordern schien. „Sulla, sagte er, „habe nicht die Anfangsgründe der Herrscherkunst verstanden, daß er die Dictatur niedergelegt habe. Die Republik sei nichts, als ein wesenloser Nahme; die Menschen möchten immer schon vorsichtiger mit ihm reden, und seine Worte als Gesetze ehren." Gegen das Ende seines Lebens pflegte er oft im Schlaf zu erschrecken. Er mußte wohl fallen, so groß er auch war; und hat dieß im voraus gefühlt. Und groß war er auch, wie er fiel; da er am Brutus einen seiner würdigen Gegner und Rächer fand.

Caesar bahnte weit schlechtern Tyrannen als er selbst war, einem Tiberius, dem Caligula und Nero den Weg, und war ihnen auch in seinem Sturz ein obwohl vergeblich lehrendes und warnendes Beispiel und Vorbild. Konnte die Republik damahls auch nicht länger bestehen, so hätte doch die neue monarchische Verfassung durchaus fester, sittlicher und rechtlicher begründet werden müssen. Es giebt Zeiten, welche einer zwiefachen Richtung gleich fähig sind, wo das Schicksal der Menschheit gleichsam an einem Haare hängt. Wenn nun das Zeitalter des Caesar und Augustus ein solches gewesen wäre? Wenn es sich wahrscheinlich machen ließe, daß die Geschichte der Menschheit jetzt von einigen greuelvollen Jahrhunderten rein sein würde, wenn Caesar entweder nicht gesiegt, oder diesen Sieg weiser und größer benutzt hätte? Davon werden zwar die historischen Sophisten, welche so genau zu wissen wähnen, warum alles Schlechte, was je geschah, nothwendig war und durchaus geschehen mußte, nichts hören wollen. Und doch sind dieses nützliche und lehrreiche Fragen und Probleme einer höhern welthistorischen Sittlichkeit und Beurtheilung.

Auf dieser Wagschale verglichen, neigt sich das Uebergewicht auf die Seite des jugendlich begeisterten Alexander, dessen welthistorische Wirkung mehr befruchtend für die Zukunft, als zerstö-

rend in der Gegenwart war. Und auch Nation gegen Nation gehalten, bietet die Auflösung der hellenischen Freiheit und Bildung ein weniger herbes und freudenloses Schauspiel dar, als der sittliche Zusammensturz der alten strengen Römerwelt; indem wir dort noch durch einen letzten herrlichen Aufflug schöner hellenischer Begeisterung im Alexander im Gemüthe erhoben werden; während hier in dem Römischen Abendlande alles in einförmiger Erschlaffung darnieder sinkt, bis die neue Sonne eines höheren göttlichen Glaubens, über den alten Schutt des untergegangenen Heidenthums emporsteigt.

Inhalt.

Seite

Vorrede. . . . . III.

I.

Von den Schulen der griechischen Poesie. 1794. . . . 7

II.

Vom künstlerischen Werthe der alten griechischen Komödie. 1794. 22

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotische Bruchstücke derselben; und über das bukolische Idyll. 1798. 38

Ueber das Idyll, und die bukolischen Dichter der Alten. . 48

IV.

Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern. 1794. 53

V.

Ueber die Diotima. 1795. 71

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. 116

VII.

Die epitaphische Rede des Lysias. 1796. Einleitung. 127
Uebersetzung der epitaphischen Rede des Lysias. 136
Beurtheilung. 155
Beilage. Die Olympische Rede des Lysias. 163
Anmerkung. 165

VIII.

Kunsturtheil des Dionysios über den Isokrates. 1796. Einleitung. 166
Charakteristik des Isokrates. Aus dem Griechischen des Dionysios 176

Alle diese voranstehenden Aufsätze haben zuerst in verschiedenen Zeitschriften in den Jahren 1794—1796 und 1798 eingerückt gestanden. Zwei derselben, Nr. IV. und V. waren auch in dem Ersten Theil der Griechen und Römer 1797 aufgenommen. Der nachfolgende Aufsatz ist noch nie gedruckt gewesen.

IX.

Caesar und Alexander. Eine welthistorische Vergleichung. 1796 200

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

Staatliche Bibliothek Passau

Einladung zur Pränumeration

auf

Friedrich von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Neue, 2te vermehrte Original-Gesammtausgabe in 15 Bänden, gr. 8.,

der äußern Ausstattung nach ganz gleich der neuesten Cotta'schen Prachtausgabe von Schiller's Werken in 10 Bänden;

auf feinem Velinpapier gedruckt, in elegantem Umschlag broschirt.

Mit Biographie, Portrait und Facsimile des Verfassers.

Inhalt:

1.—2. Bd. **Geschichte der alten und neuen Literatur.** Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe (2ter Abdruck.) — Sr. Durchlaucht dem Herrn **Clemens Wenzeslaus Lothar Fürsten von Metternich-Winneburg** ꝛc. ꝛc. ꝛc. gewidmet.

3.—5. Bd. **Studien des classischen Alterthums.** 1ster Theil. I. Geschichte der epischen Dichtkunst der Griechen. — II. Bruchstücke zur Geschichte der lyrischen Dichtkunst. — 2ter Theil. Von den Schulen der griechischen Poesie. — Vom künstlerischen Werthe der alten griechischen Komödie. — Ueber die alte Elegie, und einige erotische Bruchstücke derselben; und über das bukolische Idyll und die bukolischen Dichter der Alten. — Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern. — Ueber die Diotima. Ueber die Gränzen des Schönen. — Die epitaphische Rede des Lysias. — Kunsturtheil des Dionysios über den Isokrates. — Cäsar und Alexander; eine welthistorische Vergleichung. — 3ter Theil. Kritik und Theorie der alten und neuen Poesie. I. Ueber das Studium der griechischen Poesie. — II. Gespräch über die Poesie.

6. Bd. **Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst.** I. Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden in den Jahren 1802 bis 1804. — II. Grundzüge der gothischen Baukunst; auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Theil von Frankreich; in den Jahren 1804 und 1805. — III. Vermischte Aufsätze. Schloß Karlstein bei Prag. — Die heilige Cäcilia von J. Schnorr.

7. Bd. **Romantische Sagen und Dichtungen des Mittelalters.** I. Geschichte des Zauberers Merlin. — II. Lothar und Maler, eine Rittergeschichte.

8. Bd. **Vermischte kritische Schriften.** I. Beitrag zur Kenntniß der romantischen Dichtkunst.—II. Neue Kunst und Literatur. — III. Alte Weltgeschichte. — IV. Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde.

9.—10. Bd. **Gedichte.** 2te vermehrte Ausgabe. (2ter Abdruck.)
1ster Theil. I. Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen, nach Turpins Chronik. II. Erste Frühlingsgedichte (1800—1801). III. Abendröthe. IV. Stimmen der Liebe. V. Alarcos. Ein Trauerspiel in zwei Aufzügen. VI. Versuch einer metrischen Uebersetzung des Racine. Erster Act des Bajazet. VII. Lehrgedichte. — 2ter Theil. I. Kunstgedichte. II. Scherzgedichte. III. Sprüche. IV. Romanzen und Lieder. V. Lyrische Gedichte. VI. Geistliche Gedichte. VII. Gedichte aus dem Indischen. VIII. Noah's Morgenopfer.

11. Bd. **Ueber die neuere Geschichte.** Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1810.

12. Bd. **Philosophie des Lebens.** In 15 Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1827.

13.—14. Bd. **Philosophie der Geschichte.** In 18 Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1828.

15. Bd. **Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes.** Geschrieben und vorgetragen zu Dresden im December 1828 und in den ersten Tagen des Januars 1829.

Pränumerations-Bedingnisse.

Jeder Band kostet nur 1 fl. 20 kr. C. M.!

Mit dem ersten Bande ist der letzte vorauszubezahlen.

Wer jedoch für alle 15 Bände auf Einmahl vorausbezahlt, erhält selbe anstatt um 20 fl. C. M., für 15 fl. C. M.!!

Monatlich (am **30.**) erscheint ein Band.

Pränumeration wird in der gefertigten und in allen Buchhandlungen angenommen.

Buch- und Verlagshandlung von **Ignaz Klang**
in Wien.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 4

Wien 1846

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Hf 75/2-3/4(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341340-9